

**Konstruktionen des Germanischen in Printmedien des
Nationalsozialismus**

Zur Rezeption und Instrumentalisierung nordischer Mythologeme
zwischen 1933 und 1945

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie
der Ludwig-Maximilians-Universität
München

vorgelegt von
Lisa-Danjela Siewert
aus
Nürnberg
2024

Referent/in: Prof. Dr. Wilhelm Haefs
Korreferent/in: PD Dr. Johannes Frimmel
Tag der mündlichen Prüfung: 23. November 2023

Inhaltsverzeichnis

Teil I. Einführung	5
1. Struktur, Erkenntnisziele und Forschungsstand	5
2. Der Germanenbegriff und seine Ausprägungen	13
2.1 Der antike Germanenbegriff	13
2.1.1 Der Germanenbegriff bei Caesar	14
2.1.2 Der Germanenbegriff bei Tacitus	15
2.1.3 Die Problematik der antiken Ethnographie	18
2.2 Die Problematik des Germanenbegriffs und Forschungsperspektiven	21
3. Skaldendichtung, Eddas, Sagas: Ein Überblick über die altnordischen Quellen	25
3.1 Die Sagaliteratur	25
3.2 Skaldendichtung	30
3.3 Snorra- und Lieder-Edda	31
3.4 Weiteres Quellenmaterial – Archäologische Zeugnisse, Runen, altnordische Glaubensvorstellungen und Mythologie	33
Teil II. Grundlagen	39
4. Historische Grundlagen und Kontinuitäten der Germanenrezeption	39
4.1 Die Anfänge der Germanenrezeption – die völkische Bewegung	39
4.2 Grundlegende Aspekte des völkischen Germanismus	44
4.3 Kulturelle Gegensätze und Kontinuitätsvorstellungen als Grundgerüst völkischer Weltanschauung	46
5. Institutionelle Rahmenbedingungen	49
5.1 Nationalsozialistische Propaganda und Zensur im Bereich der Printmedien	49
5.2 Mediennutzungsverhalten: Populärliteratur im Nationalsozialismus	54
6. Germanenrezeption in den Geisteswissenschaften im Nationalsozialismus	57
6.1 Auswirkungen auf die universitäre Forschung und Lehre	57
6.1.1 Germanistik	61
6.1.2 Runologie	63
6.1.3 Ur- und Frühgeschichte	64
6.1.4 Klassische Archäologie	66
6.1.5 Volkskunde	67
6.1.6 Weitere universitäre Fächer	68
6.2 Kriegseinsatz der deutschen Geisteswissenschaften	70
Teil III. Fallstudien	73
7. Konstruktionen des Germanischen im Nationalsozialismus: Fallstudien	73
7.1 Atlantis, Thule, Island – Die Verortung des Ursprungs der „Arier“ im Norden	73
7.1.1 Thule: Begriffsherkunft und -entwicklung	73
7.1.2 Alfred Rosenbergs „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“	76

7.1.3	Edmund Kiss' „Frühling in Atlantis“ und „Die Singschwäne aus Thule“ . . .	86
7.2	Die nationalsozialistische Rassenideologie am Beispiel Hans F. K. Günthers . . .	94
7.2.1	Die Entwicklung der Rassenideologie	94
7.2.2	Vordenker der Rassenideologie	96
7.2.3	Die „nordische Rasse“ als Krone der Schöpfung – Hans F. K. Günther . . .	99
7.3	Die religiösen Vorstellungen der Germanen als „Heilsweg“	108
7.3.1	Historische Entwicklung	108
7.3.2	Werner Grauls „Zwerg Hüting zeigt Heiner den Weg“	111
7.4	Die Rezeption der eddischen Texte und der Runen	116
7.4.1	Grundmuster der Edda- und Runen-Rezeption	116
7.4.2	Guido von List als Vordenker der Edda- und Runenrezeption.	117
7.4.3	Rudolf von Elmayer-Vestenbruggs „Rätsel des Weltgeschehens“	121
7.4.4	Batti Dohms „Stielauge der Urkrebs“	128
7.5	Arminius, der Cherusker und Sigurðr Fáfnisbani – ein deutscher Identifikationsversuch.	131
7.5.1	Arminius und die Varusschlacht aus historischer Sicht	131
7.5.2	Die Arminius-Rezeption.	136
7.5.3	Sigurðr Fáfnisbani und die Nibelungen	139
7.5.4	Arminius gleich Siegfried – die Geschichte eines Gleichsetzungsversuchs	141
7.5.5	Rezeption im Nationalsozialismus.	144
7.6	Schulwandbilder der NS-Zeit.	146
8.	Ausblick: Konstruktionen des Germanischen in der heutigen Zeit.	161
	Literaturverzeichnis	167
	Bildquellenverzeichnis	191

Teil I. Einführung

1. Struktur, Erkenntnisziele und Forschungsstand

Die „Germanen als Vorfahren der Deutschen“ waren ein wesentlicher Bestandteil der nationalsozialistischen Rassenideologie und des „Arier“-Konstruktes, nach welchem die „arische Rasse“ die allen anderen überlegene sei. Mit idealisierenden Attributen wie Tapferkeit, Opferbereitschaft und Treue versehen, wurden die Germanen sowie die sie umgebenden Mythologeme uminterpretiert und für die politische Agenda nutzbar gemacht. Dabei kam es zu einer ideologischen Verzerrung der historischen Realitäten.

Diese Uminterpretation begann jedoch nicht erst im NS-Staat; vielmehr nahm das Bild einer deutschen Geschichte, die mindestens 1.000 Jahre, gelegentlich aber auch bis in die europäische Frühgeschichte zurückreicht, schon deutlich früher seinen Anfang: vom Humanismus ausgehend setzten sich die aus der Enthistorisierung und Ideologisierung der Germanen resultierenden Denkansätze über die völkische Bewegung und den Nationalsozialismus noch bis in zeitgenössische rechtsextreme und rechtspopulistische Kreise sowie in die Populärkultur hinein fort. Dabei dienten bzw. dienen sie dem Zweck, eine vermeintlich „ruhmreiche, ehrwürdige“ deutsche Geschichte zu konstruieren, die das Grundgerüst des deutschen kulturellen Gedächtnisses bilden soll. Der Gedanke, die Germanen könnten die Vorfahren der Deutschen sein, mag dabei zunächst gar nicht abwegig erscheinen; beschäftigt man sich jedoch näher mit den historischen Realitäten, so finden sich kaum wissenschaftliche Erkenntnisse, die dieses Vergangenheits- und Identifikationskonstrukt stützen.

Bereits mit der Wiederentdeckung der *Germania* des Tacitus im Humanismus setzte eine selektive Auswahl und Interpretation des Quellenmaterials ein. Dieser äußerst freie Umgang mit der Überlieferung nahm im Laufe der Zeit weiter zu, sodass trotz neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse gerade in völkischen Kreisen immer verzerrtere Bilder der germanischen Vorzeit entstanden. Dies ist dem Umstand geschuldet, dass sich bei vielen Theoremen der Germanenrezeption eine Tendenz zeigt, das *tatsächliche* Ergebnis einer Untersuchung so umzudeuten, dass das *gewünschte* Ergebnis wiederspiegelt wird. Diese Methodik steht in direktem Widerspruch zu wissenschaftlichen Verfahren, die eine Hypothese benennen und überprüfen, also die Kriterien der Überprüfbarkeit und Revidierbarkeit erfüllen.

Auch wenn die Grundsteine dieser tendenziösen Germanenrezeption somit bereits in den vorhergehenden Jahrhunderten gelegt wurden, so konnte dieser selektive Umgang mit dem Quellenmaterial jedoch erst im NS-Staat seine ganze verhängnisvolle Wirkkraft entfalten. Daraus ist allerdings nicht abzuleiten, dass der nationalsozialistische Staat vollständig von Germanophilie durchzogen gewesen wäre: Zwar gelangten manche Theoreme nun zu mehr Aufmerksamkeit als vor der Machtergreifung oder wurden gerade im Kontext des „Rassetheorems“ instrumentalisiert, der Hauptteil dieser Denkansätze fristete aber auch nach 1933 noch ein Schattendasein. Die Hoffnungen von Esoterikern, Völkischen und Germanophilen, ihre Ideen würden fortan nicht mehr nur belächelt, sondern vielleicht sogar in das Grundgerüst des neuen Staates integriert werden, verblassten schnell. Das nationalsozialistische Regime mochte sich der Aspekte der Germanenre-

zeption bedienen, die für die Ideologie und Propaganda geeignet waren, zugleich war es jedoch auch bemüht, Kontrollinstrumente zu schaffen, damit nur die gewünschten ideologischen Inhalte zur Geltung gelangen konnten. Viele Teilbereiche der Germanenrezeption wurden dabei nicht nur abgelehnt, sondern strikt unterbunden. Dies betraf vor allem ihre rückwärtsgewandten Aspekte, sodass es zu keiner institutionellen Verfestigung und auch nicht zu der neuheidnisch-esoterischen Revolution kam, auf die manche Kreise gehofft hatten.

Was den aktuellen Forschungsstand zur Germanenrezeption anbelangt, so hat Klaus von See mit seiner Arbeit *Deutsche Germanenideologie. Vom Humanismus bis zur Gegenwart* von 1970 auf etwas mehr als 100 Seiten bereits kompakt, aber übersichtlich dargestellt, wie sich verschiedene Motive der Germanenrezeption historisch und kulturell entwickelt haben. Der Text gilt nach wie vor als eines der Standardwerke zu diesem Themenkomplex. Gleiches kann für *Barbar, Germane, Arier. Die Suche nach einer Identität der Deutschen*, das ebenfalls von Klaus von See verfasst wurde und aus dem Jahr 1994 stammt, gesagt werden. Es räumt der Thematik auf über 400 Seiten deutlich mehr Raum ein und widmet sich umfänglich einzelnen Teilaspekten der deutschen Germanenrezeption. Allerdings ist zu berücksichtigen, dass beide Werke aus der Zeit vor der Jahrtausendwende stammen und in ihrer Herangehensweise eher der Ideologiekritik als der inhaltlichen Auseinandersetzung mit den Germanenbildern verpflichtet sind. Gleiches kann für die Arbeiten von Allan Antoni Lund gesagt werden. Aktueller ist hingegen das Werk *Germanenbilder. „Germanische“ Stoffe und Motive in der skandinavisch-, deutsch- und niederländischsprachigen Literatur von der Vorromantik bis 2013* von Philipp Schmidt, das 2018 erschienen ist. Dieses bezieht neben der deutschen auch die skandinavische sowie die niederländische Germanenrezeption mit ein und setzt sie zueinander in Beziehung. Schmidt untersucht dabei allerdings vorrangig fiktionale Texte, die zudem aus drei unterschiedlichen Sprachräumen stammen. Ein ebenfalls recht kompakter und zugleich doch ausführlicher Überblick zur Thematik findet sich darüber hinaus bei Rüdiger Sünner mit seinem Titel *Schwarze Sonne. Die Macht der Mythen und ihr Missbrauch in Nationalsozialismus und rechter Esoterik*, zuletzt aus dem Jahr 2009. Das Buch kann gut als Einführung in die Thematik genutzt werden, wenn es auch populärwissenschaftliche Züge trägt. Zudem sind zahlreiche Aufsätze zur Thematik erschienen, deren Aufzählung an dieser Stelle jedoch zu weit führen würde – hierfür sei auf das Literaturverzeichnis verwiesen.

Allen genannten Werken ist gemeinsam, dass es sich bei ihnen eher um einen „Rundumschlag“ handelt, der die Geschichte der Ideologisierung und Instrumentalisierung verschiedener Germanenbilder nachvollzieht und einordnet. Dabei werden auch die politischen, kulturellen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen berücksichtigt, innerhalb derer sich die Germanenrezeption in der völkischen Bewegung und im Nationalsozialismus abspielte. Die Autoren ziehen hierbei gelegentlich einzelne Printwerke, Bilder oder Filme heran, um die Rezeptionslinien spezifischer Ideologeme greifbarer zu machen. Was jedoch fehlt, ist eine dezidierte, wissenschaftliche Untersuchung von Fallbeispielen.

Dabei wäre eine solche wichtig, gab es doch im Nationalsozialismus zahllose nebeneinander existierende germanophile Rezeptionsstränge mit unterschiedlichen Zielen, Hintergründen und Wirkungen. Diese diffusen und überaus heterogenen Germanenbilder sind nach 1945 nicht einfach verschwunden. Manche von ihnen haben überdauert und können auch heute noch aktualisiert und instrumentalisiert werden. Gerade deshalb ist es nötig,

sich eingehend mit den unterschiedlichen Ausprägungen der Germanenrezeption zu befassen, sie wissenschaftlich zu erforschen und mit den gewonnenen Erkenntnissen aufzuklären.

Dieser Heterogenität trägt die Wissenschaft durch die bislang vorliegenden, generalisierenden Arbeiten jedoch nur unzureichend Rechnung. Die vorliegende Arbeit setzt hier an und hat zum Ziel, eine differenzierte wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Germanenbild vorzunehmen, die dem Kernaspekt der Germanenrezeption, also ihrer Diffusität und Heterogenität, gerecht wird. Freilich kann sie dabei nicht den Anspruch erfüllen, eine abschließende Gesamtdarstellung aller Rezeptionslinien vorzunehmen; ein solches Unterfangen wäre im Hinblick auf den schier endlosen Fundus an germanophilen Inhalten, die sich für eine solche Untersuchung anbieten, nicht zu bewerkstelligen. Um hier eine Ab- bzw. Eingrenzung vorzunehmen, stellt die vorliegende Untersuchung Printmedien und insbesondere Monografien bzw. Romane in den Fokus des Erkenntnisinteresses, die im Zeitraum zwischen 1933 und 1945 relevant waren. Mit „relevant“ sind sowohl solche Schriften gemeint, die bereits vor 1933 veröffentlicht worden sind, jedoch im Nationalsozialismus weiterrezipiert wurden, als auch solche, die überhaupt erst im Untersuchungszeitraum erschienen sind. Diese Selektion erfolgt zugunsten eines einheitlichen Blickwinkels. Untersucht werden neben (pseudo-)wissenschaftlichen auch populärwissenschaftliche, fiktionale und pädagogische Inhalte, um zu verdeutlichen, dass sich tendenziöse germanophile Rezeptionsstränge sowohl im akademischen Diskurs als auch in der Populärliteratur finden lassen. Zudem werden vorrangig die inhaltlichen Aspekte der ausgewählten Printmedien untersucht, da eine Beschäftigung mit anderen Aspekten vom eigentlichen Erkenntnisinteresse der Arbeit wegführen würde. Andere Medientypen werden lediglich dort miteinbezogen, wo es der Diskurs erforderlich macht.

Die Arbeit beginnt zunächst mit der Definition des Untersuchungsgegenstandes. Dieses Unterfangen gestaltet sich schwierig, ist der Begriff des Germanen bis heute doch nur unzureichend definiert. Dies ist nicht zuletzt dem Umstand geschuldet, dass hierunter je nach Fachdisziplin unterschiedliches Quellenmaterial sowie verschiedene Mythologien, historische Zeitabschnitte und Bevölkerungsgruppen subsumiert werden, weshalb eine klar umrissene Definition von *Germanen* bzw. *germanisch* bislang fehlt. Um diese Problematik aufzuarbeiten, wird zunächst die Geschichte der betreffenden Begriffe dargestellt, beginnend beim Germanenbegriff der Antike, der maßgeblich von Iulius Caesar und Cornelius Tacitus geprägt wurde. Anschließend richtet sich der Fokus auf die Hindernisse, die einer klaren Erfassung des Begriffs im Wege stehen: Hierbei werden insbesondere die Unzulänglichkeiten der antiken Ethnographie als Quellenmaterial sowie die Definitionsprobleme der einzelnen Fachwissenschaften beleuchtet. Anhand dieser Darstellungen wird verständlich, weshalb in einer Dissertation zur Germanenrezeption nicht von „den Germanen“ die Rede sein kann, trotz dieser Problematik aber dennoch der Begriff „Germanenrezeption“ Verwendung findet. Zuletzt wird deutlich, weshalb eine Untersuchung der Germanenrezeption in nationalsozialistischen Printmedien nicht auf einer Analyse von „germanischer Tradition“ oder „germanischer Überlieferung“ fußen kann und warum stattdessen die altnordische Überlieferung als Ausgangspunkt gewählt werden muss. Zum besseren Verständnis des zugrundeliegenden altnordischen Quellenmaterials folgt abschließend ein knapper Überblick über die rezipierten altnordischen Texte.

Das vierte Kapitel beschäftigt sich mit den historischen Grundlagen und den Kontinuitätslinien der Germanenrezeption: Beginnend beim Humanismus wird die historische Entwicklung verschiedener germanophiler Ansätze und Theoreme sowie der völkischen Bewegung nachvollzogen und eingeordnet. In diesem Kontext werden auch die grundlegenden Aspekte des völkischen Germanismus beleuchtet. Bei der Betrachtung der Kontinuitätslinien stehen dann vor allem zwei prägende Elemente des völkischen Geschichtsdenkens im Fokus: einerseits das Element der kulturellen Gegensätze, auf dessen Grundlage die Abgrenzung zwischen *deutsch* und *nicht-deutsch* erfolgte, andererseits die völkischen Kontinuitätsvorstellungen, die es den Anhängern dieser Vergangenheitsbilder überhaupt erst erlaubten, sich als Nachfahren der Germanen zu betrachten.

Das fünfte Kapitel beschäftigt sich mit den institutionellen Rahmenbedingungen zwischen 1933 und 1945. Entscheidende Einflüsse sind hierbei Zensur und Propaganda, die umfänglich auf die deutsche Medienlandschaft und somit auch auf die Produktion von Printmedien und ihren Inhalt einwirkten. Zudem wird auf das Mediennutzungsverhalten von Leserinnen und Lesern im Untersuchungszeitraum eingegangen.

Das anschließende Kapitel widmet sich dem Einfluss der nationalsozialistischen Germanenideologie auf die universitären Fächer. Eingehend untersuchte Forschungsfelder sind dabei die Germanistik, die Runologie, die Ur- und Frühgeschichte, die Klassische Archäologie sowie die Volkskunde. Einige weitere Disziplinen werden kursorisch in einem eigenen Unterpunkt behandelt. Der Fokus liegt somit auf jenen geisteswissenschaftlichen Fachbereichen, die für die Ziele des Staatsapparates am ehesten instrumentalisierbar waren, da eine ausführliche Darstellung der Universitäten im Nationalsozialismus zu weit greifen würde. Daran anschließend erfolgt eine knappe Beschäftigung mit dem Kriegseinsatz der deutschen Geisteswissenschaften im Zweiten Weltkrieg. Anhand der hier dargestellten Aspekte wird ersichtlich, in welchem Maß das Regime bemüht war, eine (pseudo-)wissenschaftliche Grundlage für die Geschichte von der langen Herrschaft der „Arier“ zu schaffen, die sich so freilich nicht nachweisen lässt.

An diese grundlegenden Ausführungen schließt sich der Hauptteil der Arbeit an, welcher einzelne Phänomene völkischer bzw. nationalsozialistischer Germanenrezeption anhand von konkreten Beispielen im Rahmen von detaillierten Fallstudien untersucht. Es wird deutlich, wie die altnordische Überlieferung auf ganz unterschiedliche Weise rezipiert und interpretiert wurde. Ebenso offenbaren sich die verschiedenen Vergangenheitskonstrukte, die auf dieser Grundlage geschaffen wurden. Die betrachteten Fallbeispiele werden dabei stets im Kontext ihrer ideologischen Zusammenhänge analysiert. Der Übersichtlichkeit halber sind die einzelnen Unterabschnitte nach den Theoremen gegliedert, die im Fokus des jeweiligen Rezeptionsansatzes stehen. Während lediglich eine kleine Auswahl an Werken analysiert wird, sind diese jedoch thematisch breit gestreut, stammen aus unterschiedlichen Quellen und repräsentieren verschiedene mediale Strategien. Dies erlaubt Rückschlüsse auf die maßgeblichen Rezeptionslinien des Germanenbildes zwischen 1933 und 1945 und dient dazu, die Heterogenität und Diffusität der Germanenbilder und die unterschiedlichen Ziele, die mit ihrer Verbreitung verfolgt wurden, zu verdeutlichen.

Das erste Unterkapitel hat die Atlantis-Rezeption zum Inhalt. Die sagenumwobene Insel wurde im völkischen Milieu häufig mit Island, aber auch mit dem mythischen Thule identifiziert. Zunächst ist es hier nötig zu erläutern, was Thule ist und wie es sich histo-

risch und im Hinblick auf seine Rezeption entwickelt hat. Daran anschließend erfolgt die Beschäftigung mit drei Texten, die Atlantis bzw. Thule rezipieren: Einerseits ist hier Alfred Rosenbergs *Mythus des 20. Jahrhunderts* zu nennen, in welchem der Verfasser seine Theorien hinsichtlich der Herkunft der Germanen umfassend darlegt, wobei er diese unter anderem in Atlantis verortet. Obgleich zum *Mythus* bereits zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten vorliegen, wurde dieses Werk berücksichtigt, weil sein Verfasser eine prominente Stellung innerhalb des nationalsozialistischen Staatsapparates innehatte und der Schrift somit eine gewisse Relevanz für die NSDAP und das offiziöse Germanenbild unterstellt werden kann. Andererseits werden Edmund Kiss' Romane *Frühling in Atlantis* und *Die Singschwäne aus Thule* betrachtet. Das erste Werk erzählt von dem Konflikt zwischen „den Asen“ und „den Dunklen“, während das zweite berichtet, wie sich einige „Asen“ daran machen, in ihre Urheimat zurückzukehren. Da die vierbändige Reihe über die Jahre hinweg vollständig veröffentlicht wurde und sich auch entsprechende Werbeanzeigen, etwa im *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, finden ließen, kann eine gewisse Relevanz für das populärkulturelle Germanenbild im Nationalsozialismus angenommen werden. Zudem eignen sich diese Texte, um das Spannungsfeld aus Utopie-Träumen auf der einen und Rückwärtsgerichtetheit bzw. Vergangenheitsverklärung auf der anderen Seite zu verdeutlichen, in welchem sich viele Atlantis-Romane dieser Zeit bewegen.

Das nächste Unterkapitel befasst sich mit der nationalsozialistischen „Rassenideologie“ und einem ihrer einflussreichsten Vertreter im NS-Staat, dem „Rassentheoretiker“ Hans F. K. Günther. Zunächst wird die historische Entwicklung des Konzepts von unterschiedlichen „Menschenrassen“ dargelegt. Hierbei werden auch zwei maßgebliche Vordenker Günthers beleuchtet, namentlich Arthur de Gobineau und Houston Stewart Chamberlain. Daran anschließend richtet sich der Fokus auf Günther selbst und eine Auswahl seiner Schriften, welche einer eingehenden Analyse unterzogen werden: im Brennpunkt steht dabei der Titel *Frömmigkeit nordischer Artung. Ein Querschnitt durch das Indogermanentum von Benares bis Reykjavik*, es werden aber auch *Gattenwahl zu ehelichem Glück und erblicher Ertüchtigung*, *Herkunft und Rassengeschichte der Germanen und Rassenkunde des deutschen Volkes* berücksichtigt. Es wird nicht nur ersichtlich, auf welche unwissenschaftliche Weise Günther seine „Forschung“ betrieb, sondern auch, inwiefern seine Ansätze zum Germanentum dazu beitragen, die Rassenideologie zu untermauern, die einzelne Volksgruppen und Religionsgemeinschaften im nationalsozialistischen Deutschland diffamierte und ausgegrenzte. Ähnlich wie Rosenberg wurde Günther ebenfalls aufgrund seiner inhaltlichen Relevanz für die Ideologie des Nationalsozialismus ausgewählt.

Das dritte Unterkapitel geht der Frage nach, inwieweit und in welcher Form die altnordische Mythologie und andere, als germanisch empfundene religiöse Konzepte rezipiert wurden. Auch hier folgt zunächst ein Überblick über die historische Entwicklung dieser Rezeptionsansätze, bevor exemplarisch die Erzählung *Zwerg Hüting zeigt Heiner den Weg. Eine Einführung in das nordisch-germanische Weltbild für gottgläubige Kinder* von Werner Graul analysiert wird. Es zeigt sich, dass das zentrale Ziel des Textes ist, Kinder bereits in jungem Alter vom christlichen Glauben weg- und zu paganen Religionsformen hinzulenken sowie sie rassistisch und antisemitisch vorzuprägen. Ein wesentlicher Grundbaustein des Textes ist dabei die Abwertung und Dämonisierung des Christentums

gegenüber den als ursprünglicher portraitierten Glaubensvorstellungen des vorchristlichen Zeitalters. Da der Text der Forschung bislang unbekannt geblieben ist, stützt sich der Diskurs hier vorrangig auf eine eigene Analyse. Zudem macht ihn besonders, dass er das einzige Fallbeispiel ist, das sich an die klar definierte Zielgruppe von Kindern richtet.

Die vierte Fallstudie beschäftigt sich mit der Rezeption eddischer Texte und der Runen. Diese beiden Teilaspekte werden gemeinsam behandelt, da sich in den analysierten Texten eine Überschneidung von Runen- und *Edda*-Rezeption zeigt, nicht zuletzt, weil häufig auf diese beiden Themenkomplexe zurückgegriffen wurde, um einen Inhalt noch „germanischer“ erscheinen zu lassen. Zunächst ist auf die historische Entwicklung der *Edda*- und Runen-Rezeption einzugehen. Darüber hinaus ist es nötig, einen Blick auf die Vorarbeiten des rassistischen Okkultisten Guido von List zu werfen sowie das Konzept der *Welteislehre* von Hanns Hörbiger zu erläutern, um daran anschließend Rudolf von Elmayer-Vestenbruggs Werk *Rätsel des Weltgeschehens* analysieren zu können: Der Text, der die *Welteislehre* laienfreundlich aufbereitet, behauptet unter anderem, dass ein Großteil des Kosmos aus Eis bestehen würde und dass der heutige Mond bereits der sechste in der Erdgeschichte sei. Belege für die Thesen der *Welteislehre* glaubte man unter anderem in der *Edda* zu finden, die vermeintlich das Wissen um einen Mondniederbruch bewahrt hätte. Von einer solchen Katastrophe handelt dann auch der zweite Analysegegenstand, der Roman *Stielaug der Urkrebs* von Batti Dohm, der sowohl die eddische Überlieferung als auch Aspekte der Runenmystik rezipiert.

Die fünfte Fallstudie widmet sich der Rezeption von Arminius, der durch die Schlacht vom Teutoburger Wald Eingang in die Geschichte gefunden hat. Vorweg erfolgt ein Abriss zum aktuellen Forschungsstand, sowohl betreffend die Varusschlacht als auch Arminius selbst, ehe die Rezeption des Konflikts in den nachfolgenden Jahrhunderten betrachtet wird. Daraufhin richtet sich der Fokus auf einen anderen Charakter der Mythenwelt, namentlich Sigurðr Fáfnisbani, die Hauptfigur des *Nibelungenliedes*, die im deutschen Sprachraum besser als Siegfried, der Drachentöter bekannt ist. Hier wird zunächst die Quellenlage der Überlieferung untersucht, ehe darauf eingegangen wird, wie wiederholt versucht wurde, Sigurðr und Arminius im Kontext verschiedener Rezeptionsansätze miteinander zu identifizieren. Die Untersuchung einer konkreten Schrift fehlt in diesem Fall – dies ist damit zu begründen, dass die Arminius- bzw. Sigurðr-Rezeption zwar in der völkischen Bewegung und auch zu Beginn des Untersuchungszeitraums eine gewisse Relevanz besaß, in den Folgejahren ist hier jedoch ein Rücklauf zu verzeichnen, bis diese Rezeptionslinie ihre Bedeutung mit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges gänzlich verlor. Dieses Beispiel dient dazu, einen gescheiterten Versuch der Instrumentalisierung zu illustrieren.

Den Abschluss der Fallstudien bilden schließlich die nationalsozialistischen Schulwandbilder, die im Schulunterricht unter anderem eingesetzt wurden, um den Schülerinnen und Schülern die „germanische Vorzeit“ und ihre vermeintlichen Wurzeln anschaulich näherzubringen. Hierbei handelt es sich um eine spezifische Kategorie unter den Fallstudien, da Printmedien untersucht werden, die nicht textuell basiert sind, wodurch sie eine völlig andere mediale Programmierung besitzen als die restlichen Fallbeispiele. Ideologeme werden im Bildprogramm verborgen transportiert, wodurch sich die Form der Codierung von textuell basierten Medien unterscheidet, folglich also andere Decodierungsstrategien erforderlich sind. Die Schulwandbilder bieten somit die Möglichkeit,

noch eine ganze andere Seite der Germanenrezeption zu untersuchen, nämlich eine, die nicht mit Beschreibung, sondern mit einem völkischen Bildprogramm arbeitet. Nach einigen grundlegenden Informationen zu Produktion und Verwendung der Schulwandbilder werden insgesamt neun von ihnen näher betrachtet. Die ausgewählten Beispiele haben verschiedene Aspekte der Germanenrezeption zum Inhalt und geben unterschiedliche Zeitabschnitte der „germanischen Geschichte“ wieder. Analysiert werden hierbei insbesondere: *Wikinger auf Binnenfahrt im Odertal*; *Germanisches Gehöft um Christi Geburt (Wehrhaftes Bauerntum)*; *Eine Siedlung zur jüngeren Steinzeit*; *Der Hakenpflug. Jüngere Steinzeit*; *Germanische Sonnenwendfeier*; *Bekehrung der Germanen durch das Christentum*; eine Darstellung des Gottes Þórr; *Germanische Tracht zur Eisenzeit um 400 n. d. Zr.*; *Germanische Tracht zur Bronzezeit um 1600 v. d. Zr.* Zuletzt wird erläutert, wie nach 1945 mit Schulwandbildern verfahren wurde.

Der abschließende Ausblick beschäftigt sich mit den Aspekten der nationalsozialistischen Germanenrezeption, die auch heute noch in rechtsradikalen bzw. -populistischen Gruppierungen, in der Populärkultur und in neuheidnischen Glaubensgemeinschaften fortleben. Dabei werden nicht nur Printwerke, sondern auch andere Medientypen wie Liedtexte, Videospiele und Filme miteinbezogen.

2. Der Germanenbegriff und seine Ausprägungen

Wie einleitend vorausgeschickt, ist es bislang nicht gelungen, einen allgemeingültigen Germanenbegriff zu definieren. Das ist unter anderem damit zu begründen, dass dieser Begriff unterschiedlichste Inhalte unter sich vereint, die je nach Fachbereich oder zu untersuchendem Zeitabschnitt variieren und somit nicht zur Deckung zu bringen sind. Wird der Begriff dennoch gebraucht, geschieht dies oftmals leichtfertig, eine Tendenz, die bereits im Humanismus einsetzte und sich noch bis in die heutige Zeit, gerade im Bereich der Populärkultur und -wissenschaft, erhalten hat.

Die Diskussion um den konkreten Inhalt des Germanenbegriffs ist somit keine neue. Seit Jahrzehnten wird darüber debattiert, wie eine allgemeingültige Definition auszusehen hat bzw. ob diese überhaupt möglich oder erstrebenswert ist. Ziel des vorliegenden Kapitels ist es daher nicht, sich an einer Lösung dieses Problems zu versuchen. Stattdessen wird ein Blick auf die Geschichte des Begriffs geworfen, um darzulegen, weshalb der Germane aufgrund dieser Definitionsproblematik nicht der Untersuchungsgegenstand sein kann. Außerdem wird erläutert, welcher Ansatz sich alternativ anbietet und was gemeint ist, wenn trotzdem von der Germanenrezeption die Rede ist.

2.1 Der antike Germanenbegriff

Der Begriff *Germane* stammt wahrscheinlich aus den belgisch-niederrheinischen Gebieten des Rheins, wo er sich noch vor der Eroberung dieser Gegend durch Caesar entwickelte. Die hier ansässigen Germanen waren vermutlich eng mit den Kelten verflochten, sodass eine klare Differenzierung zwischen den beiden Gruppen eventuell kaum möglich war. Der Prozess, im Zuge dessen sich die Bezeichnung von dort aus verbreitete, ist undurchsichtig und lässt sich heute nicht lückenlos nachvollziehen.¹ Die älteste bekannte Bezeugung des Wortes findet sich auf Triumphalfasten aus dem Jahr 222 v. Chr.: Sie berichten davon, wie Marcus Claudius Marcellus siegreich aus einer Schlacht gegen keltische Stämme bei Clastidium hervorging.²

In der antiken Literatur tauchen die Germanen nach heutigem Kenntnisstand erstmals in der Zeitgeschichte des Poseidonios von Apameia (geboren 135 v. Chr., verstorben 51 v. Chr.³) auf. Hier treten sie allerdings ebenfalls im Umfeld der Kelten in Erscheinung,⁴ sodass unklar bleibt, ob die Germanen für Poseidonios lediglich eine Untergruppe innerhalb der Kelten bildeten oder ob es sich bei ihnen um ein eigenständiges Volk handelte.⁵ Andere Quellen, wie etwa die Schriften Strabos (geboren ca. 64 v. Chr., verstorben

¹ Vgl. Timpe 1998, S. 6–7.

² Vgl. Timpe 1998, S. 2; vgl. Wolters 2020, S. 454. Siehe auch Römer 1989, S. 85. Timpe widerspricht der These, dass es sich hierbei um eine Redaktion der Fasten handelt, die erst etwa 200 Jahre später erfolgte, vgl. Timpe, ebenda. Wolters hingegen bejaht diese Theorie, vgl. Wolters, ebenda.

³ Vgl. Grewe 2005, S. 10.

⁴ Vgl. Timpe 1998, S. 3; vgl. Wolters 2020, S. 454–455. Die Zeitgeschichte ist allerdings nur fragmentarisch in Form eines Zitates bei Athenaios überliefert, vgl. Wolters 2020, S. 454.

⁵ Vgl. Wenskus 1999, S. 10. Wolters ist der Ansicht, dass hier lediglich eine Untergruppe der Kelten beschrieben wurde, vgl. Wolters 2020, S. 455.

23 n. Chr.¹), legen gleichsam eine Verbindung zu den Kelten nahe.² Nachhaltige Prägung erfuhr die Bezeichnung erst durch das Wirken von Caesar und Tacitus, deren Ethnographien ein Bild von den Germanen schufen, das noch lange Zeit nachwirken sollte.

2.1.1 Der Germanenbegriff bei Caesar

Eine ethnographische Dimension erlangte der Germanenbegriff vorrangig durch den Einfluss Gaius Iulius Caesars (geboren 13. Juli 100, verstorben 15. März 44 v. Chr.³). In seinem Bericht *De bello gallico* etablierte er den Rhein als Grenze zwischen Germanen und Kelten, ohne jedoch eine ethnische Abgrenzung gen Osten vorzunehmen.⁴ In diesem Zuge wurden auch die ethnographischen Kategorien *Germani* und *Germania* entwickelt.⁵ Ob Caesar allerdings als Begründer der Differenzierung zwischen Germanen und Kelten gelten kann, ist umstritten, da auch Cicero den Germanenbegriff in Abgrenzung zu den Kelten verwendete, weshalb es als unwahrscheinlich erachtet wird, dass Caesar derjenige ist, auf den diese Unterscheidung ursprünglich zurückzuführen ist. Es wird hingegen diskutiert, ob sie von keltischer Seite geprägt wurde: Immerhin nannte Caesar einen Aeduer⁶ namens Diviciacus als eine seiner Quellen.⁷

Eine ethnische Kategorie, die hingegen zweifellos auf Caesar zurückgeht, sind die *Germani cisrhenani*, eine Wehrgenossenschaft der Kelten, die zwischen Rhein und Maas ansässig gewesen sein soll. Er ordnete sie zwar den keltischen Stämmen zu, grenzte sie aber zugleich auch von ihnen ab, ohne diese Differenzierung allerdings näher zu erläutern.⁸ Neuere Ansätze vermuten, dass es sich bei den *Germani cisrhenani* nicht um einen germanischen Stamm gehandelt hat. Seebold verweist auf die Untersuchungen Hans Kuhns, der sich mit der Namensgebung im betreffenden Gebiet befasst hat und daraus auf die Existenz eigenständiger Stämme schließt, die zu keiner der beiden anderen ethnischen Gruppierungen gehörten.⁹

Caesars Germanenbegriff zeichnet sich insbesondere durch zwei Aspekte aus: Zum einen sind die *Germani* die Bewohner der *Germania*, die als eine Einheit wahrgenommen werden; zum anderen war Caesar durchaus bekannt, dass die damit bezeichnete Gruppe ihrerseits in Untergruppen zerfällt. Das bedeutet, dass die Bezeichnung *Germani* sowohl als ethnographischer Ober- und Ordnungsbegriff als auch konkrete Bezeichnung für eine Gruppierung innerhalb der Großgruppe gebraucht werden konnte. Diese beiden Dimensionen finden sich auch bei anderen antiken Ethnographen.¹⁰

¹ Vgl. Koelsch 2004, S. 502.

² Vgl. Timpe 1998, S. 3–4.

³ Vgl. Dieter 2010, S. 110.

⁴ Vgl. Timpe 1998, S. 8–9. Siehe auch Wolters 2020, S. 452.

⁵ Vgl. Lund 2001, S. 30–31.

⁶ Bei den Aeduern bzw. Häduern handelte es sich um einen keltischen Stamm, vgl. Döhle 2010, S. 224; vgl. Reichert 1999, S. 275.

⁷ Vgl. Wenskus 1999, S. 11–12. Lund widerspricht diesem Ansatz jedoch und sieht weiterhin Caesar als Begründer der Begriffe *Germani* und *Germania*, vgl. Lund 2001, S. 30–31. Wolters stimmt Lund zu, vgl. Wolters 2020, S. 457. Siehe zu weiteren Ausführungen bezüglich Diviciacus auch Wolters 2020, S. 456–457.

⁸ Vgl. Timpe 1998, S. 4.

⁹ Vgl. Seebold 2012, S. 252–253.

¹⁰ Vgl. Jarnut 2012, S. 392–393.

Caesar gibt in *De bello gallico* vor allem Beobachtungen wieder. Es ist anzunehmen, dass er hierbei selektiv vorging, und somit „Interesse und Absicht, Vorurteil und Mißverstehen, richtige und falsche Schlußfolgerungen“¹ Eingang in den Text gefunden haben. Seine Darstellungen sind daher für eine ethnisch fundierte Begriffsbildung in Bezug auf die Germanen unzulänglich² – nicht zuletzt, weil seine Schriften vorrangig entstanden sein dürften, um Gallien näher zu definieren.³

2.1.2 Der Germanenbegriff bei Tacitus

Der entscheidende Beitrag zum antiken Germanenbild wurde somit erst einige Zeit später geleistet: Etwa um 98 n. Chr. verfasste der römische Ethnograph Cornelius Tacitus (geboren etwa 55 n. Chr., verstorben nach 117 n. Chr.)⁴ seine Schrift *De origine et situ Germanorum liber*, kurz *Germania*.⁵ Zwar berichtet Tacitus auch in anderen seiner Werke von den Germanen, in der *Germania* stellt er sie jedoch am ausführlichsten dar. Im ersten Abschnitt beschreibt Tacitus universale Eigenschaften der Germanen, im zweiten geht er auf die spezifischen Merkmale einzelner Stämme oder Stammesgruppen ein. Der Fokus der *Germania* liegt dabei auf dem, was für die römische Gesellschaft fremdartig gewirkt haben muss, von Tacitus jedoch als Normalität in der germanischen Kultur dargestellt wird. Um dieses Fremde greifbarer zu machen, zieht Tacitus Vergleiche zur römischen Kultur.⁶

Tacitus schildert die Germanen unter anderem als Ureinwohner, die sich nie mit anderen Völkern vermischt hätten, da sie isoliert leben:⁷

Ipsos Germanos indigenas crediderim minimeque aliarum gentium adventibus et hospitibus mixtos, [...]. Ipse eorum opinionibus accedo, qui Germaniae populos nullis aliis aliarum nationum conubiis infectos propriam et sinceram et tantum sui similem gentem extitisse arbitrantur.⁸

Was Aussehen und Wesen der germanischen Stämme anbelangt, so ist beides aus antiker Sicht unmittelbar von der Umwelt der betreffenden Person abhängig. Männer und

¹ Timpe 1998, S. 10. Siehe hierzu auch Wolters 2020, S. 453.

² Vgl. Timpe 1998, S. 9–10.

³ Vgl. Lund 2001, S. 30–31.

⁴ Vgl. Simek 2006, S. 404.

⁵ Vgl. Baltrusch 2020, S. 379; vgl. Lund 1999, S. 53; vgl. Lund 2001, S. 33; vgl. Simek 2006, S. 404–405; vgl. Timpe 1998, S. 5. Nach heutigem Kenntnisstand ist die *Germania* in nur einer Handschrift überliefert. Diese trägt den Namen *Codex Hersfeldensis*, da sie um 1450 im hessischen Kloster Hersfeld entdeckt wurde. Sie gilt heute als verschollen, vgl. Halle 2013a, S. 25; vgl. Krause 2010, S. 191; vgl. Lund 1995, S. 16. Schmauder und Hermand legen das Jahr der Wiederentdeckung konkret auf 1455 fest, vgl. Hermand 2012, S. 21; vgl. Schmauder 2020, S. 20.

⁶ Vgl. Lund 1999, S. 53–54, S. 72. Siehe hierzu auch Wolters 2020, S. 458.

⁷ Vgl. Lund 1999, S. 56, vgl. Wolters 2020, S. 458.

⁸ Fuhrmann 2011, S. 5, S. 9. Übersetzung nach Fuhrmann 2011, S. 4, S. 8: „Die Germanen selbst sind, möchte ich meinen, Ureinwohner und von Zuwanderung und gastlicher Aufnahme fremder Völker gänzlich unberührt. [...] Ich selbst schließe mich der Ansicht an, daß sich die Bevölkerung Germaniens niemals durch Heiraten mit Fremdstämmen vermischt hat und so ein reiner, nur sich selbst gleicher Menschenschlag von eigener Art geblieben ist.“

Frauen werden im Hinblick auf Statur und physische Stärke als sehr ähnlich beschrieben, ein sexueller Dimorphismus läge nicht vor:¹

[...] eadem iuventa, similis proceritas: pares validaeque miscentur, ac robora parentum liberi referunt.²

Diese Behauptung widerlegen Skelettfunde aus der älteren römischen Kaiserzeit, zumal ein Fehlen des sexuellen Dimorphismus beim Menschen generell nicht auftritt. Es handelt sich hierbei vermutlich um eine idealisierte Darstellung, die dazu dienen sollte, die von Tacitus beschworene Ursprünglichkeit der Germanen zu prononcieren. Ähnlich verhält es sich mit der Aussage, die Germanen hätten in Bezug auf ihre sexuelle Aktivität Zurückhaltung und Enthaltensamkeit gezeigt:³

Quamquam severa illic matrimonia, nec ullam morum partem magis laudaveris.
[...] Sera iuvenum venus, eoque inexhausta pubertas. Nec virgines festinantur;
[...].⁴

Diese Behauptung lässt sich nicht mit dem aktuellen Forschungsstand zur Deckung bringen, der davon ausgeht, dass die durchschnittliche Lebenserwartung der germanischen Stämme zu Tacitus' Lebzeiten niedrig und die Kindersterblichkeitsrate hoch war, weshalb das frühzeitige Zeugen von Nachwuchs essenziell für die Erhaltung des Stammes gewesen sein muss. Ebenso lässt sich nachweisen, dass Tacitus' Feststellung, Männer und Frauen hätten die gleichen Kleider getragen, unzutreffend ist.⁵

Nun ist es jedoch nicht so, dass bei Tacitus eine generelle Tendenz zur Idealisierung erkennbar wäre. Er ordnet die Germanen beispielsweise dem Charaktertyp des *Homo iracundus* zu, demzufolge sich ihr Wesen vor allem durch vier Eigenschaften auszeichnet: *simplicitas*, *ira* bzw. *iracundia*, *inertia* und *libertas*. Diese Charakterzüge ergänzen sich mit den physischen Merkmalen der taciteischen Germanen: Sie seien nicht sehr ausdauernd, weshalb sie zwar kurzfristig viel Kraft aufbringen könnten, jedoch nicht zu Ausdauer erfordernder Feldarbeit imstande wären. Auch seien sie leicht erregbar und würden zu Wutausbrüchen neigen,⁶ weshalb sie als tapferer, aber aggressiver Menschenschlag beschrieben werden.⁷ Die Eigenart, stets bewaffnet aufzutreten, führt Tacitus wiederum auf die Furcht der Germanen zurück, die zwar Angst einflößend, jedoch ebenso ängstlich seien. Diese Charakterzüge seien es auch, die sie zu einer Kriegergesellschaft machen.

¹ Vgl. Lund 1999, S. 57–59.

² Fuhrmann 2011, S. 30. Übersetzung nach Fuhrmann 2011, S. 31: „[...] ebenso groß ist die Jugendfrische, ähnlich der hohe Wuchs: den Männern gleich an Alter und Stärke, treten sie [Anm.: die Frauen] in die Ehe ein, und die Kraft der Eltern kehrt in den Kindern wieder.“

³ Vgl. Lund 1999, S. 59, S. 85.

⁴ Fuhrmann 2011, S. 26, S. 30. Übersetzung nach Fuhrmann 2011, S. 27, S. 31: „Gleichwohl halten die Germanen auf strenge Ehezeit, und in keinem Punkte verdienen ihre Sitten größeres Lob. [...] Spät beginnt beim jungen Manne der Liebesgenuß, und so ist die Zeugungskraft ungeschwächt. Auch mit den Mädchen eilt man nicht; [...]“

⁵ Vgl. Lund 1999, S. 86.

⁶ Vgl. Lund 1999, S. 59–60, S. 62, S. 65. Dass die germanischen Stämme nicht zur Feldarbeit getaugt hätten, lässt sich durch archäologische Befunde widerlegen, siehe hierzu z. B. Kreuz 2020, S. 119–145.

⁷ Vgl. Brather 2004, S. 125.

Darüber hinaus seien die Germanen ungehorsam – und genau diese Unregierbarkeit ist es, die sie zu gefürchteten Widersachern des römischen Reiches machte. Die Eigenschaft der *simplicitas* wiederum hat eine doppelte Bedeutung: Es wird herausgestellt, dass die Germanen ein unberührtes, unvermisches Volk seien, das keinen Einfluss durch andere Kulturen erfahren habe, womit zugleich ausgedrückt wird, dass man das germanische Kulturniveau für niedrig erachtete.¹

Es zeigt sich somit, dass Tacitus in seiner Darstellung selektiv vorging und sich insbesondere auf jene äußeren Merkmale der Germanen fokussierte, die ihren Charakter unterstreichen sollten. Auch zeigen sich in der *Germania* zahlreiche Stereotypisierungen, die schon bei anderen antiken Autoren als „typisch nordisch“ galten.² Somit ist „das Taciteische Bild der Germanen von ethnozentrischen Vorurteilen, Barbarenklischees und -stereotypen sowie literarischen Topoi bestimmt“.³ Verwunderlich ist all das nicht, bedenkt man, dass Tacitus selbst nie in Germanien gewesen ist; er gab lediglich wieder, was ihm bereits aus Texten anderer Autoren bekannt war.⁴ Ebenso wenig überraschend ist es, dass einige Passagen der *Germania* bereits früh (bewusst oder unbewusst) falsch interpretiert wurden: Tacitus' Beschreibung der Germanen als *indigenae* wurde beispielsweise als ein Ausdruck ihrer vermeintlichen „Rassenreinheit“ ausgelegt⁵ – dabei handelt es sich hier lediglich um ein gängiges Schema der antiken Ethnographie, die häufig der Frage nachgeht, ob die Bewohner eines geografischen Raumes Eingeborene (*indigenae*), Zuwanderer (*advecti, advenae*) oder Vermischte (*mixti*) seien. Dass Tacitus' Aussage nicht rassenideologisch zu interpretieren ist, offenbart schon der Umstand, dass die Römer sich selbst als eine *gens mixta* verstanden; die höherentwickelten Völker waren aus ihrer Perspektive folglich gerade nicht *indigenae*.⁶

Welche Intentionen Tacitus mit seiner *Germania* verfolgte, ist in verschiedenen Fachwissenschaften diskutiert worden. Man vermutet, dass er mit den Verhältnissen im *Imperium romanum* unzufrieden war und die seinen Landsleuten zugeschriebene Dekadenz ablehnte. Möglich ist daher, dass Tacitus die Germanen bewusst als ein primitives, unzerstörtes, unvermisches Volk mit ungebrochener Stärke beschrieb und somit jene Charakterzüge auf sie übertrug, die Rom und seiner Bevölkerung Größe verliehen hatten.⁷ Die Klischeehaftigkeit, die der Germanendarstellung in Tacitus' Werk anhaftet, wäre somit nicht allein auf bloßen Informationsmangel zurückzuführen.⁸ Diese Interpretation ist allerdings nicht unumstritten: Simek merkt etwa an, dass die Sittenspiegeltheorie in Tacitus' Ausführungen zur germanischen Religion keine große Rolle gespielt haben dürfte.⁹ Zudem fußen nicht alle Darstellungen auf Falschinformationen oder tragen Züge der Übertreibung. Archäologisch konnte beispielsweise nachgewiesen werden, dass sich Ta-

¹ Vgl. Lund 1999, S. 63–64, S. 66–67, S. 70–71.

² Vgl. Lund 1999, S. 60–61. Siehe hierzu auch Wolters 2020, S. 452–453.

³ Lund 2001, S. 37.

⁴ Vgl. Flach 2003, S. 147.

⁵ Vgl. Hermand 2012, S. 24; vgl. Mosse 1991, S. 78–79.

⁶ Vgl. See 1994, S. 62; vgl. hierzu auch Almgren 1997, S. 85–86 und Wolters 2020, S. 458.

⁷ Vgl. Almgren 1997, S. 86. Siehe hierzu auch Baltusch 2020, S. 379; Egeler 2020, S. 199; Hermand 2012, S. 23; Hermand 2021, S. 20, S. 27; Wiwjorra 2009, S. 299; Wolters 2020, S. 459.

⁸ Vgl. See 1994, S. 37.

⁹ Vgl. Simek 2006, S. 405.

citus' Aussagen zum Versenken von Straftätern im Moor teils mit den Befunden an Moorleichen decken.¹

Erfuhr der Germanenbegriff durch die antiken Ethnographen noch rege Verwendung, kam er während der Völkerwanderungszeit zunehmend außer Gebrauch,² sodass er bereits ab dem 4. Jahrhundert n. Chr. kaum noch in den schriftlichen Quellen zu finden ist.³ Der Begriff *Germania* überdauerte jedoch: Im Frühmittelalter, insbesondere zwischen dem 8. und dem 11. Jahrhundert, diente er als Bezeichnung für die ostrheinischen Teile des groß- und ostfränkischen sowie des ostfränkisch-deutschen Reiches. Der Begriff *Germane* trat zwar noch als Großgruppenbezeichnung auf, häufiger waren jedoch Begriffe wie *theodiscus* oder *teutonicus*. Für das Adjektiv germanisch liegen in diesem Zeitraum keine Quellen vor; eine Eindeutschung sollte erst im 15. und 16. Jahrhundert erfolgen.⁴

2.1.3 Die Problematik der antiken Ethnographie

Wie bereits vorausgeschickt, ist anzunehmen, dass Caesars Kenntnisse über die Germanen teils von keltischen Informanten stammten.⁵ Die antiken Ethnographen hatten folglich durch den Kontakt zu Einheimischen die Möglichkeit, an Informationen aus erster Hand zu gelangen. Die daraus entstandenen ethnographischen Darstellungen geben deshalb aber nicht zwingend reale Verhältnisse wieder; vielmehr weisen sie zahlreiche Klischees auf und sind von literarischen Motiven durchzogen, da auch Vorurteile sowie die Germanenbilder der damaligen Zeit Eingang in die Texte fanden. Es handelt sich um Betrachtungen von außen, die nicht wertungsfrei und ohne Hintergedanken verfasst worden sind. Daran ändern auch die Kontaktpersonen der römischen Ethnographen nichts – nicht zuletzt, weil die meisten Kontakte im Kontext von Konfliktsituationen zustande kamen.⁶

Es bleibt zudem fraglich, inwieweit eine Differenzierung zwischen den Germanen und anderen ethnischen Gruppen nördlich des *Imperium romanum* stattgefunden hat. Die Quellenlage deutet eine Tendenz zur Verallgemeinerung an: Merkmale eines Fremdvolktes wurden häufig auch auf andere Gruppen in dessen Umgebung übertragen, weshalb anzunehmen ist, dass auch Beobachtungen, die bei Kelten und Skythen gemacht wurden, Einfluss auf das antike Germanenbild hatten.⁷ Dies schlug sich auch in der Bezeichnung *Germani* nieder, deren Bedeutungsumfang variieren konnte:⁸ Es ist nicht möglich nachzuvollziehen, welche der zahlreichen ethnischen Gruppen konkret als *Germani* bezeichnet wurden. Ebenso wenig kann die Berechtigung zur Anwendung dieser Bezeichnung

¹ Vgl. Ellmers 1992, S. 101. Simek schränkt diesen Befund lediglich insofern ein, als Tacitus von „Ertränken“ spricht, wohingegen die archäologische Quellenlage darauf hindeutet, dass Verbrecher zwar im Moor versenkt wurden, häufig jedoch nicht durch Ertrinken ums Leben gekommen sind, vgl. Simek 2006, S. 288, S. 405.

² Vgl. Jarnut 2012, S. 394.

³ Vgl. Dick 2008, S. 23. Stattdessen benannte man einzelne gentes nun konkret mit ihren Namen, vgl. ebenda; vgl. Jarnut 2012, S. 394. Wenn der Begriff dennoch benutzt wurde, so meistens mit Bezug auf die Vergangenheit, vgl. Wolters 2020, S. 461.

⁴ Vgl. Jarnut 2012, S. 396–397. Siehe hierzu auch Wolters 2020, S. 462.

⁵ Vgl. Wenskus 1999, S. 12.

⁶ Vgl. Brather 2004, S. 117–118, S. 120. Siehe auch Burmeister 2020, S. 420 und Steuer 2020, S. 45.

⁷ Vgl. Maier 1998, S. 204.

⁸ Vgl. Timpe 1998, S. 14.

anhand objektiver Kriterien geprüft werden.¹ Die Goten, die Vandalen und auch die skandinavischen Völker wurden von den antiken Ethnographen etwa nicht den Germanen zugerechnet; einige moderne Fachdisziplinen ordnen sie diesen wiederum zu, etwa weil Befunde aus der Archäologie Ähnlichkeiten im Hinblick auf die materielle Kultur der besagten Völker offenbaren oder weil die betreffenden Völker germanische Sprachen gesprochen haben.²

Auch kann heute nicht mehr festgestellt werden, ob es sich bei *Germani* um eine Eigen- oder Fremdbezeichnung gehandelt hat.³ Da die antiken Ethnographen die Germanen vorrangig von außen betrachteten, ist anzunehmen, dass hier eine Fremdbenennung vorliegt. Die damit bezeichneten Personen haben sie wahrscheinlich – wenn überhaupt – nur in der Kommunikation mit Sprechern der lateinischen Sprache benutzt, wenn sie auf sich selbst verweisen mussten.⁴ Dass sich die Germanen generell als solche bezeichnet hätten oder gar das Bewusstsein um eine gesamtgermanischen Identität existiert hätte, kann nicht nachgewiesen werden.⁵ Wenn es also je eine Tendenz zur germanischen Ethnogenese gegeben hat, so wurde diese vor allem von außen vorangetrieben und entwickelte sich nicht von innen heraus.⁶

Aufgrund dessen stellt Seebold die Theorie auf, dass es sich bei *Germani* ursprünglich um die Bezeichnung für eine kleine ethnische Gruppe handelte, die – auf welcher Basis ist unklar – als Einheit wahrgenommen wurde. Mit der Zeit entwickelte sich der Begriff dann zum Namen für eine Großgruppe. Dass diese Großgruppe aus eigenem Antrieb das Verlangen verspürt hätte, sich einen Namen zu geben, hält auch er für unwahrscheinlich, da die *Germani* schlichtweg keinen Grund hatten, ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu etablieren und diesem in einer gemeinsamen Bezeichnung Ausdruck zu verleihen.⁷ Und selbst, wenn dem so gewesen wäre, sind ethnische Selbstzuschreibungen vielschichtig, von der vorherrschenden Situation abhängig und können sich wandeln, da die ethnische Selbstidentifikation ein andauernder Prozess ist.⁸ Dafür, dass es kein germanisches Ge-

¹ Vgl. Wenskus 1999, S. 10.

² Vgl. Brather 2020, S. 403–404.

³ Vgl. Wenskus 1999, S. 9.

⁴ Vgl. Timpe 1998, S. 10–11. Lund konkretisiert, dass dies vermutlich nur dann der Fall war, wenn sie explizit gefragt wurden, ob sie Germanen seien. In der Kommunikation untereinander haben sie sich hingegen wahrscheinlich mit ihren Stammesnamen identifiziert, vgl. Lund 2009, S. 734. Siehe auch Steuer 2020, S. 43. Brather wiederum ist der Ansicht, dass sich die Bezeichneten auf Nachfrage eher unter Verwendung ihrer sozialen Zuordnung beschrieben hätten, da diese sowohl Leben als auch Handeln bestimmte, vgl. Brather 2020, S. 410.

⁵ Vgl. Burmeister 2020, S. 420; vgl. Dick 2008, S. 23; vgl. Lund 2009, S. 730; vgl. Steuer 2020, S. 43; vgl. Timpe 1998, S. 14.

⁶ Vgl. Timpe 1998, S. 15. Siehe hierzu auch Wolters 2020, S. 462.

⁷ Vgl. Seebold 2012, S. 255–256. Siehe auch Brather 2020, S. 410. Den Ansatz, nachdem der Begriff *Germane* in seinem Kern die Bezeichnung für eine regional begrenzte Gruppe war, unterstützt auch Wolters, vgl. Wolters 2020, S. 456. Er führt zudem an, dass es in kleinerem Rahmen durchaus ein gewisses Gemeinschaftsgefühl gegeben haben könnte, etwa unter den aus Germanien stammenden Angehörigen der kaiserlichen Leibwache im Rom, vgl. Wolters 2020, S. 461. Steuer führt darüber hinaus an, dass sich eine Gemeinschaft insofern gebildet haben wird, als man sich gezwungen sah, Stammeseinheiten oder Kriegergefolgschaften zu bilden, um sich gegen das *Imperium romanum* verteidigen zu können, vgl. Steuer 2020, S. 64.

⁸ Vgl. Lund 2001, S. 29.

meinschaftsbewusstsein gab, sprechen zudem auch Quellen, die von langwierigen Erbfeindschaften zwischen einzelnen *gentes* berichten.¹

Der antike Germanenbegriff ist darüber hinaus aufgrund gängiger literarischer Merkmale der antiken Ethnographien problematisch: Einerseits steht meist das Ungewöhnliche, das vom eigenen kulturellen Rahmen abweichende im Fokus der Betrachtung; andererseits spiegeln die Texte ein besonderes Interesse an sozialen, politischen und militärischen Konstellationen anderer Völker wider; zuletzt versuchen sie sich an einer Systematisierung der Welt.² Das erste Merkmal weist dabei die Tendenz auf, dem Rezipienten Phänomene anderer Kulturkreise durch Vergleiche mit dem eigenen kulturellen Bezugsrahmen näher bringen zu wollen, indem Begrifflichkeiten, die in der eigenen Kultur üblich sind, auf fremde Kulturen übertragen werden. So ordnet Tacitus die germanischen Götter ihren Entsprechungen im römischen Pantheon zu.³ Dies ist damit zu begründen, dass die fremden Kulturen für den antiken Betrachter nicht aus sich heraus verständlich waren, nur der direkte Vergleich ermöglichte eine Einordnung fremder kultureller Gegebenheiten. Die Darstellungen der antiken Ethnographen wurden durch die Einbindung ihrer eigenen ethnographischen Bezugsrahmen jedoch häufig verzerrt, obgleich die Verfasser selbst sie wahrscheinlich für objektiv erachteten. Als Beobachter gehörten sie jedoch nicht zur beobachteten Gesellschaft, weshalb es zu Verallgemeinerungen kam. Zudem kann eine gewisse Anpassung des Materials an die Absichten des Ethnographen nicht ausgeschlossen werden: So ist denkbar, dass die ethnographischen Darstellungen unter anderem dazu dienen sollten, die römische Kolonialpolitik und militärische Aktionen zu rechtfertigen.⁴

Die Ausprägungen und Auswirkungen dieser sogenannten *Interpretatio romana* sind nicht immer eindeutig zu bestimmen. Während Brather der Ansicht ist, dass durch die Gleichsetzung fremder und einheimischer Götter Ähnlichkeiten hervorgehoben, Spezifika hingegen ausgeblendet wurden,⁵ vertritt Maier die gegenteilige Auffassung: Ihm zufolge weisen die antiken Ethnographien eine Tendenz auf, Unterschiede zur einheimischen Religion zu betonen, während die Gemeinsamkeiten der fremden und der eigenen Religion nur angeschnitten oder gar nicht erwähnt würden.⁶ Bei Tacitus lässt sich beobachten, dass er seinen Lesern die Götter der Germanen verständlich macht, indem er sie mit den Namen ihrer „Gegenstücke“ aus dem römischen Pantheon bezeichnet,⁷ auf Parallelen in der religiösen Praxis geht er jedoch kaum ein, stattdessen fokussiert er sich hier auf die Unterschiede.⁸

¹ Vgl. Jarnut 2012, S. 392, S. 395.

² Vgl. Brather 2004, S. 119–120.

³ Vgl. Maier 1998, S. 203–204. Siehe auch Krause 2010, S. 133.

⁴ Vgl. Brather 2004, S. 120–122, S. 124. Siehe auch Steuer 2020, S. 45. In gleichem Maße eignete sich die Darstellung Germaniens als ärmlich und unzivilisiert später, um zu begründen, weshalb man den Versuch, die Germania dem Römischen Reich einzuverleiben, aufgegeben hatte, vgl. Steuer 2020, S. 60.

⁵ Vgl. Brather 2004, S. 128.

⁶ Vgl. Maier 1998, S. 203.

⁷ Auch umgekehrt findet sich diese Praxis; sie wird dann *Interpretatio germanica* genannt, vgl. Simek 2006, S. 221.

⁸ Siehe Fuhrmann 2011, S. 14, S. 16, S. 18 (Latein); S. 15, S. 17, S. 19 (Deutsch). Auch hier decken sich manche Darstellungen des Tacitus nicht mit modernen wissenschaftlichen Erkenntnissen: So ist die Aussage, es habe keine Tempel oder Kultbauten in Germanien gegeben, inzwischen archäologisch widerlegt, vgl. Steuer 2020, S. 54.

Folglich sind die antiken Ethnographien nicht geeignet, uns die tatsächlichen ethnischen Identitäten der von ihnen dargestellten Gruppen näherzubringen.¹

2.2 Die Problematik des Germanenbegriffs und Forschungsperspektiven

Die germanischen Altertumswissenschaften verwendeten im 19. und 20. Jahrhundert einen weit gefassten Germanenbegriff. Dieser wird auch heute noch gebraucht und vereint dabei häufig unterschiedliche ethnische Gruppen unter sich, die eine germanische Sprache gesprochen haben.² Dies ist schon allein deshalb problematisch, weil es sich bei denen, die als Germanen bezeichnet werden, um eine „historiographische Variabel“ handelt, die je nach Zeitabschnitt und Kontext ihres Gebrauchs unterschiedliche Inhalte und eine variierende Menge an Zuschreibungen umfasst:³

Germanen sind heute und waren bereits in der Antike eine historiographische Variabel, die je nach zeitgenössischem und sozio-politischem Hintergrund als eine in Raum und Zeit unterschiedlich weit reichende kollektive Identität bzw. fremdbestimmte Kategorie konstruiert wurde. [...] Statt zu fragen, was „germanisch“ ist, sollte man also eher fragen, was und in welchem Kontext etwas als „germanisch“ bezeichnet wird und welcher „Akt symbolischer Deutung“ [...] damit verbunden ist [...].⁴

Der historische Germanenbegriff orientiert sich dabei vorrangig an den antiken Schriftquellen und stützt sich somit unter anderem auf die Darstellungen Caesars, deren Realitätsgehalt jedoch zweifelhaft bleibt; die Bedenken diesbezüglich wurden bereits erläutert. Zudem stützen die archäologischen Funde eine strikte Unterscheidung zwischen Galliern und Germanen, wie sie Caesar vorzunehmen versucht, nicht.⁵ Dick bietet hier folgende Lösung an:

Angesichts dieser Verhältnisse bleibt festzuhalten, dass die Bezeichnung „Germanen“ bzw. „germanisch“ allenfalls für die Zeit bis zum dritten Jahrhundert n. Chr. durch den sich im Wesentlichen auf den von Caesar eingeführten Bezugsrahmen beschränkenden Gebrauch in den Quellen eine gewisse Berechtigung bezieht.⁶

Jarnut unterstützt diesen Ansatz, indem er vorschlägt, den Begriff im Rahmen einer kritischen Auseinandersetzung der Geschichtswissenschaften mit der römischen Antike zwischen dem 1. Jahrhundert v. Chr. und dem 3. Jahrhundert n. Chr. gelten zu lassen, in späteren Zeitabschnitten jedoch zu vermeiden. Dies betrifft etwa die Völkerwanderungszeit oder das Frühmittelalter, da der Begriff hier anachronistisch ist, zumal er in den zu-

¹ Vgl. Brather 2004, S. 133. Das bedeutet nicht, dass die antiken Ethnographien deshalb in der Forschung ignoriert werden sollten; sie dürfen lediglich nicht als Tatsachenbeschreibungen behandelt werden, vgl. Brather 2020, S. 401.

² Vgl. Jarnut 2012, S. 397.

³ Vgl. Grunwald/Hofmann 2020, S. 485.

⁴ Grunwald/Hofmann 2020, S. 485.

⁵ Vgl. Dick 2008, S. 19, S. 22.

⁶ Dick 2008, S. 23.

grundlegenden Quellen der betreffenden Epochen gar nicht auftaucht oder in einem anderen Sinn gebraucht wird.¹

Auch die Sprache ist als verbindendes Kriterium unzureichend: ein Ansatz, nachdem all jene Germanen sind, die eine germanische Sprache sprechen, ist vor allem deshalb unzulänglich, weil eine ethnische oder politische Homogenität der Sprecher nicht einfach als gegeben vorausgesetzt werden kann.² Zudem darf nicht von einer Standardsprache ausgegangen werden, wie sie etwa im heutigen Hochdeutsch vorliegt; stattdessen handelte es sich um verschiedene Ausprägungen einer Sprache, die teils massive Unterschiede zueinander aufwies.³ Darüber hinaus vermag der sprachwissenschaftliche Ansatz nicht, einen verlässlichen zeitlichen Rahmen zu definieren: Die ältesten Runenschriften stammen etwa aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. und sind somit jünger als die Germanen selbst.⁴ Des Weiteren wird der Zeitpunkt der germanischen Lautverschiebung, in deren Folge sich das Germanische vom Indogermanischen gelöst und als eigene Sprache etabliert hat, nach wie vor diskutiert.⁵ Außerdem legen Untersuchungen aus der jüngeren Forschungsgeschichte nahe, dass die Sprache nur eine untergeordnete Rolle bei der Genese von Großgruppen und ihrer Identität spielt: Sie trägt zwar zur Entstehung und Strukturierung einzelner Untergruppen bei, für supragentile Konstruktionen taugt sie jedoch wenig⁶ und ist dementsprechend selten das entscheidende Kriterium für Ethnizität. Zuletzt kann die Sprache schon deshalb nicht zur Identitätsgenese beigetragen haben, weil sich die Germanen gar nicht des Umstandes bewusst waren, dass sie eine germanische Sprache sprechen.⁷

Die bewegte Geschichte des Germanenbegriffs und der ständige Wandel seines Inhaltes hat dazu geführt, dass uns heute ein uneindeutiges Germanenbild vorliegt, das in einem Spektrum zwischen Mythos und den fundierteren Erkenntnissen der jüngeren Forschung angesiedelt ist.⁸ Diese Problematik wird sich auch in absehbarer Zeit nicht lösen lassen: Ein exakt definierter Germanenbegriff existiert nämlich schon deshalb nicht, weil die fachspezifischen Germanenbegriffe nicht miteinander vereinbart werden können.⁹

Wenn die Kulturgruppen der arch[äologischen] Befunde keine Völker abbilden, wenn die hist[orischen] Germ[anen] nicht unbedingt eine Sprachfamilie darstellen und umgekehrt die eine germ[anische] Sprache Redenden nicht notwendig Germ[anen] der Selbst- oder auch Fremdbezeichnung nach sind [...], dann reden die Einzelwiss[enschaften] beim Gebrauch des Germ[anen]-Begriffs zwar nicht

¹ Vgl. Jarnut 2012, S. 397–400.

² Vgl. Dick 2008, S. 18.

³ Vgl. Seebold 2012, S. 248.

⁴ Zudem handelt es sich hierbei meist um sehr kurze Texte, deren Lesart häufig noch ungeklärt ist, vgl. Burmeister 2020, S. 423.

⁵ Vgl. Dick 2008, S. 18–19. Burmeister verortet sie im ersten vorchristlichen Jahrtausend, vgl. Burmeister 2020, S. 422. Seebold zufolge werden die Auswirkungen der Lautverschiebung tendenziell überschätzt, da es sich hierbei um eine bloße Verschiebung in der Aussprache handelte, nicht jedoch um eine grundlegende Veränderung der Sprachstruktur, vgl. Seebold 2012, S. 246.

⁶ Vgl. Jarnut 2012, S. 395.

⁷ Vgl. Lund 2001, S. 29–30.

⁸ Vgl. Dick 2008, S. 17. Analog dazu bleibt auch der Gegenstand der „Germanischen Geschichte“ nach wie vor unbestimmt, vgl. Timpe 1998, S. 2.

⁹ Vgl. Timpe 1998, S. 11. Lund stimmt dem zu, vgl. Lund 2009, S. 732. Siehe auch Brather 2020, S. 411–412 und Burmeister 2020, S. 418.

von völlig Verschiedenem, aber doch nicht von Demselben. [...] Ein allgemeiner und interdisziplinär akzeptierter Germ[anen]-Begriff fehlt also deshalb, weil die einzelfachlichen Merkmale des als ‚germanisch‘ Verstandenen schwer zur Deckung zu bringen sind; [...].¹

Ein Germanenbegriff, der sich in einem wissenschaftlichen Fachgebiet anhand bestimmter Kategorien fassen lässt und sich dort etabliert hat, kann demzufolge nicht ohne weiteres in einer anderen Fachwissenschaft Anwendung finden.² Hinzukommen noch weitere ungeklärte Variablen: So bleibt unklar, welche *gentes* den Germanen zuzuordnen sind, in welchem geografischen Raum sie angesiedelt waren, ob es sich bei ihnen um Ureinwohner eines bestimmten Gebiets handelte und woher sie kamen, falls dem nicht so ist. Wie erläutert ist auch die genaue Zeitachse nach wie vor ungewiss.³ Sicher ist lediglich, dass sich der Germanenname wohl durch die Wanderungen kleinerer Gruppen verbreitet hat.⁴ Die Erkenntnis, dass sich kein allgemeiner Germanenbegriff definieren lässt, muss jedoch nicht negativer Natur sein:

Vielmehr unterstreicht die Vielfalt der Erkenntnisse zugleich die Komplexität der Situation. Insofern ergänzen sich die wissenschaftlichen Disziplinen auf willkommene Weise und können damit detail- und facettenreiche historische Rekonstruktionen erreichen, ohne allzu direkte gegenseitige Bezüge zu erzwingen. Die „germanische Welt“ war vielfältig und keineswegs homogen. Deshalb kann es auch keinen „globalen“ Germanenbegriff geben, der außerdem die komplexen Verhältnisse im Wandel der Zeit überdecken würde. Dieser hängt vielmehr vom jeweils untersuchten Kontext ab.⁵

Der Zugriff über den Germanenbegriff ist folglich nicht möglich und auch nicht unbedingt wünschenswert. Das ist, überraschenderweise, gerade im Kontakt der Germanenrezeption der Fall, denn bei den der Rezeption zugrundeliegenden Überlieferungen handelt es sich zu einem großen Teil nicht um germanische, sondern um altnordische Tradition, die im Kontext der Germanenforschung rege rezipiert und als theoretische Grundlage verwendet wurde. Der Zugriff über den Germanenbegriff wäre hier insofern problematisch, als bislang ungeklärt ist, ob, inwieweit und ab welchem Zeitpunkt die skandinavischen Völker den Germanen zugerechnet werden können:

Das führt [...] zu der Frage, wie und ob die Bevölkerung im N[orden] benannt werden kann, wenn eine germ[anische] Wanderung von dorthier nicht belegbar ist, und weiter, wie der N[orden] dann germanisiert wurde, da die überlieferten Stämme später Germ[anen] waren, d. h. eine germ[anische] Sprache hatten. Früh in der vorröm[ischen] E[isen]z[eit] anzusiedelnde Stammesgruppen entwickeln sich aus einem vor- oder nichtgerm[anischen] Zustand im Laufe der Jh. zu Germ[anen]. [...] Gegenwärtig bleibt offen, wie die sprachliche und kulturelle Germanisierung des N[orden]s vor sich ging – ebenso wie auch für den Kontext

¹ Timpe 1998, S. 11–12. Ergänzungen durch Siewert.

² Vgl. Timpe 1998, S. 12. Siehe auch Steuer 2020, S. 46.

³ Vgl. Dick 2008, S. 17–18.

⁴ Vgl. Wenskus 1999, S. 9.

⁵ Brather 2020, S. 413.

nent nicht zu beschreiben ist, wie die Ausbreitung der germ[anischen] Sprache(n) erfolgt ist.¹

Bei einem Ansetzen beim Germanenbegriff müsste die altnordische Überlieferung folglich strenggenommen außenvor bleiben. Damit würde jedoch ein Grundbaustein zahlreicher Rezeptionsstränge der nationalsozialistischen Germanenideologie unberücksichtigt bleiben. Demnach steht also nicht der Germane im Zentrum der vorliegenden Betrachtung, sondern vielmehr das Ideen-Konglomerat, das ihn umgibt: Das Ziel ist es nicht, die Rezeption eines konkreten Germanenbegriffs zu erforschen, sondern sich mit den *Vorstellungen* von einer altgermanischen bzw. altnordischen Kultur im Nationalsozialismus auseinanderzusetzen, auf welchen wiederum die *Germanenrezeption* (also die Rezeption all dessen, was man mit altgermanischer/-nordischer Kultur assoziierte) sowie das *Germanenbild* (also jenes Bild, das im Zuge der Rezeption von vermeintlich germanischer Überlieferung entstand) fußen.

¹ Steuer 1998, S. 143–144. Ergänzungen durch Siewert.

3. Skaldendichtung, Eddas, Sagas: Ein Überblick über die altnordischen Quellen

Wenn nachfolgend von altnordischer Literatur die Rede ist, so ist damit die Literatur Norwegens und Islands gemeint, die im Zeitraum zwischen dem 9. und dem 15. Jahrhundert entstanden, jedoch erst ab dem 12. Jahrhundert schriftlich festgehalten worden ist.¹ Die Texte haben ihren Ursprung somit aller Wahrscheinlichkeit nach in einer oralen, vorliterarischen Tradition.² Auch durch die Entwicklung der Runenschrift im 1. bis 2. Jahrhundert n. Chr. änderte sich diese Art der Überlieferung kaum; erst die lateinische Schrift, welche sich im Zuge der Christianisierung³ Skandinaviens durchsetzte, nahm hierauf Einfluss. Es ist anzunehmen, dass die Überlieferung im Zuge ihrer schriftlichen Fixierung einen Selektionsprozess durchlaufen hat.⁴ Außerdem ist es wahrscheinlich, dass christliche Konzepte in sie eingeflossen sind.⁵ Heute ist die Unterscheidung zwischen bewussten und zufälligen Parallelen jedoch kaum mehr möglich. Gleichsam können das kulturelle Umfeld sowie die künstlerische Freiheit der Autoren auf die Überlieferung eingewirkt haben.⁶ Berücksichtigt man diese Faktoren, überrascht es nicht, dass sich manche literarischen Darstellungen im direkten Vergleich mit archäologischen Zeugnissen oder älteren Überlieferungen als unzutreffend entpuppt haben.⁷ Es handelt sich bei den überlieferten Texten somit meist nicht um unverfälschte Wiedergaben bzw. Erinnerungen der skandinavischen Geschichte.⁸

3.1 Die Sagaliteratur

Der Begriff *Saga* bedeutet so viel wie *etwas Erzähltes* (von Isländisch *segja*, zu Dt. *erzählen*) und bezeichnet Prosawerke, die mindestens 5.000 Wörter umfassen.⁹ Die ältesten von ihnen wurden um etwa 1200 n. Chr. verfasst, ihre Blütezeit erlebte die Gattung jedoch erst im 13. und 14. Jahrhundert.¹⁰ Grundlagen für die Sagas waren unter anderem Genealogien und Überlieferungen von Rechtsstreitigkeiten oder Fehden. Wie bereits ausgeführt, ist anzunehmen, dass viele dieser Texte auch eine mündliche Überlieferung zur Vorlage hatten.¹¹ Aufgrund dessen werden die Sagas als schriftliche Werke analysiert, die

¹ Vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. IIX. Unter altnordisch – konkreter: altwestnordisch – sind dabei die Sprachen Norwegens, Islands, der Färöer-Inseln und der Orkneys zu verstehen, welche sich ab dem 10. Jahrhundert von den anderen skandinavischen Sprachen zu unterscheiden begannen, vgl. ebenda, S. 9.

² Vgl. Beck 1998, S. 304; vgl. Lönnroth 2012, S. 308.

³ Siehe zur Christianisierung Skandinaviens beispielsweise Foote 1993, S. 106–108.

⁴ Vgl. Beck 1998, S. 304, 307. Siehe hierzu auch Clunies Ross 2012, S. 231.

⁵ Vgl. Clunies Ross 2012, S. 231; vgl. Guðrún Nordal 2012, S. 315; vgl. Maier 1998, S. 384, S. 386.

⁶ Vgl. Maier 1998, S. 384, S. 386.

⁷ Vgl. Lönnroth 2012, S. 309.

⁸ Gísli Sigurðsson 2013, S. 404. Auszeichnungen nach Verfasser.

⁹ Vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 326, S. 327. Altnord. Pl. *sögur*, dt. Pl. auch *Sagas*. Kürzere Werke werden *pátr* (Pl. *pættir*) genannt. Sie können sowohl Abschnitte einer längeren Geschichte als auch kurze, eigenständige Geschichten sein, vgl. ebenda, S. 327.

¹⁰ Vgl. Simek 2006, S. 357; vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 327. Siehe hierzu auch Würth 2000, S. 512.

¹¹ Vgl. Lönnroth 2012, S. 304, S. 306. Siehe hierzu auch Wolf 2000, S. 283.

inhaltliche wie formale Einflüsse der oralen Tradition aufweisen.¹ Dabei gilt es als unwahrscheinlich, dass komplette Sagas mündlich tradiert wurden, einzelne Teile der Texte können hingegen sehr wohl auf diesem Weg bis ins 12. Jahrhundert überliefert worden sein.² Hier ist zu berücksichtigen, dass orale Tradition dazu tendiert, sich mit der Zeit immer weiter von ihrem historischen Kern zu entfernen. Zudem können auch im Zuge der schriftlichen Fixierung Inhalte verloren gegangen sein, da die Verfasser nur jene Teile einer Geschichte für ihre Texte wählten, die zu ihrer literarischen Intention passten – die unverfälschte Bewahrung mündlicher Überlieferung war somit nicht der hauptsächliche Antrieb ihrer Bemühungen. Vielmehr ist denkbar, dass die Bedeutung bestimmter Geschlechter, vor allem der eigenen, in den Fokus gerückt werden sollte. Hinzukommt noch, dass der des Schreibens mächtige Klerus Sagas auch auf Bestellung hin verfasste, die der Konstituierung von Identität und Legitimation gedient haben werden.³ Die Texte sind somit maßgeblich von ihrem Verfasser und der Zeit, in der sie niedergeschrieben wurden, geprägt.⁴

Die Sagas sind überwiegend auf Altnordisch abgefasst und waren dazu gedacht, die isländisch-norwegische Geschichte festzuhalten. Zudem dienten sie als Instrumente der Sinnsuche, der Geschichtskonstruktion und der Selbstversicherung – diese Funktionen waren auf Island insofern wichtig, als es sich bei den dorthin gekommenen kontinental-skandinavischen Auswanderern um „ein neues Volk und eine neue Nation“ handelte,⁵ für welche das Erinnern durch das Verlassen der Heimat an Bedeutung gewonnen hatte.⁶ Zudem war diese neue Gesellschaft immer wieder Umbrüchen, wie etwa der Christianisierung, ausgesetzt.⁷ Die Komposition der Sagas ist meist offen, wodurch die Texte verändert werden konnten; deshalb liegen heute von einigen Geschichten unterschiedliche Versionen vor, von denen nicht immer klar ist, bei welcher es sich um die ursprünglichste handelt.⁸

Sagas werden in verschiedene Gattungen unterteilt:⁹

- *Íslendingasögur* (zu Dt. *Isländersagas*): Ca. 35 bis 40 Prosaerzählungen.¹⁰ Sie spielen hauptsächlich im Zeitraum von 900 bis 1050 (im sogenannten *sagaöld*).¹¹

¹ Vgl. Würth 2000, S. 512.

² Vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 274.

³ Vgl. Bödl 2005, S. 47, S. 53–57.

⁴ Vgl. Simek 2006, S. 224–225. Siehe hierzu auch Vésteinn Ólason 1993, S. 334.

⁵ Vgl. Uecker 2004, S. 64–65, S. 68. Zitat siehe ebenda, S. 68.

⁶ Vgl. Wolf 2000, S. 284.

⁷ Vgl. Lenzin 2021, S. 17.

⁸ Vgl. Uecker 2004, S. 65.

⁹ Zuordnungskriterien sind z. B. die Herkunft und der soziale Stand des Helden oder die zeitliche sowie räumliche Distanz der Handlung zum Verfasser des Textes, vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 327. Uecker unterscheidet beispielsweise noch einmal zwischen den übergeordneten Kategorien der historiographischen und nicht-historiographischen Werke, vgl. Uecker 2004, S. 65. Für eine Auflistung der historiographischen Werke siehe Uecker 2004, S. 69–73. Für Erläuterungen zu diesen Texten siehe Uecker 2004, S. 73–113.

¹⁰ Vgl. Vésteinn Ólason 1993, S. 333; vgl. Würth 2000, S. 511. Wahrscheinlich gab es noch mehr *Íslendingasögur*, die jedoch nicht erhalten geblieben sind. Ihre Titel sind zum Teil aus anderen Werken bekannt, einige sind außerdem in einer späteren, revidierten Form überliefert. Wieder andere haben in der Form spätmittelalterlicher Reimbearbeitungen überdauert. Vgl. hierzu Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 207.

¹¹ Vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 206, S. 327; vgl. Würth 2000, S. 511. Zu Dt. *Sagazeitalter*. Würth

Schauplätze sind Norwegen und Island, die Protagonisten meist Isländer.¹ Zwischen den berichteten Ereignissen und ihrer Niederschrift liegen etwa 200 bis 300 Jahre.² Ausschlaggebend für ihre Entstehung war der Umbruch, den die isländische Gesellschaft erfuhr, als sie unter norwegische Herrschaft geriet.³ Die Verfasser der Sagas sind unbekannt, zudem handelt es sich bei den vollständig überlieferten Handschriften nicht um Originale. Dies erschwert die Datierung der Texte, weshalb sich lediglich eine ungenaue Chronologie erstellen lässt, die auf Bezügen und Verweisen der *Íslendingasögur* untereinander basiert. *Íslendingasögur* konzentrieren sich inhaltlich vorrangig auf eine einzelne Person und ihre Geschichte, wobei es häufig um eine Fehde geht. Auf stilistischer Ebene zeichnen sich die *Íslendingasögur* durch die scheinbare Objektivität des Erzählers aus. Die Ausdrucksweise ist sehr direkt. Dialoge werden oft in der wörtlichen Rede wiedergegeben, wobei der Übergang zur indirekten Rede sehr abrupt erfolgen kann. Das Tempus wechselt häufig. Auf umfangreiche Beschreibungen sowie die Darstellung von Emotionen wird verzichtet;⁴ dieser karge, aber realistische Stil wird als *Sagastil* bezeichnet.⁵ Eine gewisse Historizität kann attestiert werden, da viele der auftretenden Charaktere tatsächlich existiert haben, auch die Darstellungen von Personen und Ereignissen treffen überwiegend zu. Sie können daher – mit Vorsicht – als Quellen für die sozialen Mechanismen und mentalen Haltungen ihrer Zeit dienen.⁶

- *Fornaldarsögur* (zu Dt. *Vorzeitsagas*):⁷ Ca. 30 altisländische Prosaerzählungen.⁸ Sie berichten von einer Zeit vor der Besiedlung Islands⁹ und tradieren wikingerzeitliches, kontinentalskandinavisches Material.¹⁰ Ihr Quellenwert ist fraglich.¹¹ Die meisten *Fornaldarsögur* wurden vermutlich zwischen 1250 und 1400 verfasst,¹² ihre Stoffe sind aber wahrscheinlich deutlich älter.¹³ Sie handeln von mythischen

setzt dieses nur bis 1030 an; zudem würden manche *Íslendingasögur* noch weiter in die Vergangenheit zurückreichen oder auch die Zeit nach dem *sagaöld* in die Erzählung miteinschließen, vgl. ebenda. Uecker wiederum begrenzt den Handlungszeitraum der Isländersagas auf 930 bis 1030, vgl. Uecker 2004, S. 114. Vésteinn Ólason hingegen verortet den Handlungszeitraum zwischen der Landnahme Islands (870 bis 930) und dem 11. Jahrhundert, vgl. Vésteinn Ólason 1993, S. 333.

¹ Vgl. Würth 2000, S. 511. Siehe hierzu auch Vésteinn Ólason 1993, S. 333.

² Vgl. Uecker 2004, S. 114–115. Vgl. zum Zeitpunkt der Niederschrift auch Lönnroth 2012, S. 304.

³ Vgl. Vésteinn Ólason 1993, S. 336. Siehe hierzu auch Lenzin 2021, S. 23. Die Texte waren dann Ausdruck einer Zeit, zu der Island noch ein Land freier Bauern war, die keines Königs oder eines Staates bedurften, vgl. Vésteinn Ólason 1993, ebenda.

⁴ Vgl. Würth 2000, S. 512–514. Siehe hierzu auch Uecker 2004, S. 117–118 und Vésteinn Ólason 1993, S. 333.

⁵ Vgl. Simek 2006, S. 224.

⁶ Vgl. Vésteinn Ólason 1993, S. 334, S. 336.

⁷ Der Begriff entwickelte sich im Zuge der Auseinandersetzung mit dieser Sagagattung in der neueren Geschichte, es handelt sich also nicht um eine historisch gewachsene Bezeichnung, vgl. Mitchell 1993, S. 206.

⁸ Vgl. Mitchell 1993, S. 206; vgl. Uecker 2004, S. 151.

⁹ Vgl. Simek 2006, S. 107; vgl. Uecker 2004, S. 151.

¹⁰ Vgl. Simek 2000, S. 263–264.

¹¹ Vgl. Simek 2006, S. 107.

¹² Vgl. Mitchell 1993, S. 207; vgl. Simek 2006, S. 107; vgl. Uecker 2004, S. 155.

¹³ Vgl. Mitchell 1993, S. 207. Dies deckt sich mit Clunies Ross' Aussage, dass die *Fornaldarsögur* nicht vor 1200 zu datieren sind. Sie fügt außerdem hinzu, dass die in den Sagas verarbeiteten Gedichte möglicherweise sogar aus der Wikingerzeit stammen könnten, vgl. Clunies Ross 2012, S. 233.

Helden, die noch vor der Wikingerzeit gelebt haben sollen. Da einige der ältesten eddischen Gedichte in diesen Sagas zitiert werden, dienten diese den ersten *Fornaldarsögur* wahrscheinlich als Vorlage, spätere Werke sind jedoch dem Einfluss der Prosaliteratur unterworfen.¹ Stilistisch ähneln sie den *Íslendingasögur*, es finden sich aber auch Erzählmotive aus den *Riddarasögur*.²

- *Riddarasögur* (zu Dt. *Rittersagas*): Sie entstanden insbesondere im höfischen Umfeld.³ Übersetzte *Riddarasögur* stammen meist aus der französischen oder anglo-normannischen Literatur.⁴ Die originalen *Riddarasögur* hingegen entstanden vorrangig auf Island (etwa 30 Texte, verfasst zwischen 1300 und 1500).⁵ Sie setzen sich aus einem Konglomerat unterschiedlicher Elemente anderer Literaturgattungen zusammen⁶ und zählen aufgrund fantastischer Elemente⁷ zu den fiktionalen Texten.⁸ Die Protagonisten sind meist Ritter im höfischen Umfeld, häufige Motive der Konflikt zwischen dem Protagonisten und einem anderen Ritter sowie in Not geratene Frauen, die der Hilfe des Helden bedürfen.⁹ Sie sind vor allem in isländischen Manuskripten des 15. bis 19. Jahrhunderts erhalten.¹⁰
- *Konungasögur* (zu Dt. *Königssagas*): Sie überliefern Lebensgeschichten des skandinavischen Adels, vorrangig der norwegischen Könige, und spielen zwischen dem 9. und 13. Jahrhundert.¹¹ Die meisten Biografien und Kompendien wurden jedoch zwischen 1190 und 1230 zusammengestellt.¹² Die Verfasser waren teils Zeitgenossen der betreffenden Adelligen.¹³ Textgrundlage waren unter anderem Skaldengedichte. Weitere Vorlagen, etwa Anekdoten und Prosatexte, die am Hof der betreffenden Person zirkulierten, sind wahrscheinlich.¹⁴ Einige frühe Werke dieser Gattung sind auf Latein abgefasst, später hingegen wurde das Altnordische bevorzugt.¹⁵
- *Samtíðarsögur* (zu Dt. *Gegenwartssagas*): Sie wurden von isländischen Autoren des 13. Jahrhunderts verfasst und behandeln die jüngere Vergangenheit (ergo: die

¹ Vgl. Lönnroth 2012, S. 305–306.

² Vgl. Uecker 2004, S. 154.

³ Vgl. Uecker 2004, S. 170–171, S. 186–190. Siehe hierzu auch Clunies Ross 2010, S. 84; Kalinke 1993, S. 528.

⁴ Vgl. Barnes 1993, S. 531; vgl. Kretschmer 1982, S. 15–16; vgl. Uecker 2004, S. 171. Kalinke nennt als Vorlagen vor allem die *lais*, *chansons de geste*, Arthusgeschichten und andere Romanzen, vgl. Kalinke 1993, S. 528.

⁵ Vgl. Uecker 2004, S. 186. Simek und Hermann Pálsson geben lediglich an, dass sie ab Ende des 13. Jahrhunderts auf Island entstanden sind, vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 316. Kalinke grenzt den Entstehungszeitraum jedoch auf das späte 13. und vor allem das 14. Jahrhundert ein, vgl. Kalinke 1993, S. 528. Auch Barnes schreibt, die *originalen Riddarasögur* seien vor allem auf das 14. Jahrhundert zu datieren, vgl. Barnes 1993, S. 532–533.

⁶ Vgl. Uecker 2004, S. 187–188.

⁷ Vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 327.

⁸ Vgl. Uecker 2004, S. 114.

⁹ Vgl. Clunies Ross 2010, S. 83–84.

¹⁰ Vgl. Barnes 1993, S. 531.

¹¹ Vgl. Knirk 1993a, S. 362. Siehe hierzu auch Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 327.

¹² Vgl. Schach 1993, S. 561.

¹³ Vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 327.

¹⁴ Vgl. Lönnroth 2012, S. 306. Siehe hierzu auch Schach 1993, S. 561.

¹⁵ Vgl. Lenzin 2021, S. 21.

damalige Gegenwart). Ihre Handlung spielt vorrangig zwischen 1117 und 1264. Die meisten dieser Texte wurden in der *Sturlunga saga* kompiliert.¹

- *Märchensagas*: Sie stehen den Volksmärchen nahe.²
- *Heilagra manna sögur* (zu Dt. *Heiligensagas*): Hierbei handelt es sich um Übertragungen bzw. Übersetzungen lateinischer Heiligenleben.³
- *Antikensagas*: Sie gehören zur historischen Übersetzungsliteratur nach lateinischen Vorlagen.⁴
- *Biskupasögur* (zu Dt. *Bischofssagas*): *Biskupasögur* sind biographische Werke isländischer Bischöfe.⁵

Der Wert der Sagaliteratur als historische Quelle hängt von der jeweiligen Gattung ab. Die *Konunga-*,⁶ *Heilagra manna-* und *Biskupasögur* werden der historisch verpflichteten Literatur zugeordnet und zählten bereits im Mittelalter zur *Historia*, da sie vorrangig dazu bestimmt waren, die eigene Geschichte sowie die damit verbundenen Ansprüche und Identitäten zu bewahren.⁷ Die Historizität der anderen Gattungen hingegen wird angezweifelt, da davon auszugehen ist, dass hier eine Vorgeschichte Islands präsentiert wird, wie man sie sich zur Zeit der Niederschrift *vorstellte*.⁸ Ein wesentlicher Aspekt der Sagaliteratur ist die Deutung der Realität, weshalb Bödl annimmt, dass die Sagas vor allem geschrieben wurden, um einen Bezug zu einer sinnbesetzten Vergangenheit herzustellen. Ergo erfüllten sie eine sinn- und identitätsstiftende Funktion für die Gesellschaft. Aus diesem Grund waren die Verfasser – trotz der recht freien Form der Sagas – an gewisse Rahmen gebunden,⁹ da die Darstellung der Beziehung zwischen Individuum und Gemeinschaft wahrscheinlich wichtiger war als eine möglichst genaue Abbildung der eigenen Vergangenheit.¹⁰

Der Wertekanon der Texte ist jedoch durch die Sichtweise späterer Jahrhunderte geprägt.¹¹ Darüber hinaus muss stets der Einfluss des Christentums auf die altnordische Prosaliteratur berücksichtigt werden: die Literalität war in hohem Maße an die christliche Kultur geknüpft, sodass jene, die Lesen und Schreiben lernten, zwangsweise mit christlich-hagiographischen, -liturgischen und -lehrhaften Texten in Berührung kamen.¹²

¹ Vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 330

² Vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 328.

³ Vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 328.

⁴ Vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 328.

⁵ Vgl. Ásdís Egilsdóttir 1993, S. 45; vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 327.

⁶ Vgl. Bödl 2005, S. 47; vgl. Simek 2000, S. 256.

⁷ Vgl. Simek 2000, S. 256–257. Bei den *Biskupasögur* ist allerdings zu beachten, dass sie oft hagiographischer Natur und vor allem darauf ausgerichtet sind, die Heiligkeit des Helden herauszustellen, vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 327.

⁸ Vgl. Würth 2000, S. 513–514.

⁹ Vgl. Bödl 2005, S. 31–32, S. 34, S. 37–38, S. 44, S. 46. Bödl schreibt den *Íslendingasögur* an anderer Stelle dennoch eine ähnliche Historizität wie den *Konungasögur* zu, da sie auf formaler Ebene Parallelen aufweisen, vgl. Bödl 2005, S. 47.

¹⁰ Vgl. Würth 2000, S. 514. Siehe hierzu auch Bödl 2005, S. 30.

¹¹ Vgl. Würth 2000, S. 514.

¹² Vgl. Walter 2000, S. 276. Siehe auch S. 277. Laut Walter wird zwar diskutiert, ob es sich bei allen Sagaverfassern um Geistliche gehandelt hat, unbestritten ist jedoch, dass ihnen christliche Motive durch ihre Ausbildung geläufig gewesen sind. Er merkt außerdem an, dass es als eher unwahrscheinlich anzusehen

3.2 Skaldendichtung

Die altnordische Dichtung hat ihren Ursprung wahrscheinlich in den sogenannten Gemeinschaftsdichtungen, einer Form oraler Tradition, für die es keiner speziellen Ausbildung bedurfte. Gattungen mit aufwendigerer Komposition entstanden hingegen erst später¹ – so etwa die Skaldendichtung, welche während der Wikingerzeit mündlich überliefert und erst im 13. Jahrhundert schriftlich fixiert wurde.² Sie ging aus dem Fürstenpreislied hervor³ und wurde ab circa 850 n. Chr. gedichtet. Die orale Tradition der Texte spiegelt sich dabei insbesondere in den Alliterationen und Reimen wider, welche wahrscheinlich als Gedächtnisstütze gedient haben.⁴ Skaldengedichte lassen sich einem Verfasser – einem sogenannten Skalden (altnordisch *skáld*, ursprünglich wohl *Dichter von Spottversen*⁵) – zuordnen.⁶

Der Begriff Skaldik bezeichnet alle altisländischen bzw. altnorwegischen Gedichte, die sich nicht der eddischen Dichtung, den *rímur*⁷ oder den *fornkvæði*⁸ zuordnen lassen. Charakteristisch für die Skaldendichtung sind *heiti* (Sg. *heiti*; zu Dt. *Name, Bezeichnung*⁹) und *kenningar* (Sg. *kenning*; vom Verb *kenna*, welches in der Verbform *kenna A við B* zu Dt. bedeutet *A mit B's Namen benennen*¹⁰). *Heiti* sind meist eingliedrige¹¹ poetische Synonyme eines Wortes,¹² die oft archaischer Natur sind. *Kenningar* hingegen sind poetische Umschreibungen von Begriffen,¹³ die sich durch ihre Verschiedenartigkeit und vielschichtige Struktur auszeichnen.¹⁴ Sie sind meist zwei-, gelegentlich auch mehrgliedrig, wobei sie sich aus einem Grund- und einem Bestimmungswort zusammensetzen, die dann noch beliebig erweitert werden können.¹⁵ Neben der Skaldendichtung treten *heiti* und *kenningar* auch in der eddischen Dichtung auf. Ihre Entschlüsselung ist ohne ein fundiertes Wissen der altnordischen Mythologie kaum möglich, was im Umkehrschluss bedeutet, dass sich in ihnen Mythologeme erhalten haben, die anderweitig nicht überliefert sind. Insgesamt erlaubt die Skaldik dem Dichter nur wenige formale Freiheiten, da sie

ist, dass ein Illiterat seinen Text einem Schreibkundigen diktieren könnte, vgl. ebenda.

¹ Vgl. Beck 1998, S. 307–308.

² Vgl. Simek 2009, S. 109.

³ Vgl. Simek 2006, S. 376–377. Siehe hierzu auch Clunies Ross 1993, S. 279.

⁴ Vgl. Poole 2005, S. 564.

⁵ Vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 343. Hierbei handelte es sich nicht nur um Männer – einige Gedichte können auch weiblichen Verfassern (altnordisch *skáldkona*) zugeordnet werden. Diese waren wahrscheinlich keine beruflichen Dichterinnen, ihre Werke sind aber ebenso komplex wie die ihrer männlichen Kollegen, vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 346. Siehe hierzu auch Ballif Straubhaar 1993, S. 594–596.

⁶ Vgl. Clunies Ross 1992, S. 648; vgl. Jesch 2012, S. 295; vgl. Simek 2006, S. 376.

⁷ Bei *rímur* (Sg. *ríma*) handelt es sich um isländische Erzählgedichte, vgl. hierzu etwa Jorgensen 1993, S. 536–537.

⁸ Eine Form der Ballade, vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 58.

⁹ Vgl. Clunies Ross 1993, S. 279.

¹⁰ Vgl. Amory 1993, S. 351. Siehe auch Simek 2006, S. 233.

¹¹ Vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 171.

¹² Vgl. Clunies Ross 1993, S. 279; vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 171; vgl. Uecker 2004, S. 240.

¹³ Vgl. Simek 2006, S. 233; vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 224.

¹⁴ Vgl. Poole 2005, S. 562.

¹⁵ Vgl. Amory 1993, S. 351; vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 224.

neben den *heiti* und *kenningar* auch durch den Stab- und den Binnenreim sowie ein silbenzählendes Versmaß gekennzeichnet ist.¹

Die Ursprünge vieler Skaldengedichte liegen bislang im Dunkeln, da ein Großteil nur als Zitat in anderen Werken erhalten ist, bei denen es sich ihrerseits nicht um Originale handelt. Dies macht die Rekonstruktion ihrer Entstehungsreihenfolge und ursprünglichen Gestalt zu einer Herausforderung.² Trotz dieser Datierungsproblematik gelten die Skaldendichtungen neben den Runeninschriften als die ältesten skandinavischen Schriftquellen³ und die ältesten Werke der skandinavischen Literatur.⁴

3.3 Snorra- und Lieder-Edda

Neben der Skaldendichtung bilden sowohl die *Snorra-* als auch die *Lieder-Edda* ein wichtiges Korpus der altnordischen Literatur. Die *Snorra-Edda* (alternativ *Prosa-Edda*⁵ oder *jüngere Edda*⁶) verdankt ihren Namen dem isländischen Gelehrten und Politiker Snorri Sturluson⁷ (geboren 1178⁸/1179, verstorben 1241⁹), der sie um 1220¹⁰ als ein Lehrbuch für Skalden verfasste.¹¹ Der Text (bzw. Fragmente dessen) findet sich in unzähligen Handschriften, von denen die wichtigste jedoch der *Codex regius* (Gml. Kgl. Slg. 2367 4to) von etwa 1325 ist, da diese Fassung als die am wenigsten veränderte bzw. vollständigste gilt.¹² Die *Snorra-Edda* ist in der Volkssprache abgefasst¹³ und hat sowohl die Kunst der Skaldik als auch die nordische Mythologie zum Thema.¹⁴

Zwar war Snorri offensichtlich bestrebt, einen Überblick über die skandinavischen Mythologeme vor der Christianisierung zu geben, seine Motivation hierfür war allerdings eher historischem Interesse als religiöser Überzeugung geschuldet, da er selbst christlichen Glaubens war und die heidnische Mythologie somit nicht als heilig erachtet hat. Vorrangig wollte er somit wohl das Wissen um den heidnischen Glauben¹⁵ sowie die traditionellen Techniken der Skaldendichtung bewahren,¹⁶ damit die Kunst der Skaldik an jüngere Generationen weitergeben werden konnte.¹⁷ Hierbei können, wie bei anderen

¹ Vgl. Simek 2006, S. 233–234, S. 377.

² Vgl. Uecker 2004, S. 234, S. 253–254. Jesch merkt jedoch an, dass die Einbettung in andere Texte den überlieferten Bruchstücken der Skaldengedichte auch einen chronologischen, geografischen und sozialen Kontext zur Seite stellt, vgl. Jesch 2012, S. 295.

³ Vgl. Simek 2006, S. 377.

⁴ Vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 345.

⁵ Vgl. Einar G. Pétursson 1993, S. 100; vgl. Faulkes 1993, S. 600; vgl. Simek 2006, S. 82; vgl. Uecker 2004, S. 46.

⁶ Vgl. Faulkes 1993, S. 600; vgl. Simek 2006, S. 82; vgl. Weber 1986, S. 394.

⁷ Vgl. Krause 2010, S. 149.

⁸ Vgl. Edwards Whaley 1993, S. 602; vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 353.

⁹ Vgl. Edwards Whaley 1993, S. 602; vgl. Krause 2006b, S. 156; vgl. Simek 2006, S. 390; vgl. Weber 1986, S. 394.

¹⁰ Vgl. Clunies Ross 2012, S. 233; vgl. Einar G. Pétursson 1993, S. 100; vgl. Gunnell 2012, S. 299; vgl. Krause 2010, S. 149; vgl. Simek 2006, S. 389; vgl. Weber 1986, S. 394. Siehe auch Jesch 2012, S. 294.

¹¹ Vgl. Faulkes 1993, S. 600; vgl. Krause 2006b, S. 157; vgl. Simek 2006, S. 389; vgl. Weber 1986, S. 394.

¹² Vgl. Faulkes 1993, S. 601. Siehe hierzu auch Weber 1986, S. 395.

¹³ Vgl. Uecker 2004, S. 46.

¹⁴ Vgl. Clunies Ross 2012, S. 233.

¹⁵ Vgl. Clunies Ross 1992, S. 633–634, S. 637. Siehe hierzu auch Faulkes 1993, S. 601.

¹⁶ Vgl. Faulkes 1993, S. 601.

¹⁷ Vgl. Clunies Ross 1992, S. 633–634.

Schriftquellen des skandinavischen Mittelalters auch, sowohl seine eigene Kreativität als auch christliche Einflüsse Eingang in den Text gefunden haben.¹

Die *Lieder-Edda* (auch *ältere Edda* oder *poetische Edda*²) ist ebenfalls in einem *Codex regius* überliefert (Gl. Kgl. sml. 2365 4to³).⁴ Sie wird als *Edda* bezeichnet, obgleich sie keinen Titel trägt, ein Umstand, der auf den Bischof Brynjólfur Sveinsson zurückzuführen ist,⁵ der 1643 in den Besitz der Handschrift gelangte.⁶ Er nannte sie *Edda Sæmundi multiscii*,⁷ da er glaubte, sie sei von Sæmundr fróði Sígfússon (geboren 1056, verstorben 1133⁸) verfasst worden⁹ und habe schon Snorri Sturluson vorgelegen.¹⁰ Tatsächlich entstand die Handschrift jedoch erst über ein Jahrhundert nach Sæmundrs Tod,¹¹ nämlich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts.¹² Ihr Verfasser ist bis heute unbekannt,¹³ man geht jedoch davon aus, dass es sich um einen einzelnen Schreiber handelte.¹⁴ Die *Lieder-Edda* wurde wahrscheinlich unter Zuhilfenahme einer Vorlage abgefasst.¹⁵ Einige Blätter des Manuskripts, die Teile des Sigurdstoffes enthielten, kamen im 16. oder 17. Jahrhundert abhanden, ihren Inhalt kennen wir jedoch dank der *Völsungasaga*, welche ihn in Prosaform nacherzählt.¹⁶

Die *Lieder-Edda* besteht aus 18 Heldenliedern und elf mythologischen Gedichten¹⁷ sowie zwei kurzen Prosawerken.¹⁸ Inhaltlich befassen sich die Texte mit der Entstehung und dem Untergang der Welt, den nordischen Göttern, Heldengeschichten und Lebensweisheiten. Sie sind insgesamt simpler gehalten als Gedichte der Skaldik. Bei den auftretenden Prosapassagen handelt es sich wahrscheinlich um redaktionelle Eingriffe, die die einzelnen Lieder miteinander verbinden und gegebenenfalls fehlende Stellen im Text

¹ Vgl. Simek 2006, S. 389.

² Vgl. Simek 2006, S. 82.

³ Vgl. Schier 1986, S. 356; vgl. Simek 2006, S. 67; vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 56.

⁴ Vgl. Krause 2010, S. 148; vgl. Uecker 2004, S. 191. Es handelt sich hierbei nicht um die einzige Stelle, an der sich die Lieder finden lassen, vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 248.

⁵ Vgl. Uecker 2004, S. 191. Siehe hierzu auch Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 56.

⁶ Vgl. Einar G. Pétursson 1993, S. 100; vgl. Hallberg 1993, S. 149; vgl. Schier 1986, S. 355; vgl. Simek 2006, S. 67.

⁷ Vgl. Schier 1986, S. 355; vgl. Uecker 2004, S. 191.

⁸ Vgl. Einar G. Pétursson 1993, S. 100; vgl. Hallberg 1993, S. 149.

⁹ Vgl. Einar G. Pétursson 1993, S. 100; vgl. Hallberg 1993, S. 149; vgl. Schier 1986, S. 355; vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 56; vgl. Uecker 2004, S. 191. Im Jahr 1623 erwähnte Guðmundsson lærði eine *Edda*, die von Sæmundr fróði Sígfússon verfasst worden sein soll und somit älter sei als die *Snorra-Edda* – dies führte wohl zu Brynjólfurs fälschlicher Annahme, vgl. Einar G. Pétursson 1993, S. 100.

¹⁰ Vgl. Simek 2006, S. 244–245.

¹¹ Vgl. Uecker 2004, S. 191.

¹² Vgl. Egeler 2020, S. 198; vgl. Hallberg 1993, S. 149; vgl. Jesch 2012, S. 293; vgl. Krause 2010, S. 148; vgl. Schier 1986, S. 358; vgl. Simek 2006, S. 67, S. 245; vgl. Simek/Pálsson 2007, S. 56; vgl. Uecker 2004, S. 191. Siehe auch Einar G. Pétursson 1993, S. 100 und Gunnell 2012, S. 299.

¹³ Vgl. Uecker 2004, S. 193.

¹⁴ Vgl. Einar G. Pétursson 1993, S. 100; vgl. Schier 1986, S. 356, S. 358. Siehe hierzu auch Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 56.

¹⁵ Vgl. Hallberg 1993, S. 149; vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 56. Siehe hierzu ausführlicher Einar G. Pétursson 1993, S. 100; Schier 1986, S. 363, S. 365–366; Simek 2006, S. 144.

¹⁶ Vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 56, 248. Einar G. Pétursson grenzt den Zeitraum des Abhandenkommens auf 1641 bis 1643 ein, vgl. Einar G. Pétursson 1993, S. 100. Weitere Verluste lassen sich aufgrund der Art, wie die letzte Lage der Handschrift geheftet ist, ausschließen, vgl. Schier 1986, S. 356.

¹⁷ Vgl. Schier 1986, S. 358; vgl. Uecker 2004, S. 191.

¹⁸ Vgl. Schier 1986, S. 358. Einige Lieder lassen sich jedoch nicht eindeutig zuordnen, vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 248.

schließen sollten.¹ Eine Chronologie der Lieder hat sich bislang nicht erstellen lassen. Eine Altersbestimmung ist deshalb problematisch, da von einer Periode mündlicher Tradition ausgegangen werden muss.² Man nimmt jedoch an, dass die ältesten Lieder im 9. oder 10. Jahrhundert in Norwegen und die übrigen zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert auf Island entstanden sind. Ein Lied scheint außerdem aus Grönland zu stammen.³

Woher der Begriff *Edda* stammt und wie er zu übersetzen bzw. zu interpretieren ist, wird nach wie vor diskutiert.⁴

3.4 Weiteres Quellenmaterial – Archäologische Zeugnisse, Runen, altnordische Glaubensvorstellungen und Mythologie

Aus der Heimat der altnordischen Literatur liegen zahlreiche archäologische Zeugnisse vor, die Rückschlüsse auf Kultur und Glaubensvorstellungen der Nordgermanen erlauben. Heute ist man sich in der Archäologie weitestgehend einig, dass „seit dem Beginn der römischen Kaiserzeit der gesamte Fundstoff zwischen Rhein und oberer Donau im Südwesten, der Passarge in Ostpreußen und den südlichen Teilen Nordskandinaviens als germanisch anzusehen ist.“ Bis in die heutige Zeit erhalten geblieben sind dabei vorrangig Fundstücke, die aus nicht-organischem Material bestehen.⁵

Die archäologischen Zeugnisse lassen sich unterschiedlichen Bereichen zuordnen. Der religiösen Sphäre werden etwa jene Fundstücke zugeschrieben, deren Auftreten nicht mit profanen Gründen erklärbar ist; der Auffindungskontext ist dabei zwingend in die Überlegungen mit einzubeziehen. So ließe sich ein Schwert per se zwar dem profanen Bereich zuordnen, wird es jedoch als Grabbeigabe aufgefunden, ist ein religiöser Kontext wahrscheinlich, in dem es eine bestimmte Funktion erfüllte. Hieraus lassen sich wiederum Rückschlüsse, etwa auf die Jenseitsvorstellungen, ableiten. Es ist allerdings nicht immer ersichtlich, welche Motivation bestimmten Bestattungsformen und -bräuchen zugrunde lag. Gerade bei Funden aus dem religiösen Bereich ist demnach Vorsicht bei der Interpretation geboten.⁶

Gelegentlich lassen sich archäologische Zeugnisse mit der schriftlichen Überlieferung in Verbindung setzen, so etwa der Runenstein von Altuna: Dieser bildet den Gott Þórr beim Angeln nach dem Miðgarðsormr ab, wobei sein Fuß durch den Bodes des Bootes hindurchzugehen scheint. Diese Darstellung steht in direkter Parallele zur *Snorra-Edda*, die berichtet, wie Þórr bei diesem Unterfangen vor Wut seine Beine durch den Bootsboden stößt. Ein solcher Fall, bei dem ein Zusammenhang zwischen beiden Quellen begründet werden kann, ist jedoch nicht oft gegeben.⁷ Dennoch ist Böldls Aussage, es sei

¹ Vgl. Uecker 2004, S. 193, S. 196–197. Zu eddischer Metrik siehe beispielsweise Uecker 2004, S. 193–194.

² Vgl. Hallberg 1993, S. 149; vgl. Schier 1986, S. 367, S. 381–382. Schier sieht eine Periode mündlicher Tradition als gesichert an, da sich nicht anders erklären ließe, „wie etwa Heldensagenstoffe südlicher Herkunft [...] in einer bis zur Einführung des Christentums im wesentlichen schriftlosen Kultur hätten am Leben bleiben können“, vgl. Schier 1986, S. 383.

³ Vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 248.

⁴ Vgl. Faulkes 1993, S. 601; vgl. Simek 2006, S. 82–83. Siehe hierzu auch Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 68.

⁵ Vgl. Ellmers 1992, S. 95–96. Zitat siehe S. 95.

⁶ Vgl. Ellmers 1992, S. 95–96, S. 99–100.

⁷ Vgl. Clunies Ross 2012, S. 231–232.

unmöglich, „die Realität der in den Sagas geschilderten Verhältnisse und Dinge gegen andere – textuelle oder etwa archäologische – Quellen ins Relief zu setzen“, somit nur eingeschränkt gültig, zumal er sich selbst widerspricht, wenn er kurz darauf schreibt, dass die Historizität der Sagas lediglich punktuell vorläge, nämlich dort, wo sich Namen und Ereignisse durch andere Quellen belegen lassen.¹ Dieser Ansatz trifft zudem, wie sich am obigen Beispiel zeigt, auch umgekehrt zu: Die Interpretation von Bilddenkmälern ist vor allem dann schwierig, wenn mythische Darstellungen nicht auch schriftlich überliefert sind; in diesem Fall erlauben sie dann lediglich Aussagen darüber, wie der betreffende Mythos geografisch und zeitlich verbreitet war und ob er sich möglicherweise verändert hat.²

Die Runen entstanden etwa zu Beginn unserer Zeitrechnung. Germanische Stämme, die in Kontakt mit schriftkundigen Kulturen kamen, bildeten aus den Alphabeten der Mittelmeersprachen sowie alten germanischen Symbolzeichen die ersten Runen.³ Die Bezeichnung *Rune* stammt aus der germanischen Sprachfamilie. Ihre Grundbedeutung ist *Geheimnis*. Es besteht keine Verwandtschaft zu den hunnischen oder türkischen Runen.⁴ Die ältere Variante der Runenschrift war von 150 bis 750 n. Chr. in Gebrauch, wobei sich erst im 5. Jahrhundert eine einigermaßen einheitliche Schrift etablierte, die 24 Zeichen umfasste. Angelehnt an die ersten sechs Zeichen der Reihe wurde sie als *Futhark* bezeichnet. Mitte des 8. Jahrhunderts verkleinerte sich diese Reihe, was auf linguistische Veränderungen in Skandinavien zurückzuführen ist, durch welche das *ältere Futhark* phonologisch weniger für den neuen Sprachklang geeignet war. Diese nunmehr 16 Zeichen umfassende Reihe wird als *jüngeres Futhark* bezeichnet.⁵ Es bildete die Grundlage für die Inschriften der Wikingerzeit (ab etwa 800 n. Chr.) und des anschließenden Mittelalters.⁶ In Folge der allmählichen Etablierung des Lateinischen (ab dem 10. und 11. Jahrhundert) kamen die Runen ab dem 15. Jahrhundert außer Gebrauch.⁷

Runen sind keine klassische Buchstabenschrift: Vielmehr trug jedes Zeichen einen Namen und konnte alleinstehend den mit dem Namen bezeichneten Begriff vertreten. Auch sagte man ihnen magische Wirkung nach.⁸ Sie fanden zunächst vor allem als Inschriftenschrift Verwendung, was auch ihre Form erklärt, denn die weitestgehend senkrechten und schrägen Striche ließen sich einfacher in verschiedene Materialien einkerben, -ritzen oder -meißeln. Die Inschriften befassen sich nur selten mit der nordischen Mythologie oder Geschichten aus den Sagas, vorrangig dienen sie dem Andenken an Verstorbene oder Personen, die von Wikingerfahrten nicht heimgekehrt waren.⁹ Zwischen dem 11. und 14. Jahrhundert wurde das Runenalphabet dann auch als Gebrauchsschrift und sogar

¹ Vgl. Bödl 2005, S. 37, S. 39. Zitat siehe S. 37.

² Vgl. Ellmers 1992, S. 111, S. 113. Im Bereich des Profanen lassen sich hier allerdings kaum neue Erkenntnisse gewinnen, da Alltägliches in der Regel nicht um seiner selbst willen dargestellt wurde, sondern lediglich im Kontext von Mythologie oder Kult, vgl. ebenda, S. 113.

³ Vgl. Simek 2006, S. 353. Siehe hierzu auch Knirk 1993b, S. 545.

⁴ Vgl. Düwel 2008, S. 1–2.

⁵ Vgl. Knirk 1993b, S. 545–546; vgl. Simek 2006, S. 353.

⁶ Vgl. Düwel 2008, S. 2.

⁷ Vgl. Knirk 1993b, S. 545, S. 551. Auf dem Kontinent ging diese Entwicklung bereits früher vonstatten: hier wurden die Runen bereits um 800 von der lateinischen Schrift abgelöst, vgl. Hunger 2017, S. 1127.

⁸ Vgl. Simek 2006, S. 353–354. Siehe hierzu auch Knirk 1993b, S. 546.

⁹ Vgl. Krause 2006b, S. 140, S. 142–143.

für Texte auf Latein benutzt.¹ Die uns erhaltenen Werke der altnordischen Literatur sind allerdings nicht in Runenschrift abgefasst.² Runeninschriften können einen Beitrag dazu leisten, magische oder religiöse Praktiken zu entschlüsseln; da sie häufig jedoch nur fragmentarisch erhalten sind, sind sie schwer zu interpretieren.³

Was die Überlieferungen zum vorchristlichen Glauben in Skandinavien anbelangt, so finden sich die ältesten Befunde auf bronzezeitlichen Felszeichnungen. Aber auch Bodenfunde (vorrangig Grabfunde) und Motivgaben geben Auskunft über religiöse Vorstellungen, ebenso wie Kultobjekte, die einen Einblick in religiöse Bräuche ermöglichen und gelegentlich Informationen zu den verehrten Göttern preisgeben.⁴ Ortsnamen sind ebenfalls hilfreiche Quellen, da sie beispielsweise auf einstige Kultstätten hinweisen können.⁵

Zeitlich können die vorchristlichen Glaubensvorstellungen Skandinaviens und Norddeutschlands von der Eisenzeit (ca. 500 v. Chr.) bis ins Mittelalter verortet werden. Der Plural bietet sich an, da es sich hierbei nicht um einen einzigen, uniformen Glauben handelte.⁶ Wahrscheinlicher ist hingegen, dass es sich beim vorchristlichen Glauben um ein Konglomerat verschiedener religiöser Phänomene handelte, die unterschiedlich weit verbreitet und zudem Einflüssen von außerhalb ausgesetzt waren;⁷ konkret lassen sich diese Ausformungen heute nicht mehr nachvollziehen.⁸ Hinzukommt, dass der Germanenbegriff, wie einleitend dargestellt, bis heute unbestimmt ist, weshalb im Umkehrschluss auch die Bezeichnung „germanische Religion“ nicht klar abgegrenzt werden kann und somit ungeeignet ist.⁹ Parallel zu dieser Benennungsproblematik zeigt sich zudem eine Tendenz, Begrifflichkeiten der modernen Religionswissenschaft auf nicht-christliche Religionen zu übertragen, obgleich sie in diesem Rahmen nicht die gleiche Geltung beanspruchen können. Eine Benennung mit den ursprünglichen Begriffen wäre daher die beste Alternative; einerseits sind diese jedoch meist nicht bekannt, andererseits kann eine Neubesetzung der Bezeichnungen im Zuge der Christianisierung nicht ausgeschlossen werden. Religiöse Begriffe aus dem antiken Griechenland oder dem antiken Rom sind daher eher geeignet, da die Glaubenswelt dieser Kulturen ebenfalls polytheistisch war und somit den germanischen Glaubensvorstellungen strukturell ähnelte.¹⁰

Folgt man den überlieferten mythologischen Texten, existierte am Anfang der Welt nur das von Eis durchzogene Niflheim und das von lodernden Flammen durchdrungene Muspell. Des Weiteren gab es den Ginnungagap, einen Abgrund, dessen Tiefen man sich mit giftigem Reif gefüllt vorstellte. Als dieser durch die Wärme Muspells schmolz, entstand

¹ Vgl. Simek 2009, S. 107.

² Vgl. Simek/Hermann Pálsson 2007, S. 9.

³ Vgl. Buchholz 1993, S. 521.

⁴ Vgl. Simek 2006, S. 338. Egeler weist jedoch darauf hin, dass hier nicht die Bedeutung einer Kulthandlung greifbar wird, sondern lediglich das, was nach ihrem Vollzug erhalten geblieben ist, vgl. Egeler 2020, S. 196.

⁵ Vgl. Buchholz 1993, S. 521; vgl. Lindow 1993, S. 424; vgl. Simek 2006, S. 338.

⁶ Vgl. Buchholz 1993, S. 521. Siehe auch Egeler 2020, S. 195 und Simek 2006, S. 337.

⁷ Vgl. Egeler 2020, S. 195; vgl. Maier 1998, S. 385–386. Siehe hierzu auch Simek 2006, S. 46–47. Gerade im Grenzgebiet zum *Imperium romanum* muss es bereits früh zu Kontakten mit der antiken römischen und später christlichen Religion gekommen sein, vgl. Simek 2006, S. 46–47. Egeler hält außerdem Einflüsse des keltischen Glaubens für wahrscheinlich, vgl. ebenda.

⁸ Vgl. Maier 1998, S. 386.

⁹ Vgl. Wiwjorra 2009, S. 301.

¹⁰ Vgl. Maier 1998, S. 382–383.

ein Wesen namens Ymir, welches von der Urkuh Auðumla ernährt wurde. Diese war es auch, die später den in Eis gehüllten Stammvater der künftigen Götter, Buri, befreite, indem sie ihn freileckte. Dessen Sohn Burr zeugte mit der Riesin Bestla drei Gottheiten: Óðinn, Vili und Vé. Diese erschlugen Ymir und erschufen aus seinem Leib die Welt¹ sowie aus zwei Stämmen Treibholz die ersten Menschen – Ask und Embla.² Das somit begründete Göttergeschlecht wird in der skandinavischen Mythologie in zwei Familien unterteilt: Diese werden Asen³ (altnordisch *áss*, Pl. *Æsir*) und Wanen⁴ genannt.

Die Kosmologie der *Snorra-Edda* ist in Form konzentrischer Kreise aufgebaut. Im innersten befindet sich Miðgarðr, in welchem Menschen und Götter leben, wohingegen die Riesen und anderen nicht-menschlichen Wesen im äußersten der Kreise, Útgarðr genannt, verortet werden. Topologisch erfolgt keine Unterscheidung zwischen Miðgarðr und Ásgarðr, der Niederlassung der Götter. Im vertikalen Modell des Kosmos existieren jedoch eine obere und eine untere Welt in Miðgarðr, sodass Menschen und Götter letztlich doch getrennt sind. Die obere Sphäre wird Valhöll genannt und ist das Domizil der Götter.⁵ Daneben gibt es außerdem noch Jötunheim. Im Zentrum dieser Welt befindet sich der Weltenbaum Yggdrasil, der den Himmel stützt und dessen Wurzeln noch über die bewohnte Welt hinauswachsen. Diese Welt ist wiederum umgeben von einem Urmeer, in welchem der Miðgarðsormr lebt, dessen Leib die Welt umspannt.⁶

Die *Æsir* und *Jotnar*, also Götter und Giganten, liegen in diesem Kosmos in ständigem Konflikt miteinander; diese Auseinandersetzungen stehen symbolisch für den Kampf zwischen Gut und Böse.⁷ Im Lauf der Zeit sehen sich die Götter zudem mit der Ragnarök konfrontiert, wie die Eschatologie in den eddischen Liedern genannt wird. Diese geht mit vier großen Ereignissen einher: Dem Fimbulwinter, dem Weltenbrand, dem Versinken der Erde im Ozean und der Verdunkelung der Sonne. Hierbei handelt es sich jedoch um kein Weltenende im eigentlichen Sinn, da die mythologischen Vorstellungen zyklisch geprägt waren, weshalb sich nach der Ragnarök eine neue, gereinigte Welt aus dem Meer erhebt.⁸

Was das Jenseits bzw. das Leben nach dem Tod anbelangt, sind die Vorstellungen uneinheitlich. In der *Edda* werden verschiedene Totenreiche genannt. In welches ein Verstorbener gelangt, richtet sich danach, woran die Person gestorben ist: In die Unterwelt Hel gelangen jene, die durch Krankheit oder Altersschwäche umgekommen sind; die Ertrunkenen hingegen kommen zu Rán⁹; ist ein Mensch jedoch im Kampf gestorben, so ist

¹ Vgl. Lindow 1993, S. 425; vgl. Simek 2006, S. 64, S. 236–237.

² Vgl. Egeler 2020, S. 204, vgl. Simek 2006, S. 236–237. Egeler weist darauf hin, dass es sich hierbei wahrscheinlich um ein genuin isländisches Element handelt: Treibholz stellte auf Island die einzige Quelle für größere Mengen Bauholz dar, weshalb es sich dabei um einen wertvollen Rohstoff handelte. Der Mythos greift hierbei also spezifische Elemente der isländischen Umwelt auf, vgl. ebenda.

³ Zu den Asen zählen Óðinn, Þórr, Njörðr, Freyr, Týr, Heimdallr, Bragi, Víðarr, Váli, Ullr, Hœnir, Forseti, Loki (männlich) sowie Frigg, Freyja, Gefjon, Iðunn, Gerðr, Sigyn, Fulla, Nanna, gelegentlich auch Eir, Sjöfn, Lofn, Vár, Vör, Syn, Hlín, Snorta, Gná (weiblich), vgl. Simek 2006, S. 26.

⁴ Die Herkunft dieser Bezeichnung ist noch nicht abschließend geklärt, vgl. Simek 2006, S. 486.

⁵ Vgl. Hastrup 1993, S. 109.

⁶ Vgl. Simek 2006, S. 237–238.

⁷ Vgl. Lindow 1993, S. 425.

⁸ Vgl. Simek 2006, S. 340.

⁹ Gemahlin des Meerestotengottes Ägir. Während Ägir die freundliche Seite der See verkörpert, stellt Rán die dunkle Seite dar. Ihre Namensbedeutung ist nicht vollständig geklärt, sie könnte jedoch in Bezug zu *rán* (zu Dt. *Raub*) stehen, vgl. Simek 2006, S. 342.

sein Platz bei Óðinn in Valhöll. Daneben werden noch die Orte Niðavellir und Náströnd genannt, welche ebenso wie Hel im Norden liegen sollen, eine Vorstellung, die sich auch in der Nord-Süd-Ausrichtung zahlreicher Grabanlagen widerspiegelt. Christliche Einflüsse auf die Beschreibungen des Jenseits sind wahrscheinlich und setzten womöglich schon um das erste christliche Jahrtausend ein. Auffällig ist jedoch, dass es sich bei keinem der nordischen Jenseitsorte um einen Strafort handelt. Außerdem bedeutet der Tod nicht das Ende, sondern lediglich den Übertritt in eine andere Form des Daseins, was sich auch im Grabbrauch niederschlägt. Wie man sich das Leben nach dem Tod konkret vorstellte, ist bislang jedoch nicht geklärt. Die Quellen deuten darauf hin, dass man nicht zwischen Seele und Leichnam unterschied, sondern eher von einem lebenden Toten im Grab ausging. Aus der Sagaliteratur ergibt sich das Bild eines Verstorbenen, der nach wie vor in Verbindung zur Welt der Lebenden steht, in seinem Grabhügel wohnt und diesen auch verteidigt. Er kann seine Umgebung dabei ebenso als *draugr* terrorisieren. Schiffsgräber weisen außerdem darauf hin, dass gleichfalls eine Vorstellung existierte, nach der die Verstorbenen in ein Totenreich jenseits des Meeres reisen. Was den Totenkult anbelangt, so ist er maßgeblich geprägt von der Vorstellung, dass der Eingang in die Unsterblichkeit davon abhängt, ob ein positiver Ruhm und eine gute Nachrede den Toten überdauern. Physische Zeugnisse, wie etwa Monumente, mögen diesen Ruhm zwar bestätigen, sie sind jedoch nicht seine Grundlage. Dies kommt in zwei Strophen des *Hávamál* zum Ausdruck, in denen es heißt:¹

Deyr fé, deyia frændr,
deyr siálfr it sama;
enn orðtírr deyr aldregi,
hveim er sér góðan getr.
Deyr fé, deyia frændr,
deyr siálfr it sama;
ec veit einn at aldri deyr:
dómr um dauðan hvern.²

Der Wandel vom paganen, polytheistischen Glauben hin zum Christentum vollzog sich schließlich über einen Zeitraum vom 4. bis zum 12. Jahrhundert. Dabei kam es zeitweise zu einer Vermischung paganer und christlicher Vorstellungen, weshalb es naheliegt, dass mancherorts Christengott und heidnische Gottheiten nebeneinander verehrt wurden. Ob der Übertritt zur neuen Religion aus persönlicher Überzeugung oder aufgrund politischen sowie gesellschaftlichen Drucks erfolgte, lässt sich heute nicht mehr nachvollziehen. Sobald der Prozess der Christianisierung abgeschlossen war, wurde die pagane Vergangenheit vorrangig als ein Zustand begriffen, den es zu überwinden galt; im Zuge der sogenannten *Interpretatio christiana* wurden heidnische Götter und auch Wesen der niederen Mythologie dämonisiert. Lediglich die isländischen Autoren bilden hier eine Ausnahme,

¹ Vgl. Simek 2000, S. 227–228, S. 261, S. 438–439, S. 441–442.

² Zitiert nach Simek 2000, S. 261. Übersetzung nach Krause 2006a, S. 46: „Vieh stirbt, Verwandte sterben, man selbst stirbt ebenso; aber der Ruf stirbt niemals dem, der sich guten erwirbt. Vieh stirbt, Verwandte sterben, man selbst stirbt ebenso; ich weiß eines, das niemals stirbt: das Urteil über jeden Toten.“

da sich bei ihnen ein weniger radikaler und eher historisch-orientierter Umgang mit heidnischen Mythen zeigt.¹

Auch heute noch lassen sich häufig nur unspezifische Aussagen zu den heidnischen Glaubensvorstellungen in Mittel- und Nordeuropa treffen. Einerseits liegen zu wenige Informationen vor, andererseits sind „die Interpretationsspielräume der archäologischen Befunde [...] zu groß“.² Trotz all dieser Umstände hat die Wissenschaft inzwischen ein breites, wenn auch nicht sehr detailliertes Wissen zur germanischen Religionsgeschichte zusammengetragen. So ist recht sicher, dass die Götter Óðinn und Þórr nicht nur in Skandinavien und auf Island verehrt wurden, sondern auch im südgermanischen Raum.³ Was eine zielgerichtete Beschreibung der germanischen Religion(en) an dieser Stelle jedoch schwierig macht, fasst Egeler treffend zusammen:

Die germanische Religionsgeschichte spielt sich so in einem Spannungsfeld zwischen teilweise sehr langen Kontinuitäten einerseits und Brüchen und Innovationen andererseits ab. Sie ist letztlich nicht so sehr die Geschichte „der“ germanischen Religion, sondern eher die einer Vielzahl miteinander verbundener Religionen. Germanische Religionsgeschichte war nie nur „germanisch“; vielmehr stand sie immer im Kontext der weiteren europäischen Religionsgeschichte. „Die Germanen“ waren keine isolierte Einheit, sondern ein integraler Teil eines weiten Feldes von Kulturkontakten und interkulturellem Austausch.⁴

¹ Vgl. Simek 2006, S. 46–47, S. 220–221. Auch Wiwjorra ist der Ansicht, dass es teils Generationen gedauert haben mag, bis der neue Glaube nicht nur in der gesellschaftlichen Elite, sondern auch in den unteren Schichten der Bevölkerung Fuß fasste. Daher ist anzunehmen, dass sich synkretistische Traditionen bildeten, vgl. Wiwjorra 2009, S. 293.

² Vgl. Wiwjorra 2009, S. 303. Zitat siehe ebenda.

³ Vgl. Egeler 2020, S. 196, S. 201.

⁴ Egeler 2020, S. 209–210.

Teil II. Grundlagen

4. Historische Grundlagen und Kontinuitäten der Germanenrezeption

4.1 Die Anfänge der Germanenrezeption – die völkische Bewegung

Bis zum Humanismus war die Vorstellung, die Germanen seien die Vorväter der Deutschen, vollkommen unbekannt gewesen.¹ Dies sollte sich jedoch ändern, nachdem im 15. Jahrhundert das Bedürfnis nach Selbstfindung und Selbstverortung in Deutschland zunahm,² wodurch die *Germania* des Tacitus eine regelrechte Wiederauferstehung erlebte.³ Der humanistische Fokus lag dabei jedoch nicht auf den Unterschieden zwischen Damals und Heute, sondern auf dem, was Vergangenheit und Gegenwart miteinander verband.⁴ Zentral ist hier vor allem die selektive Auswertung des Quellenmaterials: Man konzentrierte sich insbesondere auf jenes Material, das den Germanen positive Eigenschaften angedeihen ließ, während negative Aspekte positiv umgedeutet wurden.⁵ Eine ideologische Stoßkraft ist zu diesem Zeitpunkt jedoch nicht erkennbar.⁶

Diese sollte allerdings noch folgen, denn Tacitus' *Germania* stellt eine junge, unverbrauchte und unverdorbene Kultur einer alten, überzivilisierten gegenüber, wodurch Charakteristika, die (wenn überhaupt) lediglich ein frühes Stadium der historischen Entwicklung der Germanen beschrieben, uminterpretiert, verfestigt und perpetuiert wurden, bis sie schließlich als typisch germanische Wesenszüge galten.⁷ Die humanistische Interpretation fabrizierte somit auf Basis der Beschreibungen in der *Germania* historisch inkorrekte Klischees, die jedoch als genuin germanische Eigenschaften angesehen wurden.⁸

Nachdem der Humanismus die Beschäftigung mit den Germanen eingeleitet hatte, setzte sich die Rezeption in der Folgezeit fort. Die Bezeichnung *Germane* avancierte „zu einem zeitlos-normativen Begriff von unbezweifelbarer Autorität“,⁹ was sich unter anderem darin niederschlug, dass man weiterhin versuchte, die Wesenszüge des deutschen Volkes anhand der taciteischen Darstellungen zu schärfen.¹⁰ Ziel war es, eine kulturelle sowie biologische Kontinuität der Germanen von der Antike bis in die jüngste Vergangenheit zu schaffen.¹¹ Trotz aller Bemühungen seiner Träger war der Germanenkult zwischen 1500 und 1540 dennoch eher eine Randerscheinung, sodass sich die anfängliche Begeisterung noch im gleichen Jahrhundert vorerst wieder legen sollte, da sich aufgrund

¹ Vgl. Halle 2013a, S. 25.

² Vgl. Hieronimus 1986, S. 242.

³ Vgl. Lund 1995, S. 16.

⁴ Vgl. See 1970, S. 14; vgl. See 1994, S. 61. Siehe hierzu auch Mosse 1991, S. 78.

⁵ Vgl. Fehr 2010, S. 128. Siehe auch Hermand 2012, S. 22–23. Dies führte beispielsweise dazu, dass aus dem von mangelnder Kultiviertheit zeugenden *furor* die positiv konnotierte *deutsche Kühnheit* wurde, vgl. Fehr, ebenda.

⁶ Vgl. See 1994, S. 62–63.

⁷ Vgl. See 1970, S. 11. Siehe hierzu auch Dick 2008, S. 12 und Mosse 1991, S. 78.

⁸ Vgl. Puschner 2001, S. 92.

⁹ Vgl. Timpe 1998, S. 11. Zitat siehe ebenda.

¹⁰ Vgl. Dick 2008, S. 11.

¹¹ Vgl. Lund 2009, S. 731.

der territorialen Zersplitterung Deutschlands kein Nationalgefühl etablieren konnte.¹ Es ist anzumerken, dass die skandinavische Überlieferung hierbei noch keine Rolle spielte; stattdessen war das spärliche Arsenal an Quellen und Funden deutschen Ursprungs mit keltischen Stoffen angereichert worden,² weshalb es insbesondere schottisch-ossianische Kulturreminiszenzen waren, die sich die Deutschen zum Vorbild nahmen.³

Im 18. Jahrhundert erfuhr die deutsche Germanenrezeption schließlich neuen Aufschwung: Diesmal standen Volksidentitäten und -charaktere im Fokus der Diskussion. Die Gleichung *Germanisch* = *Deutsch* fand zunehmend Eingang in das öffentliche Bewusstsein, während das generelle Interesse am Germanischen wuchs. In den Geschichtswissenschaften avancierte das Themengebiet zu einem bedeutenden Forschungsgegenstand, mit der Germanischen Altertumskunde entstand hierfür sogar eine eigene Fachwissenschaft. Parallel dazu kristallisierte sich zunehmend ein deutsches Nationalbewusstsein heraus, dessen identitätsstiftender Fixpunkt das Germanenbild wurde, eine Entwicklung, die mit einer zunehmenden Emotionalisierung des Germanen einherging, der nun überhöht, verklärt und zum Identifikationsmodell erkoren wurde.⁴ Ebenso drang das Bewusstsein um die eigene staatliche und historische Valenz, dessen Trägerschicht zunächst begrenzt gewesen war, in weitere Bevölkerungskreise vor.⁵ Ursächlich hierfür waren die Auswirkungen der Französischen Revolution und der dabei zutage getretene Gemeinschaftsgedanke, der in Deutschland Eindruck hinterlassen hatte – immerhin war Frankreich zu einem konstitutionellen Nationalstaat geworden, der eine Staatsbürgernation vertrat und diesen Staatsbürgern Gleichheit vor dem Recht versprach. Aber auch dieses Echo verhallte vorerst wieder, ohne größere Auswirkungen nach sich zu ziehen.⁶

Dass man sich immer wieder den Germanen zuwandte und sich mit ihnen zu identifizieren suchte, hatte vor allem zwei Gründe: Einerseits war die deutsche Geschichte aufgrund der einzelstaatlichen Traditionen abseits der Reichsgeschichte von zahlreichen Brüchen gekennzeichnet, weshalb kein einheitliches Geschichtsbild vorlag, das für eine Einheitskonstitution genutzt werden konnte; andererseits waren weite Teile der deutschen Geschichte abgewertet worden, wodurch ein Teil der nationalen Identität verloren ging. Aus diesen Faktoren ergab sich das Bedürfnis für Hilfskonstruktionen, mit denen eine nationale Einheit historisch begründet werden konnte. Daher wurde das Erklärungsmodell der Humanisten wieder aufgegriffen, welches behauptete, ein deutsches Volk habe es schon in der römischen Kaiserzeit gegeben, wodurch es länger existierte als jede römisch-christliche oder gallo-fränkische Reichs- und Staatenbildung. Eine solche Identität ließ sich mit dem vorliegenden Quellenmaterial allerdings nicht nachweisen, weshalb es nötig war, die Basis für dieses Identifikationsmodell anderswo zu suchen; man fand sie

¹ Vgl. Hermand 2012, S. 21, S. 26, S. 36. Siehe hierzu auch Lund 1995, S. 19.

² Vgl. See 1970, S. 18–19; vgl. See 1994, S. 63–64.

³ Vgl. Almgren 1997, S. 83. Diese Entwicklung geht auf den Schotten James Macpherson (1736–1796) zurück, der 1765 eine Gedichtsammlung namens *Works of Ossian* veröffentlichte, die er in den Highlands zusammengetragen und ins Englische übersetzt haben wollte. Urheber der Werke sollte ein keltischer Barde gewesen sein, der um 300 n. Chr. lebte. Das Werk erfreute sich großer Beliebtheit. Später stellte sich jedoch heraus, dass es keine gälischen Originaltexte gab und Macpherson die Lieder selbst geschrieben hatte; vgl. Krause 2010, S. 194.

⁴ Vgl. Dick 2008, S. 13–15.

⁵ Vgl. Ehlers 2001, S. 131.

⁶ Vgl. Hermand 2012, S. 61, S. 65.

schließlich in Form einer auf gemeinsamer Sprache und Kultur fußenden Fiktion.¹ Die karge Quellenlage führte außerdem dazu, dass man sich den deutlich umfangreicheren altnordischen Überlieferungen zuwandte. Bei diesem Quellenkorpus handelt es sich jedoch um einen spezifischen Ausdruck der skandinavischen Kultur des Mittelalters, der nicht einfach auf die deutsche Geschichte übertragen werden konnte. Um dieses Problem zu umgehen, enthistorisierte man das altnordische Quellenmaterial, sodass es möglich war, nach einem vermeintlichen gemeinsamen Erbe zu suchen und die skandinavische Kulturtradition zu übernehmen.² *Nordisch* entwickelte sich somit zu einem Synonym für *germanisch*.³

Im 19. Jahrhundert⁴ schließlich folgte eine Annäherung an den durch die Romantik geprägten Volksbegriff.⁵ Der Dichter Johann Gottfried Herder (1744–1803⁶) nahm mit seinem Werk *Iduna, oder der Apfel der Verjüngung* entscheidenden Einfluss auf diese Entwicklung: Darin diskutieren die Charaktere Alfred und Frey⁷ über Wert und Grenzen der nordischen Mythologie. Da die deutsche Nation keine Ursprungsmythologie kennt, wird hier empfohlen, nordische Überlieferungen wie die *Edda* auf Deutschland zu übertragen:⁸

Und doch waren bereits treffliche Erzählungen, Kern- und Lehrsprüche in der Deutschen Sprache; nur sie standen in ihr *ohne Imagination* da. Es fehlte der Sprache an einer eigenen Mythologie, an einer fortgebildeten Heldensage, an poetischer Darstellung [...]. Wenn aus der Mythologie eines benachbarten Volks, auch Deutschen Stammes, uns hierüber ein Ersatz käme, der für *unsre* Sprache gleichsam geboren, sich ihr ganz anschliesse, und ihrer Dürftigkeit an ausgebildeten Fiktionen abhülfe, wer würde ihn von sich stoßen? [...] Warum wollten wir nicht den höchsten als *Allvater*⁹, *Freia*¹⁰ als Göttin der Liebe, *Löbna*¹¹ als die

¹ Vgl. Ehlers 2001, S. 132–134. Auf S. 133 schreibt er konkret: „[...] an der Norm des postrevolutionären Einheitsstaates gemessen war die deutsche Monarchie des Mittelalters gescheitert und für eine nationale Erfolgsgeschichte allenfalls bis zum Ende der Staufer brauchbar.“

² Vgl. Dick 2008, S. 14–15.

³ Vgl. Almgren 1997, S. 83, S. 87.

⁴ Vgl. Dick 2008, S. 15.

⁵ Vgl. Timpe 1998, S. 11.

⁶ Vgl. Jansen 2017b, S. 294

⁷ Vermutlich angelehnt an Freyr (zu Dt. *Herr*), welcher neben Óðinn und Þórr einer der bedeutendsten Götter der germanischen Mythologie und zudem der Bruder der Freyja ist, vgl. Simek 2006, S. 114.

⁸ Vgl. Korte 2016, S. 592–593; vgl. See 1970, S. 34; vgl. See 1994, S. 77. Konkret ist dieser Ansatz insofern problematisch als die *Edda* hier als eine gemeingermanische Überlieferung aufgefasst wird (anstelle einer spezifisch isländischen), keltische sowie slawische Überlieferungen aber nicht berücksichtigt werden, die in gleicherweise die vorchristliche(n) Religion(en) geprägt haben können, vgl. Wiwjorra 2009, S. 302.

⁹ Altnordisch *Alföðr*; Beiname Óðinns, vgl. Simek 2006, S. 310.

¹⁰ Altnordisch Freyja (zu Dt. *Frau, Herrin*). Sie ist die bedeutendste Göttin der altskandinavischen Mythologie und galt als Göttin der Liebenden, vgl. Simek 2006, S. 112.

¹¹ Eventuell ist hier die Göttin Lofn (zu Dt. *die Tröstliche, die Milde*) gemeint, von der Snorri Sturluson in der *Gylfaginning* berichtet. Demnach war ihre Güte so groß, dass sie von Óðinn und Frigg sogar die Erlaubnis erhielt, Menschen zusammen zu bringen, denen die Heirat verboten gewesen war. Sie wird ansonsten nur in den *Thulur* erwähnt, vgl. Simek 2006, S. 247–248.

Beschützerin der ehelichen Eintracht, *Saga*¹ als die Göttin der Geschichte, *Wara*² als die Aufseherin der Gelübde [...] annehmen [...]?³

Herder griff zudem den Gedanken von der Rückkehr zur Natur auf,⁴ der seinen Ursprung in der Romantik hatte.⁵ Er formte ihn allerdings so um, dass er die Rückkehr zum Volkstum forderte.⁶ Unter Volkstum verstand er dabei ein geschlossenes besiedeltes Gebiet mit einheitlicher Kultur und Sprache, dessen Bevölkerung wie ein Organismus handle, der eine gemeinsame Wesenheit besitzt und etwas trägt, das er Volksgeist nennt.⁷ In der nordischen Mythenwelt sah er wiederum eine Naturdichtung, die Ausdruck der Denkart und Sprache einer Nation sei.⁸ Damit begründete er die Auffassung, dass „die skandinavische Überlieferung Ausdruck eines Volkstums sei, dem die Deutschen in gleicher Weise angehören wie die Skandinavier selbst“.⁹ Zugleich war er um eine „patriotische Aufwertung“ des Deutschen bemüht, ein antifeudalistisches Ansinnen, das sich insbesondere gegen den Gebrauch des Französischen in höheren gesellschaftlichen Kreisen richtete. Auf diese bleibt seine Kritik auch beschränkt, weswegen hier noch keine generelle rassistische Tendenz zu erkennen ist. Klammerte man aus, dass die europäischen Völker in Herders Augen trotz aller Verschiedenheit gleichrangig waren, so musste eine Annäherung von Begriffen wie *Volk* und *Nation* jedoch einen Nationalismus nach sich ziehen, der Auswirkungen auf die weitere historische Entwicklung haben würde, auch, wenn diese erst mit zeitlicher Verzögerung folgen sollten.¹⁰

Während der napoleonischen Herrschaft und den Befreiungskriegen war es dann Johann Gottlieb Fichte (1762–1814), der den deutschen Nationalismus prägte:¹¹ Durch ihn setzte 1811 eine Angleichung der Begriffe *völkisch* und *deutsch* ein, nachdem er das Wort *deutsch* benutzt hatte, um *völkisch* zu erklären.¹² Hierbei führte er das Wort *deutsch* auf

¹ Wahrscheinlich ist hier die Göttin *Sága* gemeint. Sie ist eine nicht näher bekannte Göttin der nordischen Mythologie, die man mit Frigg zu identifizieren versuchte. Altnordisch *saga* bezeichnet hingegen längere isländische Prosawerke, vgl. Simek 2006, S. 357, vgl. Simek/Pálsson 2007, S. 326.

² Wahrscheinlich ist hier die Göttin *Vár* (zu Dt. *Geliebte*) gemeint. Sie wacht über die Verträge zwischen Männern und Frauen, vgl. Simek 2006, S. 460.

³ Herder 1796, S. 158–160. Auszeichnungen nach Verfasser.

⁴ Vgl. Hieronimus 1986, S. 246–247.

⁵ Vgl. Schnurbein 2005, S. 314.

⁶ Vgl. Hieronimus 1986, S. 246–247.

⁷ Vgl. Steuer 2004, S. 374–375.

⁸ Vgl. Korte 2016, S. 593. Herder war der Ansicht, dass die Muttersprache sowohl das Denken als auch den Nationalcharakter maßgeblich beeinflussen würde. Daher habe auch jedes Volk seine eigene Art, sich literarisch auszudrücken, vgl. Jansen 2017b, S. 294.

⁹ Steuer 2004, S. 395. Siehe hierzu auch Krause 2006b, S. 269 sowie Krause 2010, S. 196.

¹⁰ Vgl. Hermand 2012, S. 55–56. Betreffend Herders Gesinnung schreibt Hermand auf S. 56 außerdem: „Es wäre daher ungerecht, Herder [...] eine nationalistische Überheblichkeit anzulasten. [...] er [blieb] [...] durchaus Kosmopolit, indem er die einzelnen europäischen Völker als eine zwar höchst verschiedenartige, aber in ihren Mitgliedern gleichrangige Familie interpretierte, in der [...] das Prinzip der Toleranz herrschen sollte. Ja, er hoffte sogar [...], daß der friedliche Wettstreit dieser Völker den eigentlichen Reichtum der menschlichen Natur zu seiner vollen Entfaltung bringen würde.“

¹¹ Vgl. Jansen 2017a, S. 156–157.

¹² Vgl. Steuer 2004, S. 375, S. 400. Später sollte *völkisch* auch als Synonym für *national* gelten. Dies schlug etwa der Germanist Hermann von Pfister vor. Um die Wende zum 20. Jahrhundert wurde das Wort zunehmend in Deutschland gebraucht, vgl. Hartung 1996, S. 23. Siehe hierzu auch Puschner 2001, S. 28. 1909 wurde *völkisch* erstmals in *Meyers Großem Konversations-Lexikon* aufgeführt, wo es als eingedeutschte Variante für *national* beschrieben wurde, vgl. Puschner 2001, S. 27. Nach 1933 setzte sich

das althochdeutsche *diutisc* zurück, welches mit *zum Volk gehörig* übersetzt werden kann, wovon er dann die vermeintlich enge Verbindung zwischen *deutsch* und *völkisch* ableitete. In seinen *Reden an die deutsche Nation* postulierte er unter anderem, dass mit *Volk* nicht nur ein Staatsvolk gemeint sei, sondern etwas Ewiges, weit über den Einzelnen hinausreichendes, das eine Verbindung zu den Ahnen herstelle. Zusammengehalten würde dieses Volk vom Volksgeist bzw. vom Volkstum oder Volkscharakter. Auf diesem Ansatz basierend formulierte er wiederum seine Thesen zur „Völkermischung“: Fichte lehnte dabei insbesondere romanische Einflüsse ab, während er Einflüsse aus West- und Nordeuropa, vor allem von britischer, niederländischer und skandinavischer Seite, guthieß.¹ Diese Überlegungen schließen auch die Gleichsetzung der Deutschen mit den Skandinaviern – also den „reinen, unvermischten Germanen“ – mit ein, deren Gegenpol die Romanen seien. Die Basis dieser Unterscheidung ist bei Fichte die Sprache: Während die Germanen eine ursprüngliche und authentische Sprache sprechen würden, bedienten sich die Romanen einer „abstrakten“ Sprache, die durch Vermischung entstanden sei. Hiervon leitet er anschließend Befunde bezüglich des geistigen Niveaus der betreffenden Völker ab.²

Für die weitere Entwicklung war dann die Entdeckung der indoeuropäischen Sprachfamilie entscheidend: Der Gegensatz von *semitisch* und *indoeuropäisch* wurde hier erstmals formuliert, wenn auch vorerst nur auf sprachwissenschaftlicher Ebene.³ Ansätze wie die vorgenannten waren jedoch mitursächlich dafür, dass die Sprache als ein Ausdruck des Volkstums verstanden wurde, sodass man die Kontinuität der germanischen Sprachen mit einer ethnischen Kontinuität der Germanen gleichsetzte.⁴

Das Ergebnis dieser fortwährenden Verklärung und Überhöhung des Germanen⁵ war schließlich eine regelrechte Germanomanie samt einem Traum vom großgermanischen Reich.⁶ Die Rückbesinnung auf die „eigenen“ Wurzeln wurde dabei durch die isolierte politische Lage Deutschlands innerhalb Europas nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg begünstigt, nicht zuletzt, weil man versuchte, das angeschlagene nationale Selbstbewusstsein durch den Rückblick auf die Vergangenheit wieder zu stärken. Die Suche nach den kulturellen Wurzeln Deutschlands sollte außerdem dem „Warum“ auf den Grund gehen, „dem, womit die entsetzliche Realität des Krieges, die in nichts mit dem übereinstimmte, was zuvor propagiert und erhofft worden war, auf geistiger Ebene zu legitimieren sei“⁷. Durch den Einfluss von Personen wie Houston Stewart Chamberlain und Joseph-Arthur Graf von Gobineau jedoch kamen zur Germanenbegeisterung noch rassistische und biologistische Elemente hinzu, die sich nach und nach zu einer Ideologie verfestigten.⁸ Parallel dazu entwickelten sich allerdings auch erste ernstzunehmende Forschungsansätze,

das Wort trotz Kritik von Seiten Hitlers durch, der es als zu vage einstufte, und wurde zum Synonym für *nationalsozialistisch*, vgl. Almgren 2008, S. 639.

¹ Vgl. Jansen 2017a, S. 158–159.

² Vgl. See 2001, S. 19–20.

³ Vgl. Almgren 1997, S. 88.

⁴ Vgl. Wenskus 1999, S. 17.

⁵ Vgl. Dick 2008, S. 15–16.

⁶ Vgl. Lund 1995, S. 16.

⁷ Ehringhaus 1996, S. 129.

⁸ Vgl. Dick 2008, S. 16–17.

da politische und geistesgeschichtliche Interessen eine Auseinandersetzung mit der Thematik vorantrieben.¹

Die Germanenbegeisterung berührte damit gerade im 19. Jahrhundert eine Vielzahl gesellschaftlicher Sphären, war also keineswegs mehr auf einzelne germanophile Gruppierungen beschränkt; sie breitete sich aus, „von der Literatur bis zu Jurisprudenz und Geschichtsschreibung und von der Wissenschaft bis zu moralischen Erneuerungstendenzen und lebensreformerischen Zielsetzungen“.² Gollwitzer fasst daher zusammen,

[...] daß man es beim Germanismus mit einem Syndrom aus literarischen, wissenschaftlichen, ideologischen und politischen Strömungen zu tun hat, das sich über anderthalb Jahrhunderte zu behaupten wußte. Es paßte sich sehr unterschiedlichen Phasen der europäischen Geistesgeschichte an und wurde ebenso von den verschiedensten politischen Richtungen rezipiert, bis hin zum Nationalsozialismus, der unter anderem eine großgermanische Tendenz kultivierte.³

Die Hinwendung zum Germanentum war demnach kein rein deutsches Phänomen, auch wenn sie sich andernorts anders äußerte. So entwickelte sich im 19. Jahrhundert in den skandinavischen Ländern der politische Skandinavismus: Anliegen dieser Bewegung war es, eine Art Schicksalsgemeinschaft zwischen Dänemark, Norwegen und Schweden zu etablieren, da sie Parallelen in Hinblick auf Gesittung, Geschichte und Geopolitik aufwiesen. Eine „germanische Kooperation“ – oder wie auch immer man die deutschen Bestrebungen nennen möchte, die eine Zusammenarbeit mit anderen „germanischen“ Völkern zum Ziel hatten – fand in Skandinavien dagegen wenig Anklang, da der Skandinavismus aufgrund der vehement diskutierten Frage, ob Schleswig nun zu Deutschland oder zu Dänemark gehöre, antideutsch geprägt war.⁴

4.2 Grundlegende Aspekte des völkischen Germanismus

Die völkische Bewegung und ihre Vorstellungen vom Germanentum weisen einige grundlegende Aspekte auf, die zum Teil unverändert in den Nationalsozialismus übernommen und dort perpetuiert wurden. Dies ist unter anderem damit zu begründen, dass sich völkisch-ideologische Ansätze besonders dort auszuprägen vermögen, wo (vermeintlich)

- die Befreiung von einer Fremdherrschaft nötig ist,
- eine nationale Einheit wiederhergestellt werden muss,
- sich die Nation nach einer Phase des Verfalls wieder regenerieren muss,
- Volksgruppen miteinander in Konkurrenz stehen,
- die Bedrohung der eigenen Nation die Xenophobie verstärkt,
- imperialistisch-expansive Motive vorherrschen

¹ Vgl. Neumann 1998, S. 79.

² Vgl. Gollwitzer 1971, S. 301. Zitat siehe ebenda.

³ Gollwitzer 1971, S. 355.

⁴ Vgl. Gollwitzer 1971, S. 320–321, S. 330.

und/oder

- das Streben nach Machterhalt oder -mehrung die Entwicklung ideologischer Ansätze begünstigt.

Konkret ging es darum, eine Einheit nach innen und zugleich eine Abgrenzung nach außen, gegen alles Fremde, zu schaffen. Der Germanismus bildete dabei, wie Gollwitzer es nennt, eine Art Rahmenideologie, die mit unterschiedlichen, teils auch gegensätzlichen Ansichten ausgefüllt werden konnte.¹ Zentral war hier der „Rassengedanke“, durch welchen sich die Völkischen von jenen abzugrenzen suchten, denen das „rassische“ Element vermeintlich fehlte. Ausgerichtet wurde dieses „Rassendenken“ vorrangig an den Theorien Gobineaus, die postulierten, dass die „Rassen“ untereinander ungleich seien und es nur einzelne „Rassen“ gäbe, die zu Höherem bestimmt wären. Diesem Ansatz folgend war es dann ausschließlich die „nordische Rasse“, die man als fähig zu schöpferischen Leistungen erachtete, gab diese Erklärung doch eine befriedigende Antwort auf die Frage, warum die Deutschen federführend beim Siegeszug des „germanischen Wesens“ sein mussten. Dass sich das postbismarcksche Deutschland nicht gerade in einem idealen Zustand befand, wurde wiederum mit „Rassenverfall“ und „Entartung“ begründet, welche ihrerseits auf „Rassenmischung“ zurückgeführt wurden. Dem musste gemäß der völkischen Weltanschauung aktiv entgegengewirkt werden, etwa durch gezielte „Rassenzucht“: So gab es Überlegungen bezüglich Steuererhöhungen für Junggesellen, Steuernachlässen für kinderreiche Familien oder dem Verbot von Kontrazeptiva. In diesem Kontext überrascht es nicht, dass sich das völkische Frauenbild vor allem auf die Rolle als Hausfrau und Mutter konzentrierte. Frauen galten dabei als „Hüterinnen der Rasse“ und waren für deren Fortbestehen verantwortlich. Das Interesse moderner Frauen an Bildung und Beruf war den Völkischen hingegen ein Dorn im Auge, weil demgegenüber die Familie und die Familienplanung vernachlässigt würden; außerdem wirke sich beides auf die Fortpflanzungsfähigkeit aus. Daneben war das Frauenbild aber auch von Eindrücken geprägt, die man aus der Beschäftigung mit der germanischen Vorzeit bzw. der altnordischen Literatur und den römischen Ethnographien gewonnen hatte: Frauen hatten treu bis in den Tod, tugendhaft, standhaft und weise zu sein. Besondere Betonung liegt zudem auch hier auf dem Gebärenden-Aspekt.²

Im völkischen Weltbild waren die Germanen somit die wahren „Arier“ gewesen, weshalb man forderte, sich wieder auf die germanische Vorzeit und Mythologie zurückzubesinnen und alles Fremde im gleichen Zug konsequent abzuwehren. Herangezogen wurden hierfür vor allem die *Edda* und die altnordische Sagaliteratur, welche die abendländische Bildungstradition ersetzen und zur Förderung der „Rassenideologie“ instrumentalisiert werden sollten, indem man sie nicht wie *Geschichten*, sondern wie *Geschichte* handhabte. Gleichzeitig sollte auch das Volkstum bewahrt werden, dass sich in Deutschland in Mythen, Sagen, Märchen und Bräuchen erhalten hatte.³ Es verwundert daher nicht, dass

¹ Vgl. Gollwitzer 1971, S. 349–350, S. 355.

² Vgl. Puschner 2001, S. 68, S. 77, S. 86, S. 98, S. 100, S. 174, S. 179–180, S. 185–186.

³ Vgl. Puschner 2001, S. 82–83, S. 139, S. 141. Die Handhabung von Geschichten, als handle es sich um Geschichtsdarstellungen, zeigt sich z. B. bei Arthur Bonus, der 1907 das *Isländerbuch* herausbrachte, welches die altnordischen Sagas wie historische Zeugnisse behandelt, vgl. Puschner 2001, S. 133, S. 135.

zahlreiche Presseerzeugnisse der völkischen Bewegung dann Namen wie *Heimdall*¹, *Ostara*² oder *Iduna* trugen und, dass man bestrebt war, alte Festtage (etwa das Julfest oder Mitsommer) wieder zu etablieren.³

Ein weiterer grundlegender Aspekt völkischer Weltanschauung war demnach auch die Sprachpflege: Derlei Bestrebungen nahmen schon im 17. Jahrhundert ihren Anfang, erhielten jedoch durch den Deutsch-Französischen Krieg und die Reichsgründung noch einmal neuen Auftrieb, sodass sie zu einem Grundbaustein des deutschen Nationalbewusstseins wurden. Man war beispielsweise bemüht, Fremdeinflüsse aus der deutschen Sprache zu tilgen und forderte werdende Eltern auf, dem Nachwuchs deutsche Vornamen zu geben. Hatte die Sprache zu Beginn eine prominente Rolle bei der Zuordnung zu einer „Rasse“ gespielt, so blieb sie zwar auch später noch ein Kriterium, hatte gegenüber den körperlichen Eigenschaften jedoch das Nachsehen, da anatomische Aspekte zunehmend in den Fokus rückten; immerhin konnte eine Sprache von jedem erlernt werden, genetisches, erbliches Material hingegen galt als unveränderlich. Dabei war man der Überzeugung, dass nicht nur äußerliche Merkmale, sondern auch innere Werte vererbt werden konnten. Diese Argumentation brachte eine Lösung für das Dilemma mit sich, dass nicht alle Deutschen dem „rassischen Idealbild“ entsprachen. Das Konzept der „Rassenseele“ bzw. des „Rassengeistes“, wie es beispielsweise von Lagarde, Chamberlain und Fritsch diskutiert wurde, ermöglichte nun die Zuordnung zu einer „Rasse“ nicht allein anhand physischer Merkmale, sondern auch anhand des Wesens und des „rasseneigenen“ Denkens.⁴

Obgleich man dem Christentum weitestgehend ablehnend gegenüberstand, bot die völkische Ideologie hier keinen Ersatz, da es sich bei ihr lediglich um eine Weltanschauung mit teilreligiösen Aspekten handelte, die religionsstiftend sein konnte, selbst jedoch keine ausgeformte Religion war. Für das völkische Milieu problematisch gestaltete sich das Christentum vor allem aufgrund dreier Umstände: Einerseits ist es auf das Jenseits und nicht auf das Diesseits fixiert, was sich nicht mit dem „Rassenparadigma“ vereinbaren ließ, andererseits hat das Christentum seinen Ursprung im Judentum. Zuletzt gelten hier die Juden als das auserwählte Volk. Deshalb entstanden verschiedene Entwürfe für eine neue Religion, die von einem germanisierten Christentum bis hin zum Paganismus reichten.⁵

4.3 Kulturelle Gegensätze und Kontinuitätsvorstellungen als Grundgerüst völkischer Weltanschauung

Auf der Suche nach Orientierung in der Welt wird meist nach einer möglichst eindeutigen Welterklärung, nach Gewissheit und Sicherheit gestrebt. In der Aus-

¹ Von altnordisch Heimdallr. Nordischer Gott und Ase, fungierte als Wächter der Götter. Er schützt auch die Himmelsbrücke. Er warnt die Götter zu Beginn der Ragnarök, indem er sein Horn ertönen lässt, vgl. Simek 2006, S. 176. Die Zeitschrift war neben dem *Hammer* ein mediales Hauptorgan der völkischen Bewegung, vgl. Puschner 2001, S. 207.

² Althochdeutsch *Östara. Hierbei hat es sich möglicherweise um eine Frühlingsgöttin gehandelt. Ob sie namensgebend für den Ostermonat war oder umgekehrt, ist nicht geklärt, vgl. Simek 2006, S. 334.

³ Vgl. Puschner 2001, S. 141–142. Siehe auch Puschner 2004, S. 103.

⁴ Vgl. Puschner 2001, S. 29, S. 41, S. 88–89, S. 93, S. 124–125, S. 130. Ein Überblick über die vor dem Ersten Weltkrieg „anerkannten Rassentypologien“ findet sich bei Puschner 2001, S. 89–90.

⁵ Vgl. Puschner 2001, S. 205, S. 207, S. 215–216.

einandersetzung mit der Realität werden deshalb komplexe Sachverhalte vereinfacht. Diese Simplifizierung erfolgt über internalisierte Deutungsmuster, die komplexe Phänomene auf ein Entweder-Oder, ein Für- oder Gegen-Mich reduzieren. Ideologien können eine Orientierungsfunktion übernehmen und umso besser erfüllen, je umfassender und einfacher verständlich die Welt erklärt wird.¹

Um ebendies zu erreichen, war das völkische Germanenbild vor allem durch zwei Aspekte gekennzeichnet: Einerseits betrachtete man die Germanen als ein in sich homogenes Volk, als die Ureinwohner Germaniens und als die direkten Vorfahren der Deutschen; andererseits ist dieses Germanenbild antithetisch und konstituiert sich auf Basis eines Gegensatzes. Zu Tacitus' Lebzeiten bildete die Grundlage dieser Antithese der Gegensatz zwischen Germanen und Römern, wodurch ein Gemeinschaftsdenken (*wir – die anderen*) erzeugt werden sollte. Dieser dualistische Gegensatz konnte jedoch stets neu aktualisiert² und an die bestehenden Verhältnisse angepasst werden. So wurde der römisch-germanische Konflikt im Zuge der napoleonischen Fremdherrschaft auf Deutsche und Franzosen übertragen.³

Dieser Gegensatz ist essenziell, da der Germane ohne den Römer nicht greifbar gewesen wäre: Den Germanen werden bestimmte Charakteristika zugeordnet (etwa Treue, Leidenschaft, Verbundenheit zur Sippe), *weil* die Römer vermeintlich die genau gegenteiligen Eigenschaften aufweisen (etwa Rationalität, Individualismus). Die Eigenschaften der Germanen werden folglich auf der Grundlage der römischen Charakteristika festgelegt und als Gegenkonzept zu ihnen ausgestaltet.⁴

In der völkischen Bewegung wurde dieser Gegensatz erweitert: Das Volk wurde als eine Vereinigung individueller Seelen betrachtet, deren Wert umso höher war, je enger sie mit der Natur verbunden waren; Völker, denen eine solche Verbundenheit vermeintlich fehlte, wurden demgegenüber herabgestuft.⁵ Die alten Denkmuster wurden zusätzlich verstärkt, indem man sie um das Element des Verrates am eigenen Volk ergänzte, der zum Verfall des Vaterlandes beigetragen habe. Das Deutschtum wurde somit als antithetisch zur Moderne portraitiert: als emotional, irrational, naturnah und religiös.⁶

Diese Konstruktion und Instrumentalisierung von Gegensätzen setzte sich auch im Nationalsozialismus fort: Der Germane galt als sesshafter Bauer, während der Jude als „parasitärer Nomade“ dargestellt wurde. Es entstand also ein binäres asymmetrisches Begriffspaar, das die Juden zur „Antirasse“ und somit zu einem entscheidenden Moment des Selbstverständnisses germanisch-deutscher Personen stilisierte. Im Verlauf dieser Entwicklung erfuhr der Begriff des „Ariers“ eine Einengung: Zuvor lediglich im Kontext der Sprachwissenschaft gebraucht, wurde er nun zum Gegensatz des Juden erhoben, wodurch sich aus einem binären asymmetrischen Begriffspaar ein binäres komplementäres entwi-

¹ Vorein 2008, S. 13.

² Vgl. Dick 2008, S. 12. Siehe hierzu auch Fehr 2010, S. 132 sowie See 1970, S. 9–10.

³ Vgl. Losemann 1995, S. 419, S. 421.

⁴ Vgl. Puschner 2001, S. 92.

⁵ Vgl. Hesemann 2012, S. 83.

⁶ Vgl. Schnurbein 2005, S. 314. Obgleich die Moderne abgelehnt wurde, wurden dennoch einige ihrer Elemente übernommen, vgl. ebenda.

ckelte – es war somit nur noch eine Identifikation als „Arier“ oder „Nicht-Arier“ möglich.¹

Mit diesen Identifikationskonstrukten waren auch Kontinuitätsvorstellungen verbunden.² Je länger man sich mit dieser Thematik auseinandersetzt, desto tiefer konnte der vermeintliche Traditionsstrang in die Vergangenheit ausgedehnt werden. Hierbei standen vor allem biologische Kontinuitäten im Fokus, während historische Überlieferungen und sprachgeschichtliche Erkenntnisse wenig Beachtung fanden. Das erlaubte es, von einer Kontinuität der Germanen seit dem Neolithikum auszugehen.³

Bereits während der Rezeption der *Germania* entstand das Bild der heldenhaften, aus dem Norden stammenden Germanen, die die Menschheit davor bewahrt hätten, in Trägheit und Degeneration unterzugehen. Sie allein seien in der Lage, schöpferisch tätig zu werden, weshalb sie am Anfang aller Schöpfung stehen würden.⁴ Alternativ versuchte man sie wenigstens als ein Urvolk Europas zu portraituren, das den Römern in nichts nachstünde.⁵ Diese Ursprungssuche brachte Begleiterscheinungen mit sich: Verschiedene Ebenen der Geschichte wurden miteinander vermischt, um die Vergangenheit zur Gegenwart zu machen, sodass die aktuelle Generation Anteil am Heldentum der Vorväter haben konnte.⁶ Dies sollte dazu beitragen, ein Gefühl nationaler Identität entstehen und gedeihen zu lassen,⁷ welches sich nach dem Ersten Weltkrieg zunehmend steigerte. Gerade die germanische Tapferkeit und Tugend wurden beschworen, da sie prädestiniert waren, das durch die Kriegsniederlage geschwächte Selbstbewusstsein wieder aufzubauen.⁸

Dass hierfür gerade auch die skandinavische Überlieferung herangezogen wurde, liegt daran, dass ihr – wie bereits erwähnt – ein eigener Origo-Mythos zu eigen ist: Der Norden war spät christianisiert worden und somit lange heidnisch geprägt, weshalb er sich auf eine genuin nordische Traditionswelt berufen konnte. Diese wurde immer wieder in Kontrast zum übernationalen christlichen Geschichtskonzept gestellt und diesem gegenüber aufgewertet.⁹

¹ Vgl. Lund 1995, S. 13, S. 29. Der Begriff „Arier“ wurde ab 1935 vermieden; fortan wurden die Bezeichnungen „deutsche Menschen“, „Menschen artverwandten Blutes“ oder „Deutschblütige“ bevorzugt. Die Bezeichnung „Nicht-Arier“ wurde hingegen mit „Jude“ gleichgesetzt, vgl. See 1994, S. 222.

² Vgl. Lund 2001, S. 29.

³ Vgl. Steuer 2001, S. 391.

⁴ Vgl. Mosse 1979, S. 79–80.

⁵ Vgl. Hermand 2012, S. 24–25.

⁶ Vgl. Mosse 1991, S. 80.

⁷ Vgl. Steuer 2001, S. 437.

⁸ Vgl. Dick 2008, S. 17.

⁹ Vgl. See 1994, S. 78, S. 89.

5. Institutionelle Rahmenbedingungen

5.1 Nationalsozialistische Propaganda und Zensur im Bereich der Printmedien

Wie bereits einleitend erwähnt, versuchte der totalitäre NS-Staat mit Hilfe von Propaganda und Zensur, sämtliche politische, wirtschaftliche und kulturelle Bereiche unter seine Kontrolle zu bringen, um die Bevölkerung mit der eigenen Ideologie durchsetzen zu können. Abweichende Meinungsbilder wurden in diesem System nicht toleriert, nicht zuletzt aus Angst, dass sich sonst ein Widerstand in der Bevölkerung bilden könnte.¹ Vom Tag der Machtergreifung an war die nationalsozialistische Führungsrige dementsprechend bestrebt, sämtliche demokratische Organisationsstrukturen auszuschalten und die vorhandenen, meinungsbeeinflussenden Institutionen zu einem einheitlichen Propagandasystem umzufunktionieren.² Diese Absicht manifestierte sich schließlich im *Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda* (nachfolgend *RMVP*), dessen Errichtung bereits kurz nach der Machtergreifung am 13. März 1933 beschlossen wurde, und dessen Leiter Joseph Goebbels sein sollte.³ Am 22. September 1933 folgte dann das *Reichskulturkammergesetz*⁴, mit welchem die Einrichtung der *Reichskulturkammer* (nachfolgend *RKK*) einherging.⁵ Das Gesetz schrieb vor, dass alle Personen, die im kulturellen Bereich tätig waren, einer Berufskammer angehören mussten, um ihrer Arbeit weiterhin nachgehen zu dürfen;⁶ Berufstätige jüdischer Abstammung wurden allerdings grundsätzlich ausgeschlossen.⁷ Goebbels fungierte hier ebenfalls als Präsident, womit es ihm oblag, die Vorsitzenden der untergeordneten Einzelkammern zu ernennen.⁸ Wie schon in anderen Bereichen des Staatsapparates kam es auch im *RMVP* und der *RKK* zu Kompetenzüberschneidungen und Konkurrenzen – was paradoxerweise zu einer noch lückenloseren Kontrolle beitrug, wie Breuer zutreffend anmerkt, da ein Kontrolleur den anderen kontrollierte.⁹ Den Nationalsozialisten gelang es schließlich, die deutsche Massenkommunikation in einer bislang nicht dagewesenen Art und Weise in den Dienst ihrer Propagandapolitik zu stellen¹⁰ sowie sie anhand der Bedürfnisse verschiedenster sozialer Schichten und Gruppierungen auszurichten.¹¹ Allerdings geschah die sogenannte Gleichschaltung nicht von jetzt auf gleich, sie vollzog sich vielmehr schrittweise. So war es den National-

¹ Vgl. Otto 1968, S. 48–49.

² Vgl. Bohse 1988, S. 13.

³ Vgl. Albrecht 1969, S. 12; vgl. Hagemann 1970, S. 25; vgl. Longerich 1992, S. 296; vgl. Ranke 1997, S. 42; vgl. Sarkowicz 2010, S. 208–209; vgl. Welch 1993, S. 23; vgl. Wilke 2007, S. 116.

⁴ RGBl. 1933 I S. 661.

⁵ Vgl. Longerich 1992, S. 297; vgl. Welch 1993, S. 26; vgl. Wilke 2007, S. 117.

⁶ Vgl. Breuer 1982, S. 236; vgl. Longerich 1992, S. 297; vgl. Plachta 2006, S. 181; vgl. Rother 2010, S. 128–129; vgl. Sarkowicz 2010, S. 211; vgl. Welch 1993, S. 26; vgl. Wilke 2007, S. 117.

⁷ Vgl. Löwenthal 1987, S. 230; vgl. Rother 2010, S. 129.

⁸ Vgl. Welch 1993, S. 26. Die Kontrolle und Lenkung der Kommunikationsprozesse im NS-Staat beschränkte sich nicht allein auf das *RMVP* und die *RKK*, eine ausführliche Darstellung dieses Konglomerats sowie seiner Entstehungsgeschichte würde im Rahmen der vorliegenden Thematik jedoch zu weit führen.

⁹ Vgl. Breuer 1982, S. 230, S. 233–234, S. 237.

¹⁰ Vgl. Bohse 1988, S. 14; vgl. Wilke 2003, S. 164.

¹¹ Vgl. Welch 1993, S. 15.

sozialisten zwar möglich, den Rundfunk zügig gleichzuschalten, im Bereich der Printmedien kristallisierten sich allerdings erst nach und nach Kontrollinstanzen heraus.¹

Was die nationalsozialistische Propaganda anbelangt, so weisen viele Kampagnen ein massenpsychologisches Basistheorem auf. Gerade die in der Praxis angewandten Propagandatechniken scheinen außerdem sehr differenziert und taktisch wohl durchdacht gewesen zu sein. Die Propagandaplanung war dabei praktizistischer Natur, da sie an den tagesaktuellen politischen Überlegungen und Entwicklungen ausgerichtet sein sollte. Damit sie auch in die bildungsfernsten Bevölkerungsschichten vordringen konnte, sollte sie möglichst simpel gehalten sein. Ebenso sollten ihre Inhalte fortwährend wiederholt werden, um sich den Rezipienten dauerhaft einzuprägen.² Neben dem Einsatz von Überzeugung und Verführung³ wurde auch mit unterschwelliger sowie offener Gewaltandrohung gearbeitet. Die Kampagnen appellierten demnach eher an Emotionen als an den Intellekt.⁴ Auch der Akt der Rechtfertigung war ein gängiges Schema in der NS-Propaganda: Sie erfand Taten des Gegners, um ihre eigene (Re-)Aktion begründen zu können und um zu verhindern, dass die Bevölkerung Mitleid mit dem Gegner empfand.⁵ Der Erfolg der Propagandamaßnahmen bemaß sich dabei am Umfang und der Tiefe der Einflussnahme.⁶

Das wichtigste Ziel der Propaganda war es dabei stets, die Bevölkerung in einem Zustand zu halten, den Hagemann als „gleichmäßigbeharrliche [sic!] Stimmung“ beschreibt. Dieser wies nicht nur Züge von Fanatismus auf, auch waren eigenmächtige Entscheidungen und Überlegungen unerwünscht, weshalb die nationalsozialistische Propaganda den Rezipienten ständig neue Pflichten auferlegte. Dabei wurden Zweifel am Regime nach Möglichkeit unterdrückt. Das Ziel der Propaganda war es jedoch nicht, Hass entstehen zu lassen und ihn zu nähren, da er zu sehr in seiner emotionalen Stärke schwankt; vielmehr sollte dauerhafte Verbitterung geweckt werden. Zugleich durfte jedoch niemals ein Zustand der Hoffnungslosigkeit oder Entmutigung eintreten,⁷ weshalb es galt, eine geeignete Balance zu finden.

Was Zeitungen und Zeitschriften anbelangt, so war Max Amann⁸ als Reichsleiter für die Presse und Direktor des *Eher Verlages*⁹ damit befasst, den überwiegenden Teil der deut-

¹ Vgl. Wilke 2003, S. 164. Siehe hierzu auch Ranke 1997, S. 42 sowie Wilke 2007, S. 115.

² Vgl. Bussemer 2005, S. 151–152, S. 173–174, S. 192. Siehe hierzu auch Hagemann 1970, S. 13, S. 198; Longerich 1992, S. 291; Ranke 1997, S. 38. Zu konkreten Methoden der Propagandaplanung im NS-Staat siehe auch Bussemer 2005, S. 190.

³ Vgl. Ranke 1997, S. 46.

⁴ Vgl. Welch 1993, S. 15. Siehe hierzu auch Longerich 1992, S. 291.

⁵ Vgl. Hagemann 1970, S. 199–202.

⁶ Vgl. Longerich 1992, S. 291. Auch Hagemann stellt diesen Punkt heraus, vgl. Hagemann 1970, S. 13.

⁷ Vgl. Hagemann 1970, S. 214, S. 215. Zitat siehe ebenda. Gerade den letztgenannten Punkt behielt auch Goebbels stets im Blick, vgl. Doob 1995, S. 210.

⁸ Geboren am 24. November 1891 in München. Diente im Ersten Weltkrieg als Vizefeldwebel und Offiziersstellvertreter, war hier der Vorgesetzte Hitlers. Schied 1919 aus dem Militärdienst aus. Ab 1919/1920 Mitglied der *Thule-Gesellschaft*. Wurde 1921 Mitglied der NSDAP und war von 1921 bis 1923 ihr Geschäftsführer sowie Hauptgeschäftsführer des *Völkischen Beobachters*. 1922 bis 1945 zunächst Direktor, dann Geschäftsführer des *Eher Verlages*. 1923 bis 1924 Teilnahme am Hitlerputsch und anschließende Haft in Landsberg am Lech. Seit 1932 Angehöriger der SS, ab 1936 zudem Obergruppenführer. War von 1933 bis 1945 Mitglied der Regierung sowie Präsident der *Reichspressekammer* und Reichsleiter der NSDAP für die Presse. Verlegte unter anderem *Mein Kampf*. Wurde im Entnazifizierungsverfahren als Hauptschuldiger eingestuft und zu zehn Jahren Arbeitslager verurteilt. Vorzeitige Entlassung 1953. Verstarb 1957 in München, vgl. Hartmann u.a. 2016, S. 1891; vgl. Klee 2021, S. 14–15.

⁹ Für eine ausführliche Darstellung zur Verlagsgeschichte siehe Haefs 2023, S. 1–44.

schen Zeitungsverlage in den Besitz der NSDAP zu bringen.¹ Bis 1939 gelang es dem Verlagshaus so zwei Drittel des deutschen Verlagswesens zu kontrollieren.² Durch das *Schriftleitergesetz*³ vom 4. Oktober 1933 wurde außerdem festgelegt, dass nur diejenigen Schriftleiter sein konnten, die deutscher Herkunft und „arischer Abstammung“⁴ waren. Die Weisungen staatlicher Stellen genossen zudem Vorrang vor denen des Verlegers.⁵

Obleich sich viele Zeitungen vor der Machtergreifung gegen Adolf Hitler und seine Bewegung ausgesprochen hatten, kam es so dazu, dass sie nach der Gleichschaltung zur Festigung der Vormachtstellung des nationalsozialistischen Regimes beitrugen.⁶ Neben der Kontrolle des Zugangs zum journalistischen Berufsfeld wurde auch eine direkte Presselenkung eingerichtet. Diese manifestierte sich in Form der Pressekonferenzen, bei denen es sich vielmehr um eine Art Befehlsausgabe handelte, die unter anderem Sprachregelungen sowie Vorgaben zur Länge von Artikeln und deren Platzierung innerhalb der Zeitungen umfasste. Außerdem wurde die Arbeit der Journalisten im Zuge der Pressekonferenzen gelobt oder kritisiert.⁷ Eine generelle Vorzensur gab es jedoch nicht, da die Journalisten ihre Berichte nicht vor der Veröffentlichung kontrollieren und absegnen lassen mussten. Im Bereich der Nachzensur wurde dafür jedoch umso stärker durchgegriffen.⁸ Die Kontrolle der Journalisten war dabei nicht allein auf die berufliche Ebene beschränkt; ebenso wurde überwacht, wie sie sich in ihrem Privatleben verhielten, da sie auch dort „Propagandisten des Staates“ waren.⁹ Die Repressalien bei Nichtbefolgung der Anweisungen konnten Disziplinierungsmaßnahmen oder strafrechtlichen Konsequenzen umfassen.¹⁰ Neben der Suspendierung bzw. Entlassung konnte hier auch die Überführung in ein Konzentrationslager oder die Verhängung der Todesstrafe drohen.¹¹ All diese Rahmenbedingungen trugen dazu bei, dass die Presse im NS-Staat sowohl quantitativ als auch qualitativ an Substanz verlor. Von ehemals 10.000 Zeitschriften waren bis 1938 nur noch 5.000 übrig.¹² Als Zentralorgan der Partei diente hier vor allem der *Völkische Be-*

¹ Vgl. Longerich 1992, S. 297–298; vgl. Welch 1993, S. 34–35; vgl. Wilke 2007, S. 117–118.

² Vgl. Welch 1993, S. 36.

³ RGBl. 1933 I S. 713.

⁴ Jüdische Pressevertreter wurden somit von einem Beitritt zur Pressekammer ausgeschlossen. Der deutschen Presse war es außerdem untersagt, Werke von Emigranten zu besprechen, vgl. Löwenthal 1987, S. 230.

⁵ Vgl. Longerich 1992, S. 297. Das Gesetz trat am 1. Januar 1934 in Kraft, vgl. Wilke 2007, S. 116.

⁶ Vgl. Doob 1949, S. 438.

⁷ Vgl. Abel 1968, S. 38; vgl. Hagemann 1970, S. 33; vgl. Longerich 1992, S. 298; vgl. Welch 1993, S. 37; vgl. Wilke 2007, S. 185.

⁸ Vgl. Longerich 1992, S. 298; vgl. Stöber 2010, S. 281. Hagemann meint, dass eine Vorzensur entsprechend dem *Schriftleitergesetz* zwar unzulässig war, die aufgestellten Richtlinien allerdings sehr wohl als Maßnahmen der Vorzensur gewertet werden können. Dass es nie eine offizielle Vorzensur gegeben hat, führt er darauf zurück, dass dies der Glaubwürdigkeit der Presse abträglich gewesen wäre und aus persönlichen Gründen nicht machbar gewesen sei. Deshalb wurde lediglich die gewünschte Tendenz kommuniziert, die Umsetzung oblag dann den Zeitungen, vgl. Hagemann 1970, S. 51–52.

⁹ Vgl. Hagemann 1970, S. 42–43. Zitat siehe ebenda.

¹⁰ Vgl. Longerich 1992, S. 298.

¹¹ Vgl. Hagemann 1970, S. 56–57. Siehe hierzu auch Stöber 2010, S. 281, S. 284.

¹² Vgl. Welch 1993, S. 38–39. Siehe hierzu auch Abel 1968, S. 60–62, S. 72.

obachter.¹ Daneben gab es eine weit verbreitete Gaupresse sowie Propagandabroschüren, Flugblätter, Plakate, Briefmarken und Bildkarten.²

Dass man in gleichem Maße bemüht war, die Buchproduktion gleichzuschalten, erklärt sich von selbst; nicht zuletzt, weil das Buch trotz seines Aktualitätsdefizits diverse Nachteile anderer Propagandaträger ausgleichen konnte: Während sich andere Medien, wie etwa Radiosendungen und Filme, durch „Flüchtigkeit, Vergänglichkeit und Oberflächlichkeit sowohl des Inhalts, der Wirkung, des Materials als auch der Rezeptionsdauer“ auszeichneten, war beim Lesen eine längere und eingehendere Befassung mit dem angebotenen Inhalt notwendig, weshalb er sich nachhaltiger in der Erinnerung des Rezipienten einprägen konnte.³ Zudem haben Lesende aufgrund der Beständigkeit der Inhalte die Möglichkeit, sie beliebig oft zu rezipieren. Für jedes Interessensgebiet existiert dabei ein geeignetes Buch, das noch dazu an keinen Ort oder eine bestimmte Zeit gebunden ist und somit jederzeit gelesen werden kann – der Leser entscheidet über das Was, Wo, Wann und Wie lange.⁴ Seine Geschichte reicht zudem weit in der Vergangenheit zurück, weshalb es eine kulturelle Tradition symbolisiert. Dieses symbolische Kapital sowie die Stellung, die das Buch im kulturellen Bereich genießt, machten es zu einem geeigneten Propagandamedium. Hinzukommt, dass der Kostenfaktor Vorteile gegenüber anderen Propagandamedien aufweist; wer dennoch nicht genug Geld besaß, um sich eigene Bücher kaufen zu können, konnte sie in Büchereien ausleihen. Abgelegene Gemeinden konnten dabei beispielsweise durch Wanderbüchereien mit Lesestoff versorgt werden, da Bücher leicht zu transportieren waren. Diese Eigenschaft erwies sich besonders in Kriegszeiten als vorteilhaft gegenüber anderen Medientypen. Selbst die im Zweiten Weltkrieg einsetzende Rohstoffknappheit tat den Vorteilen des Buches keinen Abbruch, da auf die Produktion der letzten Jahre zurückgegriffen werden konnte.⁵ Aufgrund all dieser Faktoren war die Aufgabe des *RMVP* nicht nur, Werke zu kontrollieren, zu zensieren oder zu verbieten, sondern die Literatur auch zu fördern. Man veranstaltete beispielsweise Autorenlesungen oder die *Woche des Deutschen Buches*, verlieh Literaturpreise oder bemühte sich um die Organisation von Literaturtagungen.⁶ Dennoch ist es in gewisser Weise verwunderlich, dass die Nationalsozialisten den Umstand, dass das Lesen generell eher zurückgezogen und nicht in einer Gruppe stattfindet, nicht als bedenklich erachtet haben, stand es doch im Widerspruch zum Prinzip der Volksgemeinschaft.⁷

Otto schreibt, dass „weniger die Produzenten freier Meinung als vielmehr deren Konsumenten“ im Fokus der Zensur stehen würden, denn „hier besteht für die Herrschenden die Gefahr, daß neue und fortschrittliche Gedanken der jetzigen Elite [...] schädlich werden, [...]“.⁸ Dem kann in Bezug auf den NS-Staat nur eingeschränkt zugestimmt werden:

¹ Die Zeitung war bereits 1920 von den Nationalsozialisten aufgekauft worden, verschwand jedoch nach dem gescheiterten Hitlerputsch 1923 zunächst vom Markt. Ab 1925 wurde sie wiederaufgelegt und bald täglich herausgegeben, vgl. Stöber 2010, S. 276. Siehe hierzu auch Longerich 1992, S. 294 und Welch 1993, S. 12.

² Vgl. Longerich 1992, S. 294–295.

³ Vgl. Linthout 2012, S. 46, S. 66–67. Zitat siehe ebenda, S. 46.

⁴ Vgl. Otto 1968, S. 148. Siehe hierzu auch Linthout 2012, S. 79.

⁵ Vgl. Linthout 2012, S. 46, S. 48, S. 84, S. 86.

⁶ Vgl. Plachta 2006, S. 180.

⁷ Vgl. Linthout 2012, S. 83.

⁸ Otto 1968, S. 142.

Während zutreffend ist, dass sich die Zensur hier auch gegen den Konsumenten von literarischen Inhalten richtete, indem sie dessen Zugang einschränkte oder die Rezeption bestimmter Werke gar sanktionierte, richteten sich die verheerendsten Auswirkungen der Kontrollmaßnahmen jedoch gegen den Urheber, da das System bestrebt war, als schädlich empfundenes Gedankengut an seinem Ursprung zu unterbinden.

Dies zeigt sich auch im Kontext der nationalsozialistischen Bücherverbrennungen: Eingeleitet wurden diese durch ein Rundschreiben vom 8. April 1933, das Studenten dazu aufrief, nicht nur in der eigenen Büchersammlung, sondern auch in der von Bekannten die so bezeichnete „jüdische Zersetzungsliteratur“ auszusortieren. Den Studentenschaften wurde überdies aufgetragen, öffentliche Bibliotheken gleichsam zu „säubern“. Es war absehbar, dass dadurch Lücken in den Beständen entstehen würden, weshalb anstelle der jüdischen Literatur Schriften angeschafft werden sollten, die das „Volks- und Deutschtum“ bejahten. Auch in Buchhandlungen wurde im Zuge der Maßnahme Schrifttum beschlagnahmt.¹

Die so eingezogenen Werke fielen unter anderem den Bücherverbrennungen zum Opfer, die am 10. Mai 1933 (mancherorts einige Tage darauf) in den deutschen Hochschulorten stattfanden. Die Verbrennungen wurden begleitet von symbolträchtigen Inszenierungen, wie etwa Aufmärschen, Musik und Feuersprüchen.² „Es geht um die Feier des Neuen in der Auslöschung des Alten“, schreibt Löwenthal hierzu. Er sieht in den nationalsozialistischen Bücherverbrennungen das Bestreben, Volk und Obrigkeit im Rahmen eines feierlichen Aktes zusammenbringen zu wollen, was wiederum spezifisch für den Ritualcharakter autoritärer Gesellschaften ist. Gleichzeitig symbolisieren Bücherverbrennungen in ihrem Ursprung auch einen gewissen Reinigungsakt: Des Autors ist man bereits habhaft geworden (oder aber man kann seiner nicht mehr habhaft werden), was jedoch übrigbleibt, ist seine Botschaft, die als Fremdkörper empfunden wird und der man ein Infektionspotenzial zuschreibt. Dieses Gedankengut gilt es nun auszulöschen oder wenigstens zu verbannen.³ Ähnlich dem Sinnbild des „Phönix aus der Asche“ wurde das Buch so als Symbol einer vergangenen Zeit verbrannt, um anschließend der Repräsentant einer neuen Zeit zu werden. Dieser Akt zeigt die Ambivalenz des Buches auf: Einerseits werden mit dem Buch Tradition und Nachhaltigkeit assoziiert, andererseits birgt es dadurch ein gewisses Gefahrenpotenzial, sofern es Inhalte aufweist, die im Widerspruch zur Haltung der herrschenden Gruppe stehen.⁴

Aus diesem Grund wurde 1934 die *Parteiamtliche Prüfungskommission zum Schutze des NS-Schrifttums* gegründet; sämtliche politische und weltanschauliche Literatur, die Bezug auf das NS-Regime nahm, musste (als fertiges Buch oder im Manuskriptstadium)

¹ Vgl. Barbian 1995, S. 129, S. 133–134. Siehe hierzu auch Aigner 1971, S. 941 sowie Plachta 2006, S. 173.

² Vgl. Plachta 2006, S. 45. Siehe hierzu auch Aigner 1971, S. 941 sowie Barbian 1995, S. 137–138. Auch der Germanist Hans Naumann hielt hier eine Rede. Bei ihm handelte es sich um den Autor der Werke *Germanischer Schicksalsglaube* und *Das Weltbild der Germanen*, der zudem bereits ab 1922 Ordinarius an der Universität Bonn war. Nach Kriegsende erfolgte 1946 seine Entlassung als Professor. Verstarb 1951, vgl. Klee 2021, S. 429.

³ Vgl. Löwenthal 1987, S. 230–232. Zitat siehe ebenda, S. 230. Siehe hierzu auch Rafetseder 1988, S. 91. Plachta weist darauf hin, dass je ein Exemplar jedes verbotenen Werkes aufbewahrt werden sollte, um sich mit dem verpönten Gedankengut auseinandersetzen zu können, vgl. Plachta 2006, S. 47.

⁴ Vgl. Linthout 2012, S. 43.

zur Prüfung vorgelegt werden. Wurde das Werk nicht überprüft oder die Vergabe eines Unbedenklichkeitsvermerks verweigert, erfolgte die Beschlagnahme.¹ Da das Buchwesen jährlich etwa 19.000 Erst- und 4.000 Neuauflagen herausbrachte, handelte es sich hierbei um einen für das nationalsozialistische Regime nur schwer zu kontrollierenden Bereich.² Abhilfe sollten deshalb unter anderem Schwarze Listen schaffen,³ die durch Empfehlungslisten ergänzt werden sollten.⁴

Ganz gleich, ob sie nun im Zeitungswesen tätig waren oder Bücher schrieben, für die Autoren waren gerade die zahlreichen Zensur- und Einschüchterungsmaßnahmen des Regimes, welches nach und nach die Rede-, Versammlungs- und Publikationsfreiheit einschränkte, einschneidend. So kam es spätestens nach dem Brand des Reichstags zur Flucht zahlloser deutscher Schriftsteller ins Ausland.⁵

5.2 Mediennutzungsverhalten: Populärliteratur im Nationalsozialismus

Im NS-Staat erfreuten sich populärwissenschaftliche Zeitschriften, wie etwa der *Kosmos*, großer Beliebtheit. Er war bereits 1904 bei der *Franckh'schen Verlagsbuchhandlung* in Stuttgart ins Leben gerufen worden und sollte laienwissenschaftliches Wissen vermitteln. Die Aufmachung zeichnete sich durch zahlreiche Photographien und Illustrationen ebenso aus, wie durch Beilagen und Sonderrubriken. Die Artikel waren auf sprachlicher Ebene allgemein verständlich gehalten. Der thematische Fokus lag vor allem auf naturwissenschaftlichen Inhalten, aber auch Kultur- und Völkerkunde wurden behandelt. Durch den Machtwechsel im Jahr 1933 ergaben sich für die Zeitschrift keine nennenswerten Veränderungen, thematisch wurden nun aber auch hier „Rassentheoreme“ diskutiert. Einige Artikel beschäftigten sich etwa mit der Frage, ob Personen mit psychischen Erkrankungen und „lebensunfähige“ Kinder von der Gesellschaft mitgetragen werden sollten, oder mit den Vorzügen der „Rassenpflege“. Trotz solcher ideologischer Artikel blieb die nationalsozialistische Weltanschauung jedoch überwiegend im Hintergrund, da das vorrangige Anliegen der Zeitschrift die Vermittlung von populärwissenschaftlichen Inhalten blieb. Mit dem Kriegsausbruch wurden dann vor allem praktische Themen behandelt, beispielsweise wie man seinen Vorrat oder seine Obstbäume vor Ungeziefer schützt. Die Zeitschrift konnte später mit lediglich einjähriger Unterbrechung bis in das Jahr 1999 weiter verlegt werden.⁶

Bei der bevorzugten Lektüre der Frauen handelte es sich insbesondere um Erziehungsratgeber, Biografien und Belletristik bzw. Romane, während Männer überwiegend Kriegsbücher und Tatsachenromane gelesen zu haben scheinen. Wider Erwarten finden sich unter den Bestsellern der NS-Zeit auch ausländische Romane. Die Genres Krimi, Zukunfts-, Wildwest-, Liebes- und Abenteuerroman waren in der Zeit nach der Machtergreifung von Seiten des Regimes eher abschätzig betrachtet worden, erfreuten sich in der Bevölkerung

¹ Vgl. Aigner 1971, S. 967.

² Vgl. Linthout 2012, S. 43–44.

³ Für Ausführungen dazu, welche Arten von Literatur auf diesen Listen aufgeführt wurden, siehe Aigner 1971, S. 991–1002.

⁴ Vgl. Plachta 2006, S. 178.

⁵ Vgl. Breuer 1982, S. 230, S. 236.

⁶ Vgl. Müller 2008, S. 24–25, S. 27–28, S. 31–33.

aber weiterhin großer Popularität; spätestens mit Ausbruch des Krieges wurde diese Art „seichter“ Literatur dann gefördert, da sie dazu dienen sollte, vom Alltag des Krieges abzulenken. Die Vorzensur fiel in diesen Sparten vergleichsweise locker aus, unter anderem aus Rücksicht auf die privatwirtschaftlichen Interessen der Verlage.¹

Im Bereich der klassischen Literatur war die nationalsozialistische Führung bemüht, den Zugang der breiten Bevölkerung zu dieser Gattung zu vereinfachen, da sie nicht länger das Vorrecht einzelner Kreise sein sollte. Diese Bestrebungen wurden auch im Krieg fortgesetzt, beispielsweise in Form von Feldpostausgaben der entsprechenden Texte. Die Resonanz war jedoch nicht so groß, wie gewünscht, da sich die Leserschaft bis weit in den Zweiten Weltkrieg hinein immer wieder auch den als Schund empfundenen Roman-gattungen zuwandte.² So erreichte die volkhafte Dichtung, die „von oben“ ausdrücklich befürwortet wurde, kaum Plätze auf den Bestsellerlisten, diese gingen stattdessen an Werke der Unterhaltungsliteratur. Meistverkauft und meistgelesen wurden dabei Werke von Heinrich Spoerl.³ Da die Unterhaltungsliteratur in erster Linie der Ablenkung von den alltäglichen Problemen sowie der Erholung und Entspannung diene, man die Leser aber dennoch weg vom Schund und hin zur Dichtung führen wollte, setzte man auf Bücher, die Unterhaltung und Dichtung kombinieren sollten. Das Regime duldete sogar die Abwesenheit von linientreuen ideologischen und politischen Elementen in den Texten; wichtiger war, dass sie nichts enthielten, was die Machthaber ausdrücklich ablehnten. Einige Themen wurden dennoch nur äußerst ungern gesehen, beispielsweise Darstellungen von Untreue oder Beziehungen zwischen „arischen“ Protagonisten und „Fremdrassigen“.⁴

Es darf jedoch nicht der Eindruck entstehen, als sei die Realität der Rezeptionsgewohnheiten vom Regime einfach hingenommen worden; diese lief immerhin dem Ziel der betreffenden Instanzen zuwider, klare Grenzen zwischen erwünschtem und unerwünschtem Schrifttum zu ziehen. Um also dennoch einen gewissen Einfluss auf den Lesestoff der Bevölkerung ausüben zu können, wurden durch das *Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung* samt den untergeordneten Behörden sowohl Anzahl als auch Größe der Volks- und Schulbüchereien erhöht, die mit der erwünschten Literatur bestückt wurden.⁵ Adam merkt außerdem an, dass sämtliche Leihbüchereien und Buchhandlungen NS-Schrifttum in ihren Regalen führen mussten. Dabei handelte es sich, wie er schreibt, jedoch häufig um „Alibi-Regale“, denn gelesen wurden nach wie vor vorrangig unterhaltende Bücher.⁶

¹ Vgl. Schütz 2015, S. 95–96, S. 111.

² Vgl. Linthout 2008, S. 111–112.

³ Vgl. Barbian 2008, S. 77; vgl. Barbian 2010, S. 473. Zu Spoerls Werken siehe z. B. Adam 2010, S. 159–162.

⁴ Vgl. Linthout 2008, S. 112–114, S. 119–120. Siehe hierzu auch Barbian 2008, S. 76.

⁵ Vgl. Barbian 2008, S. 75–76.

⁶ Vgl. Adam 2010, S. 63. Für eine detaillierte Analyse des nationalsozialistischen Lesestoffes anhand einzelner Beispiele zu den verschiedenen Genres siehe ebenfalls Adam 2010.

6. Germanenrezeption in den Geisteswissenschaften im Nationalsozialismus

6.1 Auswirkungen auf die universitäre Forschung und Lehre

Schon im 18. Jahrhundert waren zahlreiche Historiker, Archäologen und Philologen bestrebt, ein möglichst vollständiges Bild der germanischen Urzeit zu rekonstruieren, um so Erkenntnisse über die eigene Herkunft zu gewinnen.¹ Zu Beginn des 20. Jahrhunderts zeichneten sich dann germanophile Tendenzen in der Forschung ab, deren Ziel es war, die „arteigene“ Lebenshaltung wiederherzustellen.² Der Weg für eine völkisch-germanische Prägung der universitären Wissenschaften war somit schon in den Jahren vor der Machtergreifung gedanklich geebnet worden,³ sodass die universitären Strukturen 1933 bereits gen rechts politisiert waren.⁴ Eine umfangreiche Gleichschaltung, wie sie bei den Massenmedien nötig war, erübrigte sich somit im universitären Milieu, auch wenn dieser Umstand lange Zeit ausgeblendet bzw. geleugnet wurde:

Wo das Thema von Universitätsmitgliedern angepackt wird, lassen sich noch immer überwiegend Argumentationsmuster beobachten, die den Zugang zum Problem verstellen. Da wird vor allem das Moment des äußeren Zwanges herausgestellt: Der Nationalsozialismus sei gewissermaßen von außen über völlig politikferne Universitäten hereingebrochen und habe deren reinen Kern gewaltsam deformiert.⁵

Reimann kritisiert in diesem Zusammenhang die Darstellungen, die die Angleichung an die Vorgaben des Regimes als ein personales und nicht als ein institutionelles Problem beschreiben ebenso wie jene, die der Studentenschaft die treibende Kraft hinter den Veränderungen zusprechen: Während die Studierenden in vielen Fällen nur umsetzten, was bereits Universitätsdirektoren geäußert hatten, handelte es sich bei der Bereitwilligkeit der Universitäten, das nationalsozialistische Regime mitzutragen, weder um das Ergebnis eines Unter-Druck-Setzens von außen noch um das Resultat der Bestrebungen einzelner Personen von innen heraus. Reimann spricht daher von einem Akt der Selbst-Gleichschaltung.⁶ Dennoch hält sich die Annahme hartnäckig, dass von den Machthabern Druck auf die Forschung ausgeübt worden sei, weshalb sich mancher Wissenschaftler genötigt gesehen habe, seine Ergebnisse der nationalsozialistischen Weltanschauung anzupassen. Während dies in manchen Fällen tatsächlich zutreffen mag, wurden derlei Behauptungen nach 1945 nur allzu gern als Rechtfertigung für das eigene Verhalten herangezogen und häufig als Lüge entlarvt.⁷ Beim überwiegenden Teil der Professoren, die nach Inkrafttreten des *Berufsbeamtengesetzes* noch in ihren Ämtern blieben, handelte es sich somit mutmaßlich nicht um überzeugte Nationalsozialisten, gewisse Sympathien für die neuen

¹ Vgl. Dick 2008, S. 15.

² Vgl. Schnurbein 1992, S. 226.

³ Vgl. Kater 1997, S. 48; vgl. Lund 1995, S. 14.

⁴ Vgl. Reimann 1986, S. 41.

⁵ Reimann 1986, S. 39–40.

⁶ Vgl. Reimann 1986, S. 40–41.

⁷ Vgl. Halle 2013c, S. 44.

Machthaber waren aber wahrscheinlich vorhanden. Lediglich ein kleiner Bruchteil des Personals war bereit, sich intellektuell gegen das NS-Regime zu wehren.¹

Die konkreten Auswirkungen der Machtergreifung manifestierten sich zunächst in Form des *Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums*² von 1933. Dieses stieß eine ideologisch-rassistische „Säuberungsaktion“ an, in deren Folge 1.600 Wissenschaftler von den Universitäten verstoßen wurden. Von den Forschern, die anschließend tätig waren, waren viele in mehreren Disziplinen aktiv, was unweigerlich zu wissenschaftlichen Unzulänglichkeiten führte.³ Mit der *Reichshabilitationsordnung* vom 13. Dezember 1934 kam es dann zu Änderungen hinsichtlich des Habilitationsverfahrens: Zwar konnte durch eine Habilitationsschrift samt Disputation weiterhin der Grad des *Dr. phil. habil.* erworben werden, eine Lehrberechtigung erhielt man jedoch erst, wenn man eine Lehrprobe bestanden und an einem Dozentenlager bzw. Reichsbeamtenlehrgang teilgenommen hatte. Dies diente unter anderem der weltanschaulichen Schulung – sprich: ideologischen Indoktrination – des Lehrpersonals.⁴

Die Beschäftigung mit jüdischer Kultur und Geschichte hatte vor 1933 in den Händen von Theologen, Religionswissenschaftlern, Anthropologen, Ethnologen, Historikern und Orientalisten gelegen, die nun allerdings aufgefordert wurden, sich gegen das Judentum zu positionieren. So wurde zunächst ein Verbot für das Zitieren jüdischer Werke ausgesprochen, später setzte dann die Verfolgung und Vertreibung jüdisch-stämmiger Wissenschaftler ein. Wie auch in anderen Bereichen bewegen sich die Reaktionen auf diese Entwicklungen in einem Spektrum zwischen passiver Akzeptanz und aktiver Teilnahme.⁵

In Kombination mit diesen Entwicklungen führte die völkisch-germanophile Prägung der universitären Lehre und Forschung zu einer zunehmenden Umkehrung der wissenschaftlichen Methodik: Für ein vorformuliertes Postulat wurden künftig gezielt passende Beweise gesucht.⁶ Sinn und Zweck dieser Herangehensweise war auch hier, eine deutsche Tradition zu rekonstruieren, auf deren Basis ein kollektives Bewusstsein und eine nationale Identität entstehen konnten, die wiederum die Grundlage eines neuen Nationalstaates bilden sollten.⁷ Diese Bestrebungen schlossen auch die Rekonstruktion eines vorchristlichen, heidnischen kulturellen Gedächtnisses mit ein: Dabei wurden z. B. mittelalterliche skandinavische Mythen mit religiösen Vorstellungen der Völkerwanderungszeit oder der Römischen Kaiserzeit verknüpft, ein Vorgehen, das methodisch äußerst bedenklich ist.⁸ In der Archäologie wiederum wurde weder konsequent zwischen skan-

¹ Vgl. Reimann 1986, S. 46–47.

² RGBl. 1933 I S. 175.

³ Vgl. Lund 1995, S. 14, S. 25. Bei den Entlassungen handelte es sich nicht um eine hochschul-, sondern eine staatspolitische Maßnahme, die darauf abzielte, jene Beamten des öffentlichen Dienstes zu entheben bzw. in den Ruhestand zu schicken, die nicht „arischer“ Abstammung waren. Gleichfalls wurden Personen entlassen, die als politisch unzuverlässig galten. Einer Studie von Sven Kinas und Michael Grüttner zufolge verloren so etwa 21 % der Lehrenden ihre Stellen, vgl. Ash 2020, S. 23. Die wissenschaftlichen Unzulänglichkeiten zeigten sich beispielsweise daran, dass man postulierte, Deutsche habe es bereits in der Steinzeit gegeben, tatsächlich kann jedoch erst ab etwa 900 n. Chr. konkret von Deutschen gesprochen werden, vgl. Steuer 2001, S. 437.

⁴ Vgl. Hausmann 2011, S. 80–81. Für Lehrer und Zugehörige anderer Berufsgruppen gab es eigene Lager; Frauen war der Lagerdienst, dem Zeitgeist entsprechend, nicht gestattet, vgl. ebenda, S. 82.

⁵ Vgl. Hausmann 2011, S. 269, S. 277.

⁶ Vgl. Hunger 2009, S. 325.

⁷ Vgl. Lund 1995, S. 25.

⁸ Vgl. Steuer 2004, S. 397, S. 437.

dinavischen und deutschen Fundstücken unterschieden noch wurden die verschiedenen Epochen klar voneinander abgegrenzt, obgleich die Funde hinsichtlich ihrer Datierung teilweise Jahrhunderte auseinanderlagen.¹ Was literarische Zeugnisse anbelangt, so wurde die *Germania* des Tacitus zwar weiterhin rezipiert, die altisländischen Sagas und das *Nibelungenlied* wurden jedoch bevorzugt, da man versuchte, die „Deutschen aus ihrer christlich-quietistischen [...] Lebenshaltung herauszureißen und auf den Weg zu einer ‚heroischen Daseinsform‘ zurückzuführen“.² Die *Edda* wurde hierbei aufgrund ihrer Darstellungen zum Polytheismus weniger berücksichtigt.³

Neben den primär ideologisch motivierten Forschungstätigkeiten wurde aber auch differenzierte Wissenschaft betrieben.⁴ Die Beschäftigung der Germanistik mit den Germanen brachte so etwa eine linguistisch basierte Runologie hervor, während sich die Nordische Philologie als anerkannte Disziplin⁵ herausbildete und in der Archäologie teils kritisch geforscht wurde.⁶ Auch zu erwähnen ist die *Sammlung Thule*, die von 1911 bis 1930 herausgegeben wurde und Übersetzungen der altnordischen Literatur enthält. Altgermanisten und -nordisten setzten sich hier bewusst von der Germanophilie des 19. und 20. Jahrhunderts ab.⁷ Zum Teil wurde die ideologisch geprägte Forschungsarbeit sogar deutlich kritisiert: so schrieb Heinrich Schröder in der *Germanisch-Romanischen Monatsschrift*, dass es fehlgeleitete Phantasten seien, die die ahnungslosen Gemüter in die Irre führen.⁸

Die wissenschaftlichen Tätigkeiten lagen jedoch nicht allein in der Hand der Universitäten. Auf Heinrich Himmlers⁹ Initiative hin war 1935 die *Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“* gegründet worden,¹⁰ die vor allem seiner These, nach der ein Strom geistiger und kultureller Überlegenheit von den Germanen ausging, wissenschaftliche Objektivität verleihen sollte.¹¹ Die Ergebnisse wurden unter anderem in der Zeitschrift *Germanien. Monatshefte für Germanenkunde zur Erkenntnis deutschen We-*

¹ Vgl. Sünner 2009, S. 46–47.

² Hermand 2021, S. 230–231.

³ Vgl. Schnurbein 2005, S. 311.

⁴ Vgl. Ehringhaus 1996, S. 149.

⁵ Vgl. Hunger 2009, S. 314; vgl. Mees 2006, S. 192.

⁶ Vgl. Steuer 2004, S. 392, S. 460.

⁷ Vgl. Zernack 1997, S. 155–157.

⁸ Vgl. Almgren 1997, S. 130.

⁹ Geboren am 7. Oktober 1900 in München. Beitritt zu NSDAP 1923. Nahm im gleichen Jahr am Hitlerputsch teil und wurde 1925 stellvertretender Gauleiter der NSDAP für den Gau Niederbayern, 1926 dann für Oberbayern. 1929 Reichsführer SS, 1933 Polizeipräsident München sowie Errichtung des Konzentrationslagers Dachau. Später erfolgte medizinische Versuche an Häftlingen in den Konzentrationslagern geschahen unter anderem auf seine Initiative hin. 1934 stellvertretender *Gestapo*-Chef in Preußen. Beteiligter an der Ermordung des SA-Chefs Röhm. Veranlasste 1935 die Gründung des SS-Vereins *Lebensborn*. 1936 Chef der Deutschen Polizei. Ab 1939 Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums (unter anderem zuständig für die „Germanisierung der Ostgebiete“). Ab 1943 Reichsinnenminister und Generalbeauftragter für die Reichsverwaltung. Ab 1944 Oberbefehlshaber des Ersatzheeres, Chef der Heeresrüstung und zuständig für die Internierung Kriegsgefangener. Wurde 1945 aller Ämter enthoben und aus der NSDAP ausgeschlossen, nachdem bekannt geworden war, dass er Verhandlungen mit den Westmächten der Alliierten zwecks einer Kapitulation geführt hatte. Ziel war es, anschließend den Krieg gegen die Sowjetunion fortsetzen zu können. Tod 1945 durch Suizid während britischer Haft in Lüneburg, vgl. Benz 2009, S. 361–362; vgl. Klee 2021, S. 256; vgl. Scheffler 1972, S. 172–175.

¹⁰ Vgl. Hessemann 2012, S. 327; vgl. Hunger 2009, S. 319; vgl. Kater 1997, S. 47; vgl. Sünner 2009, S. 34–35.

¹¹ Vgl. Kater 1997, S. 47.

sens publiziert.¹ Leiter der Einrichtung war zunächst Herman Wirth.² Als sich das *Ahnenerbe* jedoch allmählich zu „einer Hochburg verkrachter Existenzen“ entwickelte, wurde Wirth 1937 zunächst kaltgestellt³ und musste 1938 schließlich aus dem *Ahnenerbe* ausscheiden.⁴ Den Posten übernahm Walther Wüst,⁵ doch auch dieser Personalwechsel brachte keine Besserung hinsichtlich der unwissenschaftlichen Arbeitsweise des *Ahnenerbes* mit sich.⁶ Aufgrund Himmlers schwärmerischer und abergläubischer Haltung⁷ ging das *Ahnenerbe* bald einer Fülle unzureichend geplanter Projekte nach und etablierte bis 1940 rund 40 verschiedene wissenschaftliche Abteilungen.⁸ Selbst haltlose Thesen wie die *Welteislehre* wurden „erforscht“.⁹ Die Germanophilie lähmte somit den ordentlichen wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn:

Vermengt mit der nordischen und deutschen literarischen Überlieferung mythischer Stoffe aus dem Mittelalter, der Gleichsetzung von Deutsch und Germanisch samt Anbindung an die Germania des Tacitus und der damit wiederum verbundenen Vorstellung germanischer Kontinuität in Sitten und Gebräuchen, Religion und Götterwelt von der Römischen Kaiserzeit bis in die Wikingerzeit, entstand im Bewußtsein des Bildungsbürgertums und damit auch der Wissenschaft im Norden und auf dem Kontinent ein dauerhaftes Denkschema, das in immer wieder neuen hermeneutischen Zirkeln, klassischen Kreisschlüssen, den wissenschaftlichen Fortschritt hemmte.¹⁰

¹ Vgl. Pringle 2006, S. 143–144.

² Geboren am 6. Mai 1885 in Utrecht. Promotion 1911. Teilnahme am Ersten Weltkrieg als Freiwilliger. 1916 Titularprofessor. 1925 kurzzeitig Mitglied der NSDAP, erneuter Eintritt 1934. 1929 Gründung der *Herman-Wirth-Gesellschaft*. Gab 1933 eine Übersetzung der *Ura-Lind-Chronik* samt Kommentar heraus, die sich später als Fälschung entpuppte. 1935 Mitbegründer und Präsident des *Ahnenerbes*. 1937 Hauptsturmführer der SS. Wurde später zum Ehrenpräsidenten des *Ahnenerbes* herabgestuft, nachdem er seinen Gönnern keine hinreichenden Forschungsergebnisse hatte vorweisen können, und schließlich 1938 entlassen. War nach 1945 als Privatgelehrter tätig. Lebte bis 1954 in Schweden, ehe er nach Deutschland zurückkehrte. Hier Leiter des Vereins *Europäische Sammlung für Urgemeinschaftskunde*. Geriet nochmals durch seine Pläne für ein aus Steuergeldern finanziertes *Ur-Europa-Museum* in den Fokus der Öffentlichkeit. Verstarb 1981 in Kusel. Vgl. Finkenberger 2009, S. 889–891; vgl. Klee 2021, S. 680–681.

³ Vgl. Heller/Maegerle 1995, S. 70. Zitat siehe ebenda. Siehe hierzu auch Hunger 2009, S. 322.

⁴ Vgl. Klee 2021, S. 680.

⁵ Geboren am 7. Mai 1901 in Kaiserslautern. Ab 1932 außerordentlicher Professor der Indologie an der Universität München. Trat ein Jahr später der NSDAP bei. Wurde 1935 zum „Professor für arische Kultur und Sprachwissenschaft“ berufen. War zudem als Spitzel für den SD tätig. 1937 Hauptsturmführer der SS, 1942 dann Oberführer. Wurde 1937 außerdem zum Präsidenten (später Kurator) des *Ahnenerbes* sowie zum Dekan der Philosophischen Fakultät der Münchner Universität ernannt. 1941 Rektor eben dieser Universität. 1944 im Führungszirkel des *NS-Dozentenbundes* aktiv. 1945 in Dachau interniert und 1950 als Minderbelasteter eingestuft. Danach Professor zur Wiederverwendung. Starb 1993 in München, vgl. Klee 2021, S. 688–689.

⁶ Vgl. Kater 1997, S. 48. Während die Kulturwissenschaften auch heute keine exakten Wissenschaften sein mögen, so gilt dieses Postulat laut Kater jedoch insbesondere für die Zeit des NS-Staates, vgl. ebenda.

⁷ Vgl. Heller/Maegerle 1995, S. 72; vgl. Hesemann 2012, S. 327; vgl. Hunger 2009, S. 318; vgl. Schnurbein 1992, S. 113; vgl. Schnurbein 1993, S. 74.

⁸ Vgl. Heller/Maegerle 1995, S. 71–72.

⁹ Vgl. Heller/Maegerle 1995, S. 72; vgl. Kater 1997, S. 51.

¹⁰ Bohnen/Steuer 2005, S. 623.

6.1.1 Germanistik

Dass die Germanistik im NS-Staat instrumentalisiert wurde, verwundert nicht, bedenkt man, dass Fachvertreter bereits vor dem Ersten Weltkrieg eine völkische Ausrichtung des Faches unter dem Schlagwort *Deutschkunde* angeregt hatten; völkisches Gedankengut war hier also schon vorhanden und brauchte nur noch aktiviert zu werden.¹ Viele Germanisten schlossen sich somit gleich vom ersten Tag der NSDAP oder anderen nationalsozialistischen Organisationen an, auf Widerstand bei der Gleichschaltung stieß das neue Regime kaum. Dementsprechend ergaben sich auch keine nennenswerten Veränderungen an den etablierten Lehrstühlen.²

In der nationalsozialistischen Germanistik rückte die objektive wissenschaftliche Arbeit sodann bald in den Hintergrund, während sich der Fokus auf die Fundierung und Legitimierung der NS-Politik und -Weltanschauung richtete. Zahlreiche Wissenschaftler fanden sich in der Folge in einem Spannungsfeld aus Anpassung und Integrität wieder. Viele trugen den Nationalsozialismus dabei aktiv mit und leisteten ihren Beitrag zur Diffusion des nationalistischen Gedankengutes,³ während es sich bei anderen um Mitläufer oder Opportunisten handelte, die sich den veränderten Umständen lediglich anpassten. Allerdings hat es nie einen öffentlichen Widerstand gegeben.⁴ Die tragende Rolle der Germanistik im nationalsozialistischen Deutschland geht nicht zuletzt aus Unterlagen hervor, die belegen, dass manche Fachwissenschaftler sogar mit ideologischen Aufträgen in andere Länder geschickt wurden, wo sie als Boten und Spione gleichermaßen fungierten. Dort sollten sie die Haltung der Bevölkerung und der ausländischen Germanisten zum nationalsozialistischen Deutschland sowie die politische Lage im Allgemeinen beobachten. Meist geschah dies unter dem Deckmantel von Lehraufträgen und Vortragstätigkeiten.⁵

Verglichen mit dem, was innerhalb Deutschlands von der Germanistik erwartet wurde, waren dies jedoch nur nachgeordnete Tätigkeiten:

Als Träger des germanischen Kulturerbes spielte die Germanistik folglich eine schicksalsschwere Rolle, indem sie den politischen Auftrag erhielt, zur Vereinigung der germanischen Welt beizutragen. In den Traditionsfeldern der Germanistik findet eine Erhebung des Deutschen und Germanischen zu einer abstrakten positiven kulturtragenden Norm und Vision statt. In der NS-Diktatur ging es den Nationalsozialisten um lineare Entwicklungslinien: Von Tacitus' *Germania*, über Arminius/Hermann, Luther und Friedrich den Großen führte der direkte Weg zu Hitler.⁶

¹ Vgl. Almgren 2008, S. 634.

² Vgl. Hermand 1994, S. 99.

³ Vgl. Almgren 2008, S. 629, S. 631, S. 633. So wurde etwa postuliert, dass die Dichtung Ausdruck des Wesens des deutschen Volkes sei. Auch wurden Klassifikationen wie „artgemäß“ und „artfremd“ vorgenommen, die natürlich in keiner Weise wissenschaftlich verifizierbar sind. Dies war jedoch nicht zwingend neu: Bereits vor dem Ersten Weltkrieg wurden Werke, gleich welcher Kunstform, zu einem Ausdruck von „Rasse“ und Nation verklärt, vgl. ebenda. Dies zeigt sich etwa am Beispiel von Herder, vgl. ebenda, S. 631–632.

⁴ Vgl. Hermand 1994, S. 100, S. 112. Siehe hierzu auch Almgren 2008, S. 627.

⁵ Vgl. Almgren 2008, S. 625–626, S. 628–629.

⁶ Almgren 2008, S. 632.

Die Rolle der Germanistik konzentrierte sich demnach darauf, den Germanenkult wissenschaftlich zu stützen, indem sie sowohl themen- als auch methodengeschichtlich ihren Beitrag zur Ideologie des Nationalsozialismus leistete.¹ Prominenter Vertreter der germanischen Kulturkontinuität war dabei Otto Höfler,² der angelehnt an Jakob Grimm meinte, dass sich urgermanisches Brauchtum in Volksbräuchen erhalten habe. Im Bereich der älteren Literaturbetrachtung wiederum standen insbesondere die „germanische“ sowie die „höfisch-mittelalterliche“ Literatur in Form von Heldenlied, Preislied und Totenklage im Fokus des Interesses.³ Von einer nationalsozialistischen germanistischen Literaturwissenschaft kann jedoch nicht gesprochen werden, da die Bemühungen der Germanisten im NS-Staat einen roten Faden vermissen lassen.⁴ Insgesamt ergaben sich somit zwischen 1933 und 1945 kaum Veränderungen auf inhaltlicher Ebene:

Wirklich neue Gesichtspunkte sind deshalb in dieser Ära, die so stolz auf ihren Umbruchscharakter war, kaum entwickelt worden. Doch das wurde von einer Bewegung, welche für die Rückkehr zu den Quellen des wahren Deutschtums eintrat, gar nicht erwartet. In ihr hatten gerade jene Ansichten die höchste Wertschätzung, die sich durch ein besonders ausgeprägtes Traditionsbewußtsein auszeichneten. [...] Von ihr wurden von den NS-Rektoren keine wirklich konkreten Aussagen, sondern lediglich hochtönende Besinnungsfloskeln verlangt, die den Anschein des Idealistischen erweckten.⁵

Nach Kriegsende erfolgte kein nennenswerter Positionswechsel in der Germanistik, so dass viele Professoren, die mit dem Nationalsozialismus sympathisiert hatten, in ihren Ämtern blieben. Die Begründung hierfür ist auch in Personalfragen zu suchen: Zum einen hatte sich während des Krieges kaum jemand habilitiert, zum anderen war manch junger Germanist an der Front gefallen; zudem kehrten kaum emigrierte Germanisten aus dem Ausland nach Deutschland zurück. Die von den Alliierten ernannten Universitätsdirektoren mussten also die altgedienten Professoren im Amt belassen, sollte die Lehre wieder aufgenommen werden. Diejenigen, die doch suspendiert worden waren, erhielten ihre Positionen häufig nach wenigen Jahren zurück, da sie nicht hatten ersetzt werden können.⁶

¹ Vgl. Almgren 2008, S. 646.

² Geboren am 10. Mai 1901 in Wien. Volkskundler. 1922 Mitglied der SA. Dozierte ab 1931 in Wien. Ab 1934 Ordinarius in Kiel. Trat 1937 der NSDAP und dem wissenschaftlichen Beirat des *Ahnenerbes* bei. Erhielt 1938 den Lehrstuhl für Germanische Philologie und Volkskunde in München. Leitete ab 1943 das *Deutsche Wissenschaftliche Institut* in Kopenhagen. Wurde 1945 seines Amtes enthoben, ehe er 1954 zum außerordentlichen Professor für Nordische Philologie und Germanische Altertumskunde an die Universität München berufen wurde. Von 1957 bis 1971 wiederum Ordinarius und Vorstand des Germanischen Instituts an der Universität in Wien. Verstorben 1987 ebenda. Vgl. Klee 2021, S. 261. Mit der Kulturkontinuität der Germanen befasste sich Höfler etwa in seiner Schrift *Das germanische Kontinuitätsproblem* von 1937. Für eine ausführliche Darstellung zum Germanenbild bei Höfler siehe etwa Burrell 2023.

³ Vgl. Hausmann 2011, S. 530, S. 534.

⁴ Vgl. Hermand 1994, S. 100.

⁵ Hermand 1994, S. 101.

⁶ Vgl. Hermand 1994, S. 114.

6.1.2 Runologie

Sowohl die laienhafte als auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Runen erlebten nach 1933 einen Aufschwung. Es wurden zahlreiche Einführungen in die Runenkunde publiziert, zudem entstanden in Gießen und Göttingen Institute für Runenforschung. Neben der Runologie beschäftigten sich aber auch andere Fächer, wie etwa die Volkskunde, mit der Thematik.¹

In der nationalsozialistischen Runenkunde etablierten sich vorrangig Ansätze, nach denen die Runen auf Sinnbildern und Felszeichnungen basieren würden, die in die Steinzeit zurückdatiert werden könnten. Ihre Erfindung sei den (Indo-)Germanen zuzuschreiben, die sie nicht einfach nur als Schriftzeichen, sondern als göttliche Symbole konzipiert hätten. Annahmen wie diese, die die Entwicklung der „Urschrift“ bei den Germanen verorten, dienten dazu, die germanische als die älteste aller Kulturen zu portraituren. Zusätzlich sollten Theorien, nach denen die Runen im Brauchtum überliefert worden seien, Kontinuitätsthesen stützen, denen wiederum das Negieren historischer Entwicklungen bzw. die Enthistorisierung zugrunde liegen.²

An der Überwachung von Wissenschaft und Laienforschung im Bereich der Runenkunde war das *Amt Rosenberg* beteiligt. Allerdings waren die Runen hier weniger Forschungsobjekt als Requisiten für einen neuen Glauben: So veröffentlichte Alfred Rosenberg³ 1942 Richtlinien, die Auskunft darüber geben sollten, welche Runensymbole bei Feierlichkeiten anlässlich Heirat, Geburt oder Tod zu verwenden waren. Himmler war ähnlich bestrebt, einen neugermanischen Glauben nach dem Vorbild der vorchristlichen Religion zu etablieren, in dessen Zeremonien die Runen ebenfalls eine Rolle spielen sollten. Dementsprechend wurden die Runen auch in der Schulung der allgemeinen SS vermittelt, wo man sie im Zusammenhang mit germanischer Vorgeschichte und Kulturkunde thematisierte.⁴ Auch der bereits erwähnte Herman Wirth beschäftigte sich in seinen Werken *Der Aufgang der Menschheit. Untersuchungen zur Geschichte der Religion, Symbo-*

¹ Vgl. Hunger 2017, S. 1130–1131. Die Volkskunde und die Symbolforschung gingen beispielsweise Ansätzen nach, die die Runen auch in Alltag, Brauchtum und Architektur nachzuweisen glaubten und ihnen einen Sinngehalt zusprachen. So wurde etwa in Fachwerkhäusern eine weit zurückreichende Überlieferungsart der Runen gesehen. Es ist jedoch nur allzu offensichtlich, dass es sich hierbei lediglich um dekorative oder in der Konstruktionsweise begründete Elemente handelt, die einzig deshalb eine gewisse Ähnlichkeit zu Runen aufweisen, weil die Schriftzeichen zum überwiegenden Teil aus geraden Linien bestehen, vgl. ebenda, S. 1131 sowie Hunger 2009, S. 315–316. Einige Runen waren zwischen 1933 und 1945 besonders präsent. Allen voran ist das Hakenkreuz zu nennen, welches eigentlich gar keine Rune ist: Adolf Hitler selbst entwarf das Emblem in der Annahme, es handle sich um eine 5.000 Jahre alte Rune, die den Sieg des „arischen Menschen“ symbolisieren würde. Ebenfalls bekannt ist die s-Rune ᚱ, die fälschlicherweise als sogenannte „Sieg-Rune“ interpretiert wurde. Sie wurde auf Fahnen, Standarten und Uniformabzeichen der SS ebenso verwendet, wie beim *Deutschen Jungvolk* und im *Bund deutscher Mädel*. Die o-Rune ʀ (germanische Bezeichnung ʀþalan, zu Dt. *ererbter Besitz*) war das Zeichen des *Reichsnährstandes* unter Walther Darré. Besondere Verwendung erfuhren des Weiteren die sogenannte „Tyr-Rune“ ᚦ, die vermeintliche „Man“-Rune ᚹ sowie die „Hagal-Rune“ ᚷ, vgl. Hunger 2009, S. 312. Bei letzterer handelt es sich um eine h-Rune, die eigentlich *Hagal* bzw. *jāhes Verderben* bedeutet, jetzt jedoch zur heiligen „Hagalrune“ uminterpretiert wurde, die für das „Allumhegende“ stehen sollte, vgl. Krause 2017, S. 204.

² Vgl. Hunger 2009, S. 324–325. Siehe hierzu auch Hunger 2017, S. 1134–1135.

³ Für nähere Ausführungen zur Person siehe Kapitel 7.1.2.

⁴ Vgl. Hunger 2009, S. 316–319. Ob die SS-Mitglieder tatsächlich so empfänglich für die Runen waren, wie von Himmler gewünscht, ist allerdings fraglich, vgl. ebenda.

lik und Schrift der atlantisch-nordischen Rasse sowie *Die heilige Urschrift der Menschheit. Symbolgeschichtliche Untersuchungen diesseits und jenseits des Nordatlantik* mit den Runen, wobei seine Thesen von der Fachwissenschaft kritisiert wurden. Ihm zufolge seien Runen göttliche Symbole, die die Religionsträger von Atlantis nach dem Vorbild des Sonnenlaufs geschaffen hätten. Zudem rechnete er alle Symbole zu den Runen, die auch nur rudimentär an das *Futhark* erinnerten. Darüber hinaus ist der Runenforscher Wolfgang Krause¹ zu nennen, der die Leitung der 1943 gegründeten Lehr- und Forschungsstätte für Runen- und Sinnbildkunde in Göttingen zugesprochen bekam. Während Krause um eine fundierte Runenforschung bemüht schien, sah auch er sich gezwungen, seine Forschung ideologisch anzupassen.² Andere Ansätze wiederum entbehrten jeglicher wissenschaftlichen Grundlage, so etwa das Postulat Gustav Neckels³, nach dem die Runen die älteste Schrift um europäisch-mittelmeerischen Raum seien, von der alle anderen Schriften, die altsemitischen eingeschlossen, abgeleitet worden wären.⁴

Es ist darauf hinzuweisen, dass sich viele runologische Arbeiten aus der NS-Zeit aber auch durch Sachlichkeit auszeichneten.⁵ Die missbräuchliche Behandlung der Runen im Nationalsozialismus sollte nach Zusammenbruch des NS-Staates jedoch die Geißel des Faches bleiben: Gerade jene Länder, die von deutschen Truppen besetzt worden waren, unterstellten der deutschen Runologie noch lange Zeit eine gewisse Nähe zur nationalsozialistischen Ideologie.⁶

6.1.3 Ur- und Frühgeschichte

Nur wenige Monate nach der Machtergreifung traten zahlreiche Fachvertreter der Ur- und Frühgeschichte der NSDAP bei. Zuvor hatte es bereits interne Diskussionen darüber geben, wie das Fach zu organisieren sei und wie man sich in den neuen Staat einbinden könne. Erwähnenswert ist dabei, dass die nachfolgenden Veränderungen nicht von oben verlangt, sondern von den entsprechenden wissenschaftlichen und organisatorischen Instanzen selbst angestoßen wurden, weshalb in der Ur- und Frühgeschichte nicht von staatlichem Druck die Rede sein kann. Stattdessen bietet sich das Bild eines bereit-

¹ Geboren am 18. September 1895. Studium der Klassischen Philologie und Indogermanistik. Habilitation 1923. 1928 außerordentlicher Professor in Göttingen, 1929 Berufung nach Königsberg. Ab 1937 dann Leiter der Abteilung für nordische Philologie und des Instituts für Runenerbe im *Ahnenerbe*; letzteres hatte er selbst gegründet. Verfasser von Standardwerken im Fachbereich Runologie. Nach 1945 als Direktor des Skandinavischen und Sprachwissenschaftlichen Seminars an der Universität Göttingen tätig, ehe er 1963 emeritiert wurde. Verstarb 1970 in Göttingen, vgl. Klee 2021, S. 336; vgl. Thomas 1980, S. 709–710.

² Vgl. Hunger 2009, S. 319–324. Siehe hierzu auch Hunger 2017, S. 1134. So kam er laienwissenschaftlichen Ansätzen beispielsweise entgegen, indem er eine Art „Kompromisstheorie“ bezüglich der Runenentstehung aufstellte. Demnach sei ein Teil der Runen zwar auf norditalische Schriftsysteme zurückzuführen, andere jedoch seien aus einheimischen Sinnbildern hervorgegangen, vgl. Hunger 2017, S. 1134.

³ Geboren 1878 in Wismar. 1900 Promotion bei Andreas Heusler in Berlin. Habilitation 1909. 1911 Berufung als außerordentlicher Professor für nordische Philologie nach Heidelberg. Zwischen 1935 und 1937 Zwangsversetzung an die Universität Göttingen. Näherte sich ab den 1920er Jahren dem völkischen Milieu an, wodurch er außeruniversitär vermehrt Zuspruch fand, im wissenschaftlichen Bereich jedoch an Ansehen verlor. Verstorben 1940 in Dresden, vgl. Zernack 1999, S. 20–21.

⁴ Vgl. Hausmann 2011, S. 502.

⁵ Vgl. Hausmann 2011, S. 502.

⁶ Vgl. Düwel 2008, S. 224.

willigen Mitwirkens, von dem man sich neben mehr Möglichkeiten für das Fach und der Schaffung neuer Arbeitsplätze versprach, die Ur- und Frühgeschichte in der Öffentlichkeit sichtbarer zu machen. Dennoch ließ das Regime den Fachvertretern nicht freie Hand: Aufgrund der Bedeutung des Faches für die nationalsozialistische Weltanschauung und Ideologie wurden die involvierten Wissenschaftler hinsichtlich ihrer Linientreue geprüft und überwacht. Dementsprechend stand die wissenschaftliche Befähigung nicht an erster Stelle, vielmehr lag der Fokus auf der ideologischen und weltanschaulichen Zuverlässigkeit der betreffenden Personen.¹

Hatte es zum Zeitpunkt der Machtergreifung lediglich fünf ordentliche und zwei außerordentliche Lehrstühle gegeben, waren es 1942 bereits 17 ordentliche und acht außerordentliche.² Die Ur- und Frühgeschichte galt vor allem deshalb als zentrales Fach für die nationalsozialistische Weltanschauung, weil man sie in der Lage sah, die vermeintliche Kulturhöhe der Germanen mit einem wissenschaftlichen Fundament zu untermauern. Gewünschte Inhalte sollten dabei durch Ausstellungen oder Vorträge an die Bevölkerung vermittelt werden. Aufschwung erhielt das Fach zudem durch die umfangreichen Bautätigkeiten des Regimes, im Zuge derer neue archäologische Fundstätten zutage traten, die sich zeitnah analysieren und anschließend propagandistisch instrumentalisieren ließen. Sowohl Wissenschaftler des *Amtes Rosenberg* als auch der *SS* folgten der Wehrmacht außerdem in okkupierte Gebiete, um dort an neuen Ausgrabungsstätten zu forschen. In diesem Kontext waren Ur- und Frühhistoriker auch am Raub von Gegenständen aus ausländischen Museen beteiligt, die sie nach Deutschland verschleppten.³

Allerdings kam es innerhalb des Faches zu massiven Konkurrenzen und Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Personen und Einrichtungen, die von Verunglimpfung bis hin zu Denunziation reichten. Einer der Akteure auf diesem wissenschaftlichen Schlachtfeld war der bereits erwähnte Alfred Rosenberg, der selbst kein Wissenschaftler war, jedoch der Germanophilie anhing. Dieser musste seine laienwissenschaftlichen Bestrebungen jedoch immer wieder zugunsten Himmlers zurückstellen, der regelmäßig die Oberhand hatte, da er (im Gegensatz zu Rosenberg) direkten Einfluss auf geplante Grabungsprojekte nehmen konnte. Himmler ging es dabei ebenso wenig um eine den wissenschaftlichen Prinzipien verpflichtete Forschung, vielmehr standen Ideologie und Weltanschauung im Zentrum seines Interesses, weshalb er mit Hilfe der Ur- und Frühgeschichte eine Kontinuitätslinie zu den germanischen Vorfahren herzustellen versuchte.⁴

Viele Wissenschaftler schrieben neben ihrer wissenschaftlichen Arbeit auch populärwissenschaftliche Texte, wobei hier bereits das Teilwort „wissenschaftlich“ zu hinterfragen ist. Auch die regimetreuen Ur- und Frühhistoriker duldeten jedoch nicht alle Theorien, sodass gerade Ansätze der völkischen Laienforschung abschlägig beurteilt wurden.⁵

¹ Vgl. Halle 2008, S. 124, S. 128–129, S. 165.

² Vgl. Hausmann 2011, S. 355, S. 362. Siehe hierzu auch Beck/Timm 2015a, S. 12.

³ Vgl. Hausmann 2011, S. 363, S. 367. Siehe hierzu auch Halle 2008, S. 123, S. 141, S. 154.

⁴ Vgl. Halle 2008, S. 109, S. 118, S. 122–123.

⁵ Vgl. Halle 2008, S. 140, S. 151.

Die Auswirkungen, die diese (populär)wissenschaftlichen Bemühungen der Ur- und Frühgeschichte auf das Germanenbild haben sollten, fasst Halle treffend zusammen, wenn sie schreibt:

So wirkte die Vermittlung ideologischer Botschaften durch die Ur- und Frühgeschichte in der NS-Zeit sehr effektiv und führt bis heute zu einem z. T. falschen und nicht ganz unbedenklichen Germanenbild. Wie unreflektiert die damals gemachten Bilder nachwirken, lässt sich auch daran erkennen, dass vielfach bis heute viele der damals populären Veröffentlichungen durch rechtsextreme Verlage neu aufgelegt und NS-Inszenierungen wie z. B. die Sonnenwendfeiern an den Externsteinen tradiert wurden. Gleichzeitig wird die Rekonstruktion von „germanischen Häusern“ als Museum anhand von Grabungsergebnisse [sic!] aus der NS-Zeit von rechten Gruppen geplant.¹

Nach Kriegsende konnten viele Wissenschaftler ihre Karrieren ohne längere Unterbrechungen weiterführen. Auch die Mitarbeiter des *SS-Ahnenerbes* konnten sich in der Bundesrepublik weitestgehend wieder etablieren, nachdem sie sich während der Entnazifizierungsverfahren als Wissenschaftler präsentiert hatten, die lediglich zum Wohl ihres Faches in die *SS* eingetreten sein wollen. Die Forscher des *Amtes Rosenberg* hatten weniger Glück: Ihnen wurde die öffentliche Ächtung zuteil. Auch Hans Reinerth² und seine Schüler schafften es nur schwerlich, wieder eine Position innerhalb des Faches besetzen zu können.³

6.1.4 Klassische Archäologie

Es mag zunächst verwundern, dass ein Fach wie die Klassische Archäologie, das sich vorrangig mit den antiken Kulturen des Mittelmeerraumes beschäftigt, in der nationalsozialistischen Instrumentalisierung der Wissenschaften eine Rolle spielte, standen in der Traditionsbildung des Regimes doch die Germanen im Fokus. Diese beiden gegensätzlichen Kulturräume wurden in der nationalsozialistischen Ideologie jedoch durch das Postulat verbunden, dass Römer und Griechen „kulturbringende Zuwanderung aus dem Norden“ erlebt hätten, in deren Folge sie dann befähigt gewesen seien, Europa zu kulturellem Aufschwung zu verhelfen. Hinzukam, dass der nationalsozialistische Staat auch in seiner Architektur repräsentiert werden sollte, allerdings lagen keine architektonischen Meisterleistungen der Germanen vor, die man sich zur Vorlage hätte nehmen können. So war schließlich auch die Klassische Archäologie durch das Primat von *Nation* und „*Rasse*“ gekennzeichnet. Das damit einhergehende Konkurrenzdenken („Kampf ums Überleben“)

¹ Halle 2008, S. 164.

² Geboren am 13. Mai 1900 in Bistritz. Promovierter und habilitierter Archäologe. Ab 1925 Privatdozent. 1931 Mitglied im völkischen *Kampfbund für deutsche Kultur* sowie NSDAP-Beitritt. 1933–1945 Führer des *Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte* (Schwerpunkt „nordische Indogermanen“). 1934–1945 Lehrstuhlinhaber an der Universität Berlin als Nachfolger Gustav Kossinnas. Gab die Zeitschrift *Germanenerbe* heraus. 1939 Ernennung zum Leiter des Amtes Vorgeschichte im *Amt Rosenberg*. 1940 beteiligt am *Kriegseinsatz Reichsleiter Rosenberg*. Ab 1945 Professor zur Wiederverwendung und Leiter des Freilichtmuseums zur deutschen Vorzeit in Unteruhldingen. Verstarb 1990 ebenda, vgl. Klee 2021, S. 487–488; vgl. Sénécheau 2015, S. 110–111.

³ Vgl. Halle 2008, S. 162–163.

wurde nun in die Vergangenheit rückprojiziert, sodass unterschiedliche Ethnien Zuschreibungen wie „höher-“ oder „minderwertig“ erhielten. Obgleich das Fach somit ebenfalls eine Instrumentalisierung erfuhr, finden sich in der zwischen 1933 und 1945 publizierten Fachliteratur nur wenige ideologische Ansätze. Gleiches kann für die universitären Lehrveranstaltungen gesagt werden. Der Einfluss des Regimes auf das Fach blieb somit verhältnismäßig gering. Die Fachvertreter bewegten sich dabei in einem Spektrum zwischen ideologischem Eifer auf der einen und ernsthafter wissenschaftlicher Forschung auf der anderen Seite, wobei keine die Oberhand gewann. Um gelegentliche Zugeständnisse kamen dennoch nur die Wenigsten herum. Nach Kriegsbeginn wurde es etwa Aufgabe der Klassischen Archäologie, bei der Umschreibung der „materialisierte[n] Geschichtsbilder“ der im Westen und Süden okkupierten Gebiete „im Sinne der eigenen Position“ mitzuwirken.¹

6.1.5 Volkskunde

Die politischen Veränderungen hatten auch Auswirkungen auf die volkskundliche Kulturwissenschaft. Diese wies eine ausgeprägte Affinität gegenüber dem Nationalsozialismus auf, nachdem das Fach und seine Vertreter schon vor der Machtergreifung einen Hang zur Romantisierung des Bauerntums und zu einem ausgeprägten Nationalstolz gezeigt hatten. So unterwarfen sich zahlreiche Fachvertreter dem Regime, während sich andere in die Nischen-Forschung zurückzogen. Zu erwähnen ist in diesem Kontext, dass die Volkskunde lange Zeit keinen verbindlichen Forschungsgegenstand hatte bestimmen können, weshalb ihr Zentrum bis in die 1930er Jahre nicht die Universitäten, sondern vor allem bürgerliche Vereine waren; bei ihren Trägern handelte es sich somit vorrangig um Laienforscher.² Der NS-Staat beeilte sich jedoch, Professuren für das Fach einzurichten und zu besetzen, wobei die weltanschauliche Haltung der Kandidaten bei der Auswahl im Fokus stand. Eine „rasseideologische“ Ausrichtung kann dann zwar nicht bei jedem Wissenschaftler verzeichnet werden, wissenschaftliche Prämissen gingen jedoch weitestgehend verloren, da man darauf hinarbeitete, völkische Kontinuitätstheorien zu belegen. Demnach wurden sowohl Ursprungsmythen als auch die Sinnbildforschung zentrale Themen im Fach.³ Neben der universitär betriebenen Volkskunde gab es zudem noch volkskundliche Forschungsarbeiten im *Amt Rosenberg* sowie im *SS-Ahnenerbe*, die auch hier miteinander konkurrierten.⁴

Während des Krieges wurde der Volkskunde die Aufgabe zugedacht, die ursprüngliche Volksüberlieferung aufzuarbeiten und besetzte Gebiete kulturpolitisch zu beeinflussen. Hierbei konzentrierte man sich vor allem auf das „germanische Vorbild“.⁵ Analog zu anderen Fächern konnten auch einige Volkskundler nach dem Zusammenbruch des NS-Staates ungestört weiterarbeiten.⁶

¹ Vgl. Altekamp 2008, S. 168, S. 174, S. 190, S. 193, S. 199–200, S. 208. Zitat siehe S. 199.

² Vgl. Jacobeit/Scholze-Irrlitz 2008, S. 337, S. 341–343, S. 351–352. Siehe hierzu auch Köstlin 2017, S. 1284. Daneben gab es aber durchaus ernstzunehmende Fachvertreter, wie etwa den Museologen und Alttertumswissenschaftler Otto Lauffer, vgl. Jacobeit/Scholze-Irrlitz 2008, S. 345.

³ Vgl. Köstlin 2017, S. 1279, S. 1282.

⁴ Vgl. Hausmann 2011, S. 571.

⁵ Vgl. Jacobeit/Scholze-Irrlitz 2008, S. 352. Siehe auch ebenda, S. 353–355.

⁶ Vgl. Köstlin 2017, S. 1285.

6.1.6 Weitere universitäre Fächer

Neben den bereits genannten Universitätsdisziplinen gab es noch weitere Fächer, auf die sich die Folgen der Machtergreifung auswirkten, obgleich sie nicht in gleichem Maße ideologisch instrumentalisiert werden konnten. Die Amerikanistik und Anglistik waren beispielsweise relevant, weil man hoffte, durch diese Fächer Wissen über Großbritannien und die USA gewinnen zu können, das sich außenpolitisch nutzen ließ, nicht zuletzt, weil Hitler zu Beginn des NS-Staates noch auf eine Kooperation mit England hingearbeitet hatte. Zudem sollten die in diesem Fach ausgebildeten Personen das nationalsozialistische Deutschland im Ausland repräsentieren und daher ideologisch zuverlässig sein. Mit Ausbruch des Zweiten Weltkrieges schlug die werbende Haltung des Faches gegenüber den USA und England dann in eine ablehnende um.¹ Bis zum Ende des NS-Staates waren etwa 80 Prozent der Anglisten und Amerikanisten der NSDAP beigetreten, die übrigen waren immerhin Mitglieder im *Nationalsozialistischen Deutschen Dozentenbund* bzw. im *Nationalsozialistischen Lehrerbund*.²

In den Orientalia (Arabistik, Semitistik, Islamwissenschaft, Judaistik) begann mit der Machtergreifung ein Harren der Dinge. Die Fachliteratur ist sich darüber uneinig, wie diese Fächer die Errichtung des NS-Staates aufnahmen: Hanisch schreibt, die meisten Lehrstuhlinhaber hätten zunächst abgewartet, wie sich die Lage entwickeln würde; andere, die bislang keinen Lehrstuhl innehatten, hätten sich jedoch bereit gezeigt, den Anforderungen des neuen Regimes Folge zu leisten, um ihre berufliche Laufbahn zu fördern.³ Hausmann hingegen meint, die meisten Fächer seien in der Hoffnung auf ihre Fortexistenz und Förderung bemüht gewesen, sich als anschlussfähig an die neuen Machthaber zu erweisen.⁴

In jedem Fall kam es auf personalpolitischer Ebene zunächst zu einer Welle an Entlassungen, deren Zahl in den Orientalia überdurchschnittlich höher war als in anderen universitären Fächern. Dies ist nicht zuletzt der Tatsache geschuldet, dass hier viele Wissenschaftler tätig waren, die zu religiösen Minderheiten zählten: So hatten etwa ein Viertel der Lehrstühle Personen inne, die jüdischen Elternhäusern entstammten. Ähnlich gestaltete es sich beim wissenschaftlichen Nachwuchs. Zwar kam es kaum zu Veränderungen im Hinblick auf Forschungstätigkeiten und erforschte Themenbereiche, durch die zahlreichen Entlassungen folgte jedoch eine spürbare geistige Verarmung des Faches.⁵ Nach dem initialen Entlassungsschub gestaltete sich der Umgang mit den einzelnen Orientalia sehr unterschiedlich: Vor 1933 bestanden im Fach Orientalistik gerade einmal 13 Ordinateure, nach 1937 waren es dann 23; dieses Fach war somit ausgebaut worden, wohingegen die Fachvertreter der Judaistik zunächst kaltgestellt wurden und später nur noch außerhalb der Universitäten arbeiten konnten.⁶

Vom gezielten Ausblenden wissenschaftlicher Erkenntnisse blieben auch die Orientalia nicht verschont: Sowohl das *SS-Ahnenerbe* als auch das *Amt Rosenberg* waren bestrebt,

¹ Vgl. Hausmann 2011, S. 582, S. 586, S. 589.

² Vgl. Ackermann 2008, S. 648, S. 658.

³ Vgl. Hanisch 2008, S. 511.

⁴ Vgl. Hausmann 2011, S. 404.

⁵ Vgl. Hanisch 2008, S. 512–514.

⁶ Vgl. Hausmann 2011, S. 403, S. 406–407.

einen Orient ohne Semiten zu rekonstruieren – und wenn sie doch vorkamen, dann nur als Statisten in der Geschichte des Eroberungszuges des Indogermanentums.¹ In gleichem Maße bemühte man sich auch um die „Entsemitisierung“ einzelner Volksgruppen Asiens und Nordafrikas. Zudem kam es auch hier zu einer Instrumentalisierung für die Ziele der Außenpolitik. Als die Nationalsozialisten bis nach Nordafrika und in die asiatischen Teile der UdSSR vorgerückt waren, erlebte die Orientalistik nochmals einen Aufschwung samt massiver Förderung, da orts- und sprachkundige Orientalisten gebraucht wurden.²

Ein Lehrstuhl, der sich der Erforschung der „Judenfrage“ widmen sollte, wurde erst 1944 an der Universität Frankfurt eingerichtet. Geeignete Kandidaten für die Besetzung hatte man bereits gefunden, kriegsbedingt erfolgte diese jedoch nicht mehr. So waren es lediglich Institute außerhalb der Universitäten, die sich bis zum Ende des NS-Staates mit dieser Thematik beschäftigten.³

Das Fach Romanistik war zum Zeitpunkt der Machtübernahme an 25 Universitäten vertreten. Die Studentenzahl belief sich auf etwas mehr als 100. Personalveränderungen gab es auch hier: Bei der ohnehin geringen Anzahl an Professuren bedeutete die Entlassung von insgesamt zehn der 42 Professoren einen erheblichen Einschnitt für das Fach. Bei denen, die übrig blieben, zeigte sich ein ähnliches Bild wie in anderen universitären Fächern: Während nur die wenigsten bereits vor 1933 mit der NSDAP sympathisiert hatten, so traten nun jene bei, die sich einen Vorteil für ihren beruflichen Werdegang versprachen. Abseits davon erfolgte allerdings kaum eine staatliche Einflussnahme auf das Fach. Die einzigen Untersuchungsbereiche, denen eine gewisse ideologische Nähe zum Regime attestiert werden kann, sind die „rassenkundliche“ Literatur- bzw. Sprachwissenschaft sowie die Landnahmeforschung. Zudem wurden die Romanisten ähnlich anderen Philologien ebenfalls für die Propagandaarbeit im Ausland eingesetzt. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges behielten viele einstige Parteigenossen ihre Positionen im Wissenschaftsbetrieb bei. Rückberufungen emigrierter Fachvertreter hingegen erfolgten ohne wirklichen Eifer.⁴

Die Slavistik war im Jahr 1933 mit sechs Instituten vertreten, später kamen noch drei weitere hinzu. Das Fach blieb auch nach der Machtergreifung an den Universitäten präsent, erhielt jedoch keine Förderung. Da es sich bei vielen Studenten des Faches um die Kinder von Emigranten handelte, die Deutschland nun verließen, gingen die Studentenzahlen zurück. Ansonsten zeigt sich ein ähnliches Bild wie in anderen Philologien: Manche begrüßten die Veränderung, andere passten sich an, wurden vertrieben oder kaltge-

¹ Vgl. Hanisch 2008, S. 515–516. Hausmann sieht dies auch damit begründet, dass sich das NS-Regime durch die klare Trennung zwischen „Juden“ und den „restlichen Semiten“, die nicht mit dem „Rassenbann“ belegt wurden, die Unterstützung arabischer Volksgruppen in französischen und britischen Kolonialgebieten versprach, vgl. Hausmann 2011, S. 276–277.

² Vgl. Hausmann 2011, S. 406–407, S. 415.

³ Vgl. Hausmann 2011, S. 282–285.

⁴ Vgl. Kramer 2008, S. 674–676, S. 681, S. 687–688. Die „rassenkundliche“ Literaturwissenschaft arbeitete mit einem Ansatz, nach dem jene romanische Literatur als wertvoll galt, deren Verfasser germanischen Blutes waren – Literatur von nicht-nordischen oder jüdischen Verfassern wurde dagegen als wertlos eingestuft, vgl. ebenda. Die Landnahmeforschung hingegen beschäftigte sich beispielsweise mit der Entstehung der französischen Nation und ihrer Sprache, welche sie auf das Eindringen der Franken in gallisches Gebiet zurückzuführen versuchte, vgl. ebenda, S. 682.

stellt. Zudem war man auch hier bestrebt, aus einer Philologie eine „Slavenkunde“ zu machen. Das Fach war nicht am Kriegseinsatz der Geisteswissenschaften beteiligt.¹

Zum Zeitpunkt der Machtergreifung gab es lediglich zwei Ordinariate für Völkerkunde an deutschen Universitäten (Leipzig und Hamburg). In den folgenden Jahren wurden einige neue eingerichtet, insgesamt zeigte das Regime hier jedoch kein großes Interesse, da sich das Fach vor allem mit den sogenannten Naturvölkern befasste, die für den Nationalsozialismus keine Relevanz besaßen. Ausgenommen davon sind die Kolonialwissenschaften, die Südamerikanistik sowie die Altamerikanistik.²

6.2 Kriegseinsatz der deutschen Geisteswissenschaften

Der Kriegseinsatz der deutschen Geisteswissenschaften (auch *Gemeinschaftswerk* oder *Aktion Ritterbusch* genannt) bezeichnet das Vorhaben, Geisteswissenschaftler in einen „geistigen Feldzug“ gegen die Westmächte (Frankreich, Großbritannien, USA) während des Zweiten Weltkrieges zu führen. Einerseits sollte dem Gegner neben einer militärischen und ökonomisch-technischen so auch eine intellektuelle Niederlage beigebracht werden, andererseits sollten andere Länder dazu bewegt werden, sich von den westlichen Mächten ab- und dem nationalsozialistischen Deutschland zuzuwenden. Zu diesem Zweck wurden deutsche Geisteswissenschaftler angehalten, Publikationen zu verfassen, die den Vorbildcharakter deutscher Ansätze herausstellten oder aber nachwiesen, dass westliche Ideen auf deutschen Ansätzen basierten. Zudem wollte man Deutsch als europäische Verkehrssprache etablieren. Um diese Ziele zu erreichen, sollten sich die Geisteswissenschaftler vor allem mit der geistigen Welt und den Werten des Gegners auseinandersetzen. Parallel dazu sollten aus allen genannten Wissenschaften „deutsche Wissenschaften“ werden, die national verankert, international isoliert und dann weltanschaulich instrumentalisiert werden sollten. Andere Länder sollten analog dazu ihre eigene, ebenfalls national verankerte Forschung betreiben, sofern sie denn „rassisch“ dazu in der Lage wären. Relevante geisteswissenschaftliche Fächer waren hierbei vor allem die Altertumswissenschaften, Anglistik, Geografie, Germanistik, Geschichtswissenschaften, Kunstgeschichte, Philosophie, Romanistik sowie einige Bereiche der Rechtswissenschaften, denen dann verschiedene Aufgaben auferlegt wurden. Später waren auch die Fächer Altamerikanistik, Indogermanistik, Keltistik, Musikwissenschaft, Orientalistik, Psychologie, Ur- und Frühgeschichte, Völkerkunde und Publizistik angehalten, sich zu beteiligen. Hinzukamen noch Personen aus den Fächern Politologie, „Rassenkunde“, Raumforschung und Wirtschaftswissenschaften.³

Die unter dieser Prämisse publizierten Bücher hatten alle eine ähnliche Aufmachung, sodass man sie als zusammengehörig erkennen konnte. Die Auflagen beliefen sich auf 2.000 bis 8.000 Exemplare, eine hohe Zahl für wissenschaftliche Veröffentlichungen, was jedoch nicht zuletzt daran lag, dass ein beträchtlicher Teil der Bücher nationalsozialistischen Einrichtungen geschenkt wurde. Zwischen 1941 und 1944 wurden so 67 verschiedene Titel unter der Beteiligung von mehr als 300 Wissenschaftlern veröffentlicht. Die

¹ Vgl. Hausmann 2011, S. 621–624.

² Vgl. Hausmann 2011, S. 258–259.

³ Vgl. Hausmann 2017, S. 1055–1058. Siehe hierzu auch Hausmann 2007, S. 49–52 sowie Hausmann 2011, S. 84.

behandelten Themen stammten aus zwölf verschiedenen Disziplinen, einige Fachbereiche publizierten dementsprechend nichts. Daneben sind noch einzelne Aufsätze zu nennen.¹

Motivation für die *Aktion Ritterbusch* war unter anderem, dass man dachte, die Wichtigkeit der Geisteswissenschaften im Hinblick auf die Erforschung des Gegners im Ersten Weltkrieg vernachlässigt zu haben. Dadurch sei die Heimatfront geschwächt worden, was wiederum die Niederlage im Ersten Weltkrieg begünstigt habe. Zudem habe man hinsichtlich der Meinungsbildung bei neutralen Nationen nicht genug getan.²

¹ Vgl. Hausmann 2017, S. 1058–1059. Siehe hierzu auch Hausmann 2007, S. 74. Die Disziplinen, in denen publiziert wurde, waren: Altertumswissenschaft, Anglistik, Geografie, Germanistik, Geschichte, Kunstgeschichte, Orientalistik, Philosophie, Romanistik, Rechtswissenschaften, vgl. ebenda, S. 1059. Viele Beiträge konnten später aufgrund der Zerstörung zahlreicher Verlage in Kriegszeiten und den damit einhergehenden Einschränkungen im Druckereibetrieb nicht mehr erscheinen, vgl. Hausmann 2007, S. 62. Während Hausmann von etwa 300 beteiligten Wissenschaftlern ausgeht, spricht Ackermann von etwa 600 Beteiligten, vgl. Ackermann 2008, S. 665 sowie Hausmann 2017, S. 1059.

² Vgl. Hausmann 2011, S. 83.

Teil III. Fallstudien

7. Konstruktionen des Germanischen im Nationalsozialismus: Fallstudien

Nachdem nun die grundlegenden Aspekte der Germanenrezeption beleuchtet wurden, widmet sich Teil III den Konstruktionen des Germanenbildes, die in verschiedenen Printmedien der NS-Zeit in Erscheinung treten. Die ausgewählten Werke bilden dabei das heterogene Spektrum ab, das für die Germanenrezeption charakteristisch ist. Die verschiedenen Rezeptionsansätze stehen dabei nicht isoliert nebeneinander, sondern sie kreuzen und verzweigen sich, sodass hieraus immer wieder neue Germanenbilder hervorgingen.

Letztlich haben alle analysierten Inhalte aber doch zwei Gemeinsamkeiten: Zum einen bewegen sie sich alle in einem Spannungsfeld aus Kontinuitätsvorstellungen und Diskontinuitäten und dienten ganz überwiegend dem Zweck, eine historische Kontinuitätslinie, an deren Anfang die Germanen stehen, bis hin zu den Deutschen des 20. Jahrhunderts zu ziehen; zum anderen verstärkten sie die rassistischen und antisemitischen Impulse zwischen 1933 und 1945.

Ein maßgeblicher Verfechter eines solchen Kontinuitätskonstrukts, das rassistisch und antisemitisch wirkte, war Alfred Rosenberg, dessen *Mythus des 20. Jahrhunderts* nachfolgend als erstes analysiert wird. In diesem Werk geht Rosenberg von einem Ursprung der Arier im Norden aus, bei dem es sich ihm zufolge um das sagenumwobene Atlantis gehandelt haben könnte, welches in der Geschichte der Germanenrezeption wiederholt mit Thule und/oder Island identifiziert wurde.

7.1 Atlantis, Thule, Island – Die Verortung des Ursprungs der „Arier“ im Norden

7.1.1 Thule: Begriffsherkunft und -entwicklung

Beim mythischen Thule handelt es sich der Überlieferung zufolge um eine Insel im hohen Norden. Sie fand vor allem in der antiken Literatur Erwähnung, wobei sie hier als das Ende der bekannten Welt galt. Erstmals wird sie bei Pytheas von Massalia erwähnt, der zwischen 350 und 325 v. Chr. eine Fahrt in den Norden unternahm. Sein Reisebericht mit dem Titel *Peri Okeanou* (zu Dt. *Über das Weltmeer*) ist nach derzeitigem Kenntnisstand nicht erhalten geblieben und lediglich in Zitaten überliefert. Pytheas soll darin Beobachtungen zu Klima, Küstenvölkern und Gezeiten sowie astronomische und kartographische Angaben festgehalten haben.¹ Der Bericht wurde durch eine Formel berühmt, die bei Plinius dem Älteren überliefert ist: *ultima omnium [insularum] Tyle*, was so viel bedeutet wie *Die letzte aller [Inseln ist] Thule*. Aus dieser Formel entwickelte sich schließlich der Topos *Ultima Thule*, der die Grenze des Erdkreises bezeichnete. *Peri Okeanou* war jedoch aufgrund des angegebenen Reisezeitpunktes bereits in der Antike umstritten: Um 500 v. Chr. hatten die Karthager die Meerenge von Gibraltar für Schiffe gesperrt, um sich

¹ Vgl. Kleineberg u.a. 2010, S. 104–105; vgl. See 2006, S. 416. Siehe hierzu auch Hesemann 2012, S. 157 sowie Lund 2001, S. 44.

so das Handelsmonopol im Westen zu sichern, weshalb fraglich bleibt, auf welchem Weg Pytheas in den Norden gelangt sein will.¹

Thule wurde gerade im literarischen Bereich immer wieder rezipiert. Solinus etwa berichtet von einer Insel mit diesen Namen,² während andere, wie Silius Italicus und Rutilus Namatianus, den Begriff als eine Bezeichnung für Britannien verwenden.³ Folgt man wiederum Tacitus, soll eine römische Flotte die Insel Thule bei ihrer Fahrt um den nördlichen Teil Britanniens gesehen haben.⁴ Des Weiteren wird Thule auch bei Pomponius Mela⁵ und Prokop erwähnt: Letzterer erzählt von der dortigen Religion, deren Hauptfest im Winter anlässlich der Rückkehr der Sonne gefeiert würde.⁶ Wesentlich später sollte Rudolf von Sebottendorff⁷ Thule mit Island identifizieren⁸ und die Kultur der Insel zur ältesten des Planeten erklären.⁹ Noch undurchsichtiger wurde die Überlieferung dadurch, dass man Thule gelegentlich mit der mythischen Insel Tylos im Indischen Ozean gleichsetzte.¹⁰

Seither wurden zahlreiche Versuche unternommen, Thule zu lokalisieren, allerdings ist dieses Unterfangen bislang erfolglos geblieben. Nicht nur ist *Peri Okeanou* nicht erhalten geblieben, es liegt auch nahe, dass die überlieferten Aussagen des Pytheas durch spätere Überarbeitungen verfälscht worden sind, nicht zuletzt, weil die Autoren unterschiedliche geografische und astronomische Kenntnisse besaßen.¹¹ In direkter Konsequenz ist Thule mit vielen unterschiedlichen Orten identifiziert worden, so etwa den Shetlandinseln, den Faröer Inseln, Island, Norwegen, Schweden und Finnland. Pytheas gibt zwar an, man brauche von Britannien aus etwa fünf bis sechs Tage, um Thule zu erreichen, dabei handelt es sich aber um einen allgemein gebräuchlichen Topos der antiken Literatur, der insbesondere im Kontext von Seereisen zu sagenumwobenen Zielen gebraucht wird. Auch die Angabe, auf der mythischen Insel herrsche ein halbes Jahr lang Tag und ein halbes Jahr lang Nacht liefert keinen Anhaltspunkt, da schon zu Pytheas Zeiten bekannt war, dass die Tage im Sommer gen Norden immer länger werden. Für seinen Reisebereich zum nördlichsten Punkt der Welt könnte er somit schlichtweg von einem Maximum hin-

¹ Vgl. See 2006, S. 416–417. Siehe hierzu auch Lund 2001, S. 44. Der Topos *Ultima Thule* wird unter anderem bei Vergil, Seneca und Claudianus verwendet, vgl. Kleineberg u.a. 2010, S. 105.

² Vgl. Lund 2001, S. 44.

³ Vgl. Kleineberg u.a. 2010, S. 105.

⁴ Vgl. See 2006, S. 418. Diese Aussage könnte aber auch lediglich dazu gedient haben, das Vordringen der Flotte bis an den Rand der bekannten Welt zu betonen, vgl. ebenda.

⁵ Vgl. Kleineberg u.a. 2010, S. 105.

⁶ Vgl. Sünner 2009, S. 30–31.

⁷ Geboren 1875 in Hoyerswerda. Mitglied des *Germanenordens*. Gründete 1918 die *Thule-Gesellschaft*, die sowohl antisemitische als auch rassistische Konzepte verbreitete. Für diese erwarb er auch den *Münchener Beobachter*, aus dem der *Völkische Beobachter* hervorging. Nach dem Ende der Räterepublik geriet die Führungsriege der Gesellschaft in Konflikt, woraufhin Sebottendorff ihr den Rücken kehrte und in die Türkei ging. Die *Thule-Gesellschaft* verlor daraufhin an Bedeutung. Sebottendorff kehrte 1933 nach Deutschland zurück, hatte jedoch Hitlers Unmut erregt, da er in seinem Buch *Bevor Hitler kam* behauptet hatte, die *Thule-Gesellschaft* sei ein Vorläufer des Nationalsozialismus gewesen. 1934 wurde er abgehoben. Er verstarb 1945; man geht davon aus, dass er nach der Niederlage Deutschlands im Zweiten Weltkrieg Suizid beging. Sein Geburtsname lautete eigentlich Rudolf Glauer, er gab jedoch an, von Baron Heinrich von Sebottendorff adoptiert worden zu sein, vgl. Selig 2009, S. 757–758. Über die Schreibweise seines Nachnamens herrscht Uneinigkeit; hier wird die Schreibweise *Sebottendorff* bevorzugt.

⁸ Vgl. Hesemann 2012, S. 157.

⁹ Vgl. Sünner 2009, S. 31.

¹⁰ Vgl. See 2006, S. 418.

¹¹ Vgl. Kleineberg u.a. 2010, S. 105.

sichtlich des Tag-und-Nachtwechsels ausgegangen sein. Zuletzt liefert auch der Name Thule selbst keine Informationen über die Insel an sich.¹

Die Identifikation von Thule mit Norwegen reicht bereits ins 19. Jahrhundert zurück. Auch einige moderne Ansätze meinen, den mythischen Ort dort lokalisieren zu können, so etwa in der norwegischen Inselgruppe Smøla, Hitra und Frøya im Trondheimer Fjord. Dabei bleibt jedoch unklar, ob Pytheas' Thule konkret die Insel Smøla, die ganze Region der Bucht, ganz Norwegen oder vielleicht gar ganz Skandinavien bezeichnet.² Der Ansatz, dass Thule mit Norwegen identisch sei,³ wird allerdings umso wahrscheinlicher, wenn man hinterfragt, ob Pytheas mit der Bezeichnung Thule wirklich eine Insel gemeint hat: Es ist zu bedenken, dass den antiken Geographen noch nicht bekannt war, dass es sich bei Skandinavien um eine Halbinsel handelt.⁴

Adam von Bremen und Dicuil wiederum identifizieren Thule mit Island, was nach heutigem Kenntnisstand jedoch unwahrscheinlich ist. Dieser Ansatz wurde um 1200 auch von Saxo Grammaticus aufgegriffen, der die Gleichsetzung von *Tyle* und *Tylenses* mit Island allerdings nicht näher erörtert, weshalb diese Identifikation scheinbar selbstverständlich gewesen war. In der nicht-gelehrten altnordischen Literatur hingegen wird der Begriff Thule (bzw. **Pula/Púla*) interessanterweise gar nicht verwendet.⁵ Eine weitere Insel, die man gelegentlich im Norden verortete, und somit ebenfalls mit Skandinavien und letztlich auch mit Thule gleichsetzte, war zudem das mythische Atlantis.⁶

Im 19. Jahrhundert entwickelte sich schließlich das Schlagwort *Auf nach Thule* im völkischen Milieu, das bald auch politisch-ideologisch geprägt war. Im weiteren Verlauf dieser Rezeption wurde Thule dann zur Insel der Treue und zum geistigen Ursprung des Germanentums verklärt. Diese Identifikation gelang, da *Thule* zwar mythisch und alt-ehrwürdig war, aber keine eigene Geschichte besaß, da man es nicht hatte lokalisieren können, sodass es mit beliebigen Inhalten angereichert werden konnte.⁷ Auch im Dritten Reich hatte Thule Konjunktur: So befasste sich etwa Herman Wirth intensiv mit der mythischen Insel und versuchte, Traditionslinien von der Megalithzeit bis in das jüngere Volkstum zu rekonstruieren.⁸ Bestrebungen dieser Art waren häufig darauf gerichtet, auf Thule bzw. Atlantis den Ursprung der „arischen Rasse“ zu verorten – so auch bei Alfred Rosenberg, der sich dieser Ursprungstheorie in seinem *Mythus* gewidmet hat.

¹ Vgl. See 2006, S. 417.

² Vgl. Kleineberg u.a. 2010, S. 105–113.

³ Siehe hierzu etwa Hesemann 2012, S. 157.

⁴ Vgl. Kleineberg u.a. 2010, S. 113.

⁵ Vgl. See 2006, S. 416, S. 419. Siehe hierzu auch Lund 2001, S. 44.

⁶ Vgl. Mees 2006, S. 185.

⁷ Vgl. See 2006, S. 416, 419–420.

⁸ Vgl. Sünner 2009, S. 31.

7.1.2 Alfred Rosenbergs „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“

Der Mythos des 20. Jahrhunderts, der als Alfred Rosenbergs¹ Hauptwerk gilt, ist ein für den damaligen wie heutigen Leser nur schwer zugänglicher Text. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass das Werk zu einem Großteil aus Zitaten und lose aneinander gereihten Ideen ohne erkennbaren roten Faden besteht. Stellenweise tendiert Rosenbergs Text zur Unverständlichkeit, manchmal wirken seine Schilderungen wirr, seine Äußerung lassen jegliche Logik vermissen. Deshalb ist die ideologische Wirkkraft des Buches ebenso schwierig herauszuarbeiten, wie die germanophilen Motive, die es enthält.

Rosenberg kam bereits 1918 nach Deutschland, wo er zunächst in Berlin lebte, schon kurze Zeit später aber nach München zog.² Dort gelangte er durch die Bekanntschaft mit Dietrich Eckart³, dem Herausgeber der Wochenzeitung *Auf gut deutsch*, die vor allem antisemitische Inhalte publizierte, zu seinen ersten Veröffentlichungen. Zudem beschäftigte er sich unter anderem mit jüdischer Geschichte, ein Interesse, das wahrscheinlich auf die Lektüre Chamberlains zurückgeht,⁴ die einen entscheidenden Einfluss auf den jungen Rosenberg ausübte. Darüber hinaus soll er schon früh germanische Sagen gelesen haben.⁵ In München, wo der Antisemitismus schon länger Fuß gefasst hatte,⁶ besuchte Rosenberg dann auch antisemitische Vorträge der DAP.⁷ Hier kam es 1919 erstmals zum Kontakt mit Adolf Hitler, der sich kurz zuvor selbst der DAP angeschlossen hatte.⁸ Rosenberg sollte ebenfalls nur wenig später Mitglied werden.⁹ Bald darauf entstand die

¹ Geboren am 12. Januar 1893 in Reval, dem heutigen Tallinn (Bärsch gibt an, Rosenberg sei erst einen Tag später geboren worden – möglicherweise handelt es sich dabei um einen Tippfehler, vgl. Bärsch 2002, S. 198). Entstamme einer gut situierten bürgerlichen Familie mit deutschem Hintergrund. Nach dem Abschluss der Oberrealschule im Jahr 1910 studierte Rosenberg Architektur an der *Technischen Universität Riga*. Das Examen musste er jedoch in Moskau ablegen, da die Universität nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges dorthin evakuiert worden war; darüber, ob er den Abschluss dann 1917 oder 1918 erhielt, ist sich die Forschungsliteratur uneinig. Die Mehrheit scheint jedoch für das Jahr 1918 zu plädieren. 1915 heiratete er seine Frau Hilda, die er bereits während der Schulzeit kennengelernt hatte. Die Ehe wurde 1923 geschieden. Rosenberg heiratete jedoch zwei Jahre später erneut. Aus dieser Ehe ging eine Tochter hervor, vgl. Bärsch 2002, S. 198; vgl. Baumgärtner 1977, S. 6, S. 8; vgl. Bollmus 1970, S. 17–18; vgl. Bollmus 1989, S. 223; vgl. Lange/Schenck 1947, S. 23, S. 27, S. 43, S. 83; vgl. Molau 1993, S. 18, S. 20–21; vgl. Piper 2005, S. 19–20, S. 24–26, S. 81; vgl. Schaller 2002, S. 100

² Vgl. Baumgärtner 1977, S. 9; vgl. Bollmus 1970, S. 18; vgl. Lang/Schenck 1947, S. 43; vgl. Molau 1993, S. 22; vgl. Piper 2005, S. 29.

³ Geboren 1868 in Neumarkt, Oberpfalz. Brach 1891 sein Medizinstudium ab. Ab 1899 tätig als Schriftsteller, Journalist, Werbetexter, Literatur- und Theaterkritiker. Lebte ab 1915 in München. Gründer des *Hoheneichen-Verlages*, publizierte rechtsextremes Schrifttum. Gab die Zeitschrift *Auf gut deutsch* zwischen 1918 und 1921 heraus, danach tätig als Hauptschriftleiter des *Völkischen Beobachters*. Ab 1919 Kontakt zu Adolf Hitler. Wurde aufgrund seiner Teilnahme am Hitler-Putsch 1923 inhaftiert, noch im gleichen Jahr jedoch aus gesundheitlichen Gründen wieder entlassen. Wurde vor allem durch seine Nachdichtung von Henrik Ibsens *Peer Gynt* bekannt, in welcher er den Inhalt des Werkes ins Gegenteil umkehrt. Zudem Autor diverser Gedichte, Novellen, Romane und Theaterstücke. Diese wurden während des NS-Regimes teilweise aufgeführt. Klee bezeichnet ihn als radikal nationalistisch und antisemitisch, was sich in *Auf gut deutsch* niederschlug, vgl. Hartmann u.a. 2016, S. 1895; vgl. Klee 2021, S. 125; vgl. Noller 1959, S. 284.

⁴ Vgl. Molau 1993, S. 20–23.

⁵ Vgl. Iber 1987, S. 33.

⁶ Vgl. Piper 2005, S. 38.

⁷ Vgl. Baumgärtner 1977, S. 11.

⁸ Vgl. Piper 2005, S. 44.

⁹ Vgl. Bärsch 2002, S. 199.

NSDAP, welche im Jahr 1920 den *Franz-Eher-Verlag* samt dem *Völkischen Beobachter* erwarb. Das Blatt war radikal antisemitisch ausgerichtet und bereits Gegenstand von Verbotsbestimmungen gewesen.¹ Unter Max Amann arbeiteten daraufhin sowohl Eckart als auch Rosenberg für die Zeitung, deren Schriftleitung Rosenberg im Jahr 1923 übernehmen sollte.²

Rosenberg gehörte zu den Teilnehmern des Marschs auf die Feldherrnhalle, in dessen Folge Hitler inhaftiert wurde. Er ernannte Rosenberg deshalb zum Parteivorsitzenden der NSDAP und übertrug ihm die Aufgabe, die Partei während Hitlers Festungshaft zu leiten. Dies gestaltete sich jedoch schwierig, da es ihm kaum möglich war, eine einheitliche Linie unter den Parteimitgliedern zu etablieren. Als er dann noch erfuhr, dass Hitler seine Widersacher Hanfstaengl, Esser und Lüdecke im Gefängnis empfangen hatte, bat er darum, von seiner Verantwortung enthoben zu werden,³ woraufhin er sich 1924 zunächst aus allen Parteigeschäften zurückzog. Es gelang Hitler jedoch bald, ihn erneut für die Sache zu gewinnen: Ab 1926 erschien Rosenberg wieder im Impressum des *Völkischen Beobachters*. Hier blieb er bis 1937 Hauptschriftleiter und anschließend noch bis zum Ende des Dritten Reiches Herausgeber.⁴ 1933 wurde er zudem in das neugegründete *Außenpolitische Amt* der NSDAP berufen und neben anderen führenden Anhängern der Bewegung zum *Reichsleiter* ernannt.⁵ Ab 1934 fiel ihm die Aufgabe zu, die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP zu überwachen.⁶ 1939 wurde er darüber hinaus mit der Errichtung eines *Instituts zur Erforschung der Judenfrage* betraut, welches zum Ziel haben sollte, alle Bibliotheken, Archive und Kunstsammlungen in jüdischem Besitz zu plündern.⁷ Ab 1940 wurde er dann nicht nur zum *Beauftragten des Führers zur Sicherung der nationalsozialistischen Weltanschauung* ernannt,⁸ sondern war mit dem *Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg* auch für die Verschleppung von Kunstgegenständen aus Gebieten unter nationalsozialistischer Besatzung verantwortlich.⁹ Zudem erhielt er den lang ersehnten Gründungsauftrag für die von ihm geplante *Hohe Schule*, eine nationalsozialistisch ausgerichtete Universität.¹⁰ Zuletzt wurde Rosenberg 1941 *Minister für die besetzten Ostgebiete*,¹¹ auf welche die Aktivitäten des *Einsatzstabes* ebenfalls ausgedehnt wurden.¹²

¹ Vgl. Piper 2005, S. 80–81. Siehe hierzu auch Baumgärtner 1977, S. 11.

² Vgl. Bärsch 2002, S. 199; vgl. Baumgärtner 1977, S. 11; vgl. Bollmus 1970, S. 19; vgl. Bollmus 1989, S. 224; vgl. Molau 1993, S. 2; vgl. Piper 2005, S. 81

³ Vgl. Baumgärtner 1977, S. 12; vgl. Bollmus 1970, S. 19; vgl. Bollmus 1989, S. 224; vgl. Molau 1993, S. 24–26. Siehe hierzu auch Bärsch 2002, S. 200 sowie Piper 2005, S. 97.

⁴ Vgl. Bollmus 1989, S. 224. Siehe hierzu auch Bärsch 2002, S. 199 sowie Bollmus 1970, S. 19 und Molau 1993, S. 27.

⁵ Vgl. Bollmus 1970, S. 19–20; vgl. Molau 1993, S. 29; vgl. Schaller 2002, S. 13. Siehe hierzu auch Heller/Maegerle 1995, S. 51.

⁶ Vgl. Bärsch 2002, S. 200; vgl. Bollmus 1970, S. 20; vgl. Heller/Maegerle 1995, S. 51; vgl. Molau 1993, S. 30; vgl. Schaller 2002, S. 13, S. 73, S. 100; vgl. See, 1994, S. 308.

⁷ Vgl. Schaller 2002, S. 100.

⁸ Vgl. Bärsch 2002, S. 200.

⁹ Vgl. Bollmus 1970, S. 20; vgl. Kater 1997, S. 295; vgl. Molau 1993, S. 30; vgl. Schaller 2002, S. 100.

¹⁰ Vgl. Schaller 2002, S. 100.

¹¹ Vgl. Baumgärtner 1977, S. 22; vgl. Bollmus 1970, S. 20; vgl. Kater 1997, S. 294; vgl. Molau 1993, S. 30; vgl. Schaller 2002, S. 13, S. 100.

¹² Vgl. Kater 1997, S. 295.

Privat pflegte Rosenberg Verbindungen zu völkisch-germanischen Glaubensgemeinschaften. So stand er etwa der *Thule-Gesellschaft*, einem Ableger des *Germanenordens*, nahe.¹ Der *Germanenorden* war bereits 1912 gegründet worden² und beschäftigte sich unter anderem mit „Rassenkunde“. Seine Ziele bestanden darin, gegen Internationalismus, Judentum und „Undeutsches“ vorzugehen.³ 1918 gründete dann der Okkultist und Astrologe Rudolf von Sebottendorff eine Münchner Loge des *Germanenordens* mit dem Namen *Thule-Gesellschaft*, in welcher er die Ideen Guido von Lists weiterführte.⁴ Als ihr Symbol wurde das Hakenkreuz vom *Germanenorden* übernommen, allerdings positionierte man vor diesem noch ein Schwert.⁵ Die *Thule-Gesellschaft* fand vor allem Zulauf aus dem arrivierten Bürgertum, wollte aber auch die Arbeiterschaft erreichen.⁶ Mitglieder mussten, entsprechend den Regeln des *Germanenordens*, einen „Ariernachweis“ über mindestens drei Generationen hinweg vorlegen können⁷ sowie blonde bis dunkelbraune Haare und blaue, graue oder hellbraune Augen haben. Doch selbst, wenn diese Kriterien erfüllt waren, behielt man es sich vor, „entartete“, „erblich belastete“ und auch schlicht unsympathische Menschen abzulehnen. Hielt man ein potenzielles Mitglied jedoch für grundsätzlich würdig, so wurde es einem Initiationsritus unterzogen, der stark an jene der Freimaurer erinnerte, allerdings „germanisch“ umgestaltet war: So waren neben einem Meister auch zwei Ritter mit Schwertern anwesend, ebenso wie ein Schatzmeister, Schriftführer, Herold, Barde und Zeremonienmeister. Teil der Zeremonie waren dann unter anderem das Singen des *Pilgerchors* aus der Wagner-Oper *Tannhäuser*, das Hakenkreuzzeichen, ein „Wotans Speer“ und Waldelfen. Schon ein Jahr nach ihrer Gründung soll die *Thule-Gesellschaft* um die 1.500 Mitglieder gehabt haben, weshalb es bald nicht mehr möglich war, in Privaträumen zusammenzukommen, und sich nun im Münchner Hotel *Vier Jahreszeiten* getroffen wurde. Um jedoch den wahren Charakter der Gesellschaft zu verschleiern, benannte Sebottendorff sie in *Thule-Gesellschaft zur Erforschung deutscher Geschichte und Förderung deutscher Art* um. Den regen Zulauf verdankte die Gesellschaft vor allem einer Esoterikwelle, die nach dem Ersten Weltkrieg einsetzte.⁸

Ziel der *Thule-Gesellschaft* war es, das „Germanische“ in all seinen Facetten zu erforschen.⁹ Zugleich sollte, wie beim *Germanenorden*, alles „Undeutsche, Internationale und Jüdische im Deutschen“ bekämpft¹⁰ und die „arische Rasse“ gepflegt werden.¹¹ Letzteres sollte unter anderem durch Eheanbahnungen erreicht werden, da auch Frauen in den Freundschaftsgrad des Ordens aufgenommen werden konnten. Zudem sollten Erfahrungen, die aus dem Tier- und Pflanzenreich gewonnen wurden, auf den Menschen übertragen werden, um zu beweisen, dass der Hauptgrund für Krankheiten in der „Ras-

¹ Vgl. Lund 1995, S. 14; vgl. Piper 2005, S. 45; vgl. Sünner 2009, S. 22. Siehe hierzu auch Heller/Maegerle 1995, S. 49.

² Vgl. Hesemann 2012, S. 151; vgl. Lund 1995, S. 14; vgl. Piper 2005, S. 46.

³ Vgl. Lund 1995, S. 14; vgl. Piper 2005, S. 46.

⁴ Vgl. Sünner 2009, S. 22.

⁵ Vgl. Hesemann 2012, S. 153–154. Siehe hierzu auch Lund 1995, S. 14.

⁶ Vgl. Piper 2005, S. 46.

⁷ Vgl. Heller/Maegerle 1995, S. 32; vgl. Lund 1995, S. 14; vgl. Piper 2005, S. 46.

⁸ Vgl. Hesemann 2012, S. 152–154, S. 159. Siehe hierzu auch Heller/Maegerle 1995, S. 33.

⁹ Vgl. Piper 2005, S. 46.

¹⁰ Vgl. Heller/Maegerle 1995, S. 32.

¹¹ Vgl. Lang/Schenck 1947, S. 56.

senvermischung“ zu suchen sei.¹ Darüber hinaus war außerdem die Begründung des „gnostischen Wotanismus“ geplant, einer neuen Religion, bei der der Allvater Wotan die Stelle des christlichen Schöpfergottes einnehmen sollte. Ausschlaggebend hierfür war die Annahme, dass das Christentum mit seiner Lehre von der Gleichheit aller Menschen eine „Schwächung“ eben dieser Menschen herbeiführen würde.² Zuletzt hatte die Gesellschaft vor, einen Zusammenschluss aller „germanischen Völker“ anzubahnen.³ Um das Gedankengut der Gesellschaft in die Welt hinauszutragen, gründete Sebottendorff die Zeitschrift *Runen*.⁴ Nachdem die Räterepublik niedergeschlagen worden war, verlor die *Thule-Gesellschaft* jedoch alsbald an Bedeutung. Zum Schluss hatte der Verein nicht einmal mehr zwanzig Mitglieder.⁵ 1930 wurde er aus dem Vereinsregister gelöscht.⁶

Eine weitere Vereinigung, zu der Rosenberg Verbindungen hatte, war die *Nordische Gesellschaft*, die bereits 1921 in Lübeck gegründet wurde.⁷ Somit handelte es sich bei ihr ursprünglich nicht um eine nationalsozialistische Einrichtung.⁸ Die Vorstellung von einer nordischen Gemeinschaft florierte jedoch in der NS-Zeit und schlug sich schließlich im Begriff des *Nordischen Gedanken* nieder.⁹ Ein Maßnahme, die dem Erreichen dieses Traumes dienen sollte, war die Pflege deutsch-nordischer Beziehungen,¹⁰ zu deren Zweck die *Nordische Gesellschaft* schließlich gleichgeschaltet wurde. Sie war von großer Bedeutung für die Stadt Lübeck, weil sie die Kultur- und Handelsbeziehungen zu Skandinavien fördern sollte, weshalb sie auch von Handels- und Industrieunternehmen unterstützt wurde.¹¹ Man organisierte Ausstellungen, lud Persönlichkeiten aus den skandinavischen Ländern zu Vorträgen ein, veranstaltete deutsch-nordische Tagungen, Filmvorführungen, Konzerte und förderte auch den Skandinavien-Tourismus.¹² War die *Nordische Gesellschaft* bis 1933 weitestgehend wirtschaftlich unabhängig gewesen,¹³ so wurde sie im Zuge ihrer Gleichschaltung der *APA* unterstellt.¹⁴ Der bisherige Sekretariatsleiter der Gesellschaft, Ernst Timm, blieb allerdings weiterhin im Amt und wurde zu-

¹ Vgl. Heller/Maegerle 1995, S. 32.

² Vgl. Hessemann 2012, S. 159.

³ Vgl. Heller/Maegerle 1995, S. 32.

⁴ Vgl. Hessemann 2012, S. 154–155.

⁵ Vgl. Piper 2005, S. 46.

⁶ Vgl. Heller/Maegerle 1995, S. 39; vgl. Hessemann 2012, S. 164. Bis vor kurzem existierte ein Nachfolger der *Thule-Gesellschaft*, der von sich behauptete, frei von rassistischem Gedankengut zu sein, wie dem sogenannten „Thule-Manifest“ auf der Internetseite des Vereins entnommen werden konnte. Inzwischen scheint die Webpräsenz der Gesellschaft jedoch abgeschaltet worden zu sein, da man nur noch auf eine Art Titelseite gelangt, vgl. <http://www.thule-gesellschaft.org/> [zuletzt aufgerufen am 11. Juli 2024]. Auch die Facebook-Seite der Gesellschaft führt seit 2019 keine neuen Einträge mehr, vgl. <https://www.facebook.com/profile.php?id=100067125877635> [zuletzt aufgerufen am 11. Juli 2024]. Ein weiterer Verein, der Bezug auf die einstige *Thule-Gesellschaft* nahm, ist das *Thule-Seminar*, dessen Webpräsenz zwischenzeitlich jedoch ebenfalls abgeschaltet wurde, vgl. <http://www.thule-seminar.org/> [zuletzt aufgerufen am 11. Juli 2024].

⁷ Vgl. Almgren u.a. 2008, S. 14; vgl. Baumgärtner 1977, S. 17; vgl. Jacobsen 1968, S. 484; vgl. Piper 2005, S. 275.

⁸ Vgl. Jacobsen 1968, S. 484; vgl. Piper 2005, S. 275.

⁹ Vgl. Almgren u.a. 2008, S. 12.

¹⁰ Vgl. Jacobsen 1968, S. 484; vgl. Piper 2005, S. 275.

¹¹ Vgl. Almgren u.a. 2008, S. 12, S. 14.

¹² Vgl. Almgren u.a. 2008, S. 17–18; vgl. Baumgärtner 1977, S. 17; vgl. Jacobsen 1968, S. 484.

¹³ Vgl. Jacobsen 1968, S. 484.

¹⁴ Vgl. Almgren u.a. 2008, S. 19–20; vgl. Jacobsen 1968, S. 484–485.

dem zum Reichsgeschäftsführer ernannt.¹ Allerdings wurde ein sogenannter *Großer Rat* eingerichtet,² dem unter anderem Rosenberg als Schirmherr der Gesellschaft³ angehörte.⁴ Für ihn stellte die *Nordische Gesellschaft* das ideale Mittel dar, um den *Nordischen Gedanken* auch über Deutschlands Grenzen hinaus zu verbreiten.⁵

Die konkreten Ziele, die mit Hilfe der *Nordischen Gesellschaft* erreicht werden sollten, waren mannigfaltig, wobei die Förderung der deutsch-skandinavischen Freundschaftsbeziehungen stets im Mittelpunkt stand: Das deutsche Volk sollte über die Bedeutung des nordischen Raumes unterrichtet werden, etwa durch Kontore, die die Bevölkerung mit dem *Nordischen Gedanken* vertraut machen sollten, aber auch durch die Errichtung der *HJ-Gebietsführerschule Nordmark* sowie Schulungslager für den *NS-Studentenbund*. Zudem wurde geplant, skandinavische Sprachen und germanische Mythologie stärker im Schulunterricht zu vermitteln.⁶ Parallel dazu versuchte man, in Skandinavien die Akzeptanz für die Veränderungen auf deutschem Boden zu fördern. In der vereins-eigenen Zeitschrift *Der Norden* wurden laufend Artikel zu aktuellen Themen veröffentlicht, während die ebenfalls zur *Nordischen Gesellschaft* gehörende Zeitschrift *Die Rasse* den *Nordischen Gedanken* in Deutschland verbreiten sollte, wobei sie sich thematisch vor allem auf „rassenbiologische“ Fragen, geopolitische Probleme und die Verbindung von „Rasse“ und Kultur fokussierte.⁷ Darüber hinaus wurden bedeutende Persönlichkeiten geehrt und Stätten deutsch-nordischer Zusammenarbeit errichtet.⁸ Zudem fand einmal jährlich eine Reichstagung in Lübeck statt. Rosenberg propagierte hier wiederholt ein gedankliches Konstrukt, nach dem die Staatengründung und Neuschöpfung Europas auf den Tatendrang und die Leistungen der Wikinger zurückzuführen seien. Doch so sehr die „nordische Schicksalsgemeinschaft“ auch beschworen wurde, das Bild, das die Skandinavier von Deutschland hatten, besserte sich kaum. Die Konzentrationslager und der Holocaust machten den Unrechtscharakter des „Blut-und-Boden-Regimes“ nur allzu deutlich, während zugleich die Befürchtung wuchs, dass das kulturelle Interesse Deutschlands an den skandinavischen Ländern vor allem darauf gerichtet sein könnte, im Norden Provinzen schaffen zu wollen. Daneben bestand die Angst, nationalsozialistisches Gedankengut könne auch auf faschistische Bewegungen in Skandinavien übergreifen.⁹

Die Abneigung gegen Deutschland ging schließlich so weit, dass die skandinavischen Diplomaten der Reichstagung der *Nordischen Gesellschaft* im Jahr 1936 fernblieben. Auch das Medienecho erlaubt Rückschlüsse auf die Haltung der Skandinavier: Bertil Svahnström beispielsweise schreibt im *Svenska Dagbladet*, der *Nordische Gedanke* existiere aus Sicht der Skandinavier nicht, weshalb es sich um einen rein deutschen

¹ Vgl. Almgren u.a. 2008, S. 21; vgl. Piper 2005, S. 275.

² Vgl. Jacobsen 1968, S. 486; vgl. Piper 2005, S. 275.

³ Vgl. Almgren u.a. 2008, S. 20.

⁴ Vgl. Piper 2005, S. 275.

⁵ Vgl. Baumgärtner 1977, S. 18; vgl. Jacobsen 1968, S. 483.

⁶ Vgl. Baumgärtner 1977, S. 18; vgl. Jacobsen 1968, S. 487.

⁷ Vgl. Almgren u.a. 2008, S. 23, S. 27–28. Siehe hierzu auch Baumgärtner 1977, S. 18 sowie Jacobsen 1968, S. 487 und Piper 2005, S. 277.

⁸ Vgl. Baumgärtner 1977, S. 18.

⁹ Vgl. Jacobsen 1968, S. 489–491, S. 494. Siehe hierzu auch Almgren u.a. 2008, S. 24.

Gedanken handle.¹ So hatte es auch schon der finnische Schriftsteller Olavi Paavolainen formuliert; er wies außerdem darauf hin, dass gerade die Finnen – welche von den Deutschen ja zu den Nordländern gerechnet wurden – nicht von der Überlegenheit der „germanischen Rasse“ profitieren würden, waren sie doch finno-ugrisch und nicht germanisch.² Derlei Aussagen fanden Unterstützung durch zahlreiche weitere Journalisten, die gegen den Begriff des Nordischen argumentierten: Würde man auf sprachlicher Ebene *nordisch* mit *germanisch* gleichsetzen, so wäre die Einbeziehung Finnlands, dessen Sprache finno-ugrisch ist, widersinnig. Würde man wiederum vom geografischen Blickwinkel ausgehen, und wäre *nordisch* demnach gleichbedeutend mit *skandinavisch*, so zählten die Deutschen nach dieser Definition selbst nicht dazu.³

Die *Nordische Gesellschaft* florierte bis ins Jahr 1938 hinein. Nach dem Unfalltod des Abteilungsleiters Thilo von Trotha und der Ernennung Joachim von Ribbentrops⁴ zum Reichsaußenminister begann allerdings ihr Abstieg. Schließlich zogen Goebbels *Nordische Verbindungsstelle* und das *Auswärtige Amt* den skandinavischen Aufgabenbereich von der *Nordischen Gesellschaft* ab. Während des Zweiten Weltkriegs ging die Gesellschaft dann in der Bedeutungslosigkeit unter.⁵

Rosenberg hegte somit ein Interesse am skandinavischen Raum sowie seiner Geschichte und Kultur, welches sich dann auch in seinem Werk *Der Mythos des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit* niederschlug.⁶ Der Titel erinnert an Chamberlains *Grundlagen des 19. Jahrhunderts*, war Rosenberg doch ein großer Bewunderer des Briten.⁷ Der Text beinhaltet insgesamt nur wenige zeitgenössische Motive und Denkmuster, die sich nicht auch in anderen Publikationen finden lassen. *Der Mythos* sticht jedoch deshalb heraus, weil Rosenberg hier eine für die nationalsozialistische Ideologie verbindliche Zusammenfassung der Motive erstellt hat.⁸

¹ Der Originalartikel hat sich nicht ermitteln lassen.

² Vgl. Almgren u.a. 2008, S. 13, S. 34, S. 37–39.

Siehe hierzu auch Piper 2005, S. 281. Olavi Paavolainen schreibt konkret (Paavolainen 2022, S. 82–83): „Der „Nordische Gedanke“ ist aber eine so klare deutsche Erfindung, dass alle Skandinavier und wir Finnen uns dazu eher mit erstaunender Dankbarkeit als mit unmittelbarer Begeisterung verhalten.

Der Gedanke ist an sich eine großartige Anerkennung unserer Länder; man sollte ja auch seine praktische Bedeutung für den Abschluss kultureller Verbindungen nicht unterschätzen. Ich glaube trotzdem, dass Stenius und ich die Beziehung der skandinavischen Schriftsteller zum „Nordischen Gedanken“ einmal ungefähr richtig ausgelegt haben, als wir uns [...] zu einem nächtlichen, echt finnischen Saufgelage verleiten ließen. Nachdem wir [...] noch eine ganze Flasche Kümmel geleert hatten, kamen wir [...] zu dem Schluss, dass der ganze „Nordische Gedanke“ nur in dem Falle brauchbar ist, wenn zu seinem Kreis nur die Nordländer gehören ...“

³ Vgl. Jacobsen 1968, S. 491. Siehe ausführlicher zu dieser Presse-Fehde Rothstein [o. J.]. [zuletzt aufgerufen am 11. Juli 2024].

⁴ 1893 in Wesel geboren. Erhielt den Adelstitel 1925 durch Adoption von einer Tante. Beitritt zur NSDAP 1932. SS-Obergruppenführer und außenpolitischer Berater Hitlers. 1936 als Botschafter in London tätig. Reichsaußenminister 1938. 1946 Verurteilung als Hauptkriegsverbrecher und Hinrichtung, vgl. Klee 2021, S. 494.

⁵ Vgl. Almgren u.a. 2008, S. 40, S. 48–49. Siehe hierzu auch Baumgärtner 1977, S. 18.

⁶ Vgl. Heller/Maegerle 1995, S. 50; vgl. Lund 1995, S. 21; vgl. See 1994, S. 308.

⁷ Vgl. Baumgärtner 1977, S. 42; vgl. Châtellier 2001, S. 184; vgl. Piper 2005, S. 188; vgl. Piper 2012, S. 339; vgl. Schaller 2002, S. 12. Rosenberg gab an, *Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts* bereits mit 15 Jahren gelesen zu haben, was die Wissenschaft jedoch bezweifelt, vgl. Mathieu 1997, S. 195.

⁸ Vgl. Heller/Maegerle 1995, S. 50.

Der *Mythus des 20. Jahrhunderts* besteht aus insgesamt drei Büchern: *Das Ringen der Werte*, *Das Wesen der germanischen Kunst* und *Das kommende Reich*.¹ Die Vorarbeiten für das Werk begannen wahrscheinlich bereits 1919,² fertig war es dann vermutlich schon um 1925, es erschien jedoch erst 1930 im *Hoheneichen-Verlag*.³ Was die Aufmachung des Buches anbelangt, so lässt sich über die Jahre hinweg eine ähnliche gestalterische Entwicklung verzeichnen wie bei Hitlers *Mein Kampf*: Wurde der *Mythus* anfangs noch im Großformat herausgegeben, erschien er später als kleinere, blaue Ausgabe. Das Buch verkaufte sich zwar häufig, die Forschung geht allerdings davon aus, dass es nur relativ selten auch gelesen wurde.⁴ Theologen befassten sich vor allem deshalb mit dem Text, weil er sich gegen das Christentum aussprach, während er bei nationalsozialistischen Ideologen wahrscheinlich vor allem rezipiert wurde, um sich ein geeignetes Arsenal an Schlagwörtern zurechtzulegen.⁵ Insgesamt war die Resonanz jedoch eher gering, auch im Hinblick auf Buchbesprechungen: Diese erschienen lediglich in einschlägigen Zeitschriften, etwa in *Die Sonne. Monatsschrift für nordische Weltanschauung und Lebensgestaltung*, *Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie*, *Ringendes Deutschtum* oder *Ruf und Rüstung: Nordische Blätter*.⁶ Auch nahm der *Mythus* kaum Einfluss auf die zeitgenössische wissenschaftliche Literatur,⁷ weshalb Rosenbergs Darstellungen im Vorwort zur dritten Auflage als übertrieben zu bewerten sind: Dort behauptet er, das Buch habe nicht nur heftige Reaktionen von Seiten der evangelischen Kirche hervorgerufen, sondern auch den Mittelpunkt unzähliger Debatten gebildet. Dabei waren bis zum Oktober 1931 gerade einmal zwei Auflagen des *Mythus* verkauft worden: Die erste umfasste 2.995 Exemplare, die zweite nicht mehr als 5.000. Auseinandersetzungen mit dem Buch erfolgten bis 1933 demnach kaum.⁸ In den darauffolgenden Jahren stieg der Absatz dann jedoch beträchtlich an, sodass der Text 1939 bereits in der 139. Auflage erschien⁹ und bis 1944 über eine Million Mal verkauft wurde. Sicherlich trug aber der Umstand, dass der *Mythus* zu allen denkbaren Anlässen von Parteistellen verschenkt wurde, zu den hohen Verkaufszahlen bei.¹⁰

Selbst bei der nationalsozialistischen Elite fand der *Mythus des 20. Jahrhunderts* jedoch nur wenig Anklang: Joseph Goebbels soll das Buch beispielsweise als „ideologischen Rülpsen“ bezeichnet haben.¹¹ Dafür, dass der *Mythus* kritisch betrachtet wurde, spricht auch, dass das Buch nicht im *Franz-Eher-Verlag* erschien, sondern lediglich von diesem beworben wurde, wohingegen Rosenbergs Reden und Aufsätze vom Zentralverlag der NSDAP publiziert wurden. Rosenberg hing dennoch zeitlebens der Illusion an, mit seinem Buch ein sehr wichtiges und viel gelesenes Werk geschaffen zu haben, das in der nationalsozialistischen Bewegung einen hohen Stellenwert innehatte. Er realisier-

¹ Vgl. Rosenberg 1940. Siehe hierzu auch Bärsch 2002, S. 207 sowie Baumgärtner 1977, S. 56 und Molau 1993, S. 91.

² Vgl. Mathieu 1997, S. 179.

³ Vgl. Baumgärtner 1977, S. 53, S. 73. Siehe hierzu auch Piper 2005, S. 183 sowie Schaller 2002, S. 13.

⁴ Vgl. See 1994, S. 308.

⁵ Vgl. Lang/Schenck 1947, S. 95.

⁶ Vgl. Piper 2005, S. 180–181.

⁷ Vgl. Bollmus 1970, S. 26.

⁸ Vgl. Iber 1987, S. 40.

⁹ Vgl. Schaller 2002, S. 12.

¹⁰ Vgl. Bollmus 1970, S. 26. Siehe hierzu auch Bärsch 2002, S. 197 sowie Lang/Schenck 1947, S. 95.

¹¹ Vgl. Bleuel 1972, S. 244.

te erst im Zuge der Nürnberger Prozesse, dass weder die dort anwesenden Parteiführer noch die Minister seinen *Mythus* je gelesen hatten.¹

Rosenberg geht in seinem Werk davon aus, dass es einst ein vorgeschichtliches Kulturzentrum gegeben habe, das im Atlantik lag,² war sich jedoch bewusst, dass diese Hypothese schwer zu halten war.³ Er fährt fort, zu erklären, dass dies der Ort sei, an dem eine schöpferisch begabte „Rasse“ eine herausragende Kultur schuf, die durch ihre Kinder, die Seefahrer und Krieger gewesen seien, in die Welt hinausgetragen wurde. Dementsprechend seien die Mythen um das sagenhafte Atlantis nun in neuem Licht zu betrachten, da denkbar wäre, dass dieses im atlantischen Ozean gelegene „rassische Kulturzentrum“ möglicherweise mit Atlantis identisch sein könnte. Er fügt außerdem hinzu, dass von diesem Kulturzentrum auch dann auszugehen sei, wenn sich seine Identifikation mit Atlantis nicht bestätigen ließe.⁴ In einem späteren Teil des Textes beruft er sich dann auf wissenschaftliche Erkenntnisse, denen zufolge zwischen Nordamerika und Europa einmal trockenes Land existiert habe:⁵

Hinzu ist die Geologie gekommen, die imstande ist, heute die Landkarten von Zehntausenden von Jahren vor unserer Zeitrechnung zu zeichnen. [...] Die Erderforscher zeichnen uns Festlandblöcke zwischen Nordamerika und Europa, deren Überreste wir noch heute in Grönland und Island erblicken. [...] sie machen wahrscheinlich, daß der Nordpol eine Wanderung gemacht, daß in der heutigen Arktis ein viel milderes Klima geherrscht hat.⁶

Als Folge des Untergangs des nordischen Kulturzentrums seien dann „atlantische Arier“ nach Europa und in den Mittelmeerraum abgewandert, wo sie sich niedergelassen hätten. Auf diese Siedler seien die später herrschenden Eliten zurückzuführen, wofür er etwa einen Beweis in der Existenz blonder und blauäugiger Personen in Nordafrika sieht.⁷ Zudem meint er, Belege für diese Hypothese fänden sich bereits in den Bilddarstellungen des Alten Ägyptens:

Um 2400 v. Chr. treten dann Reliefs von Menschen auf mit heller Haut, rot-blonden Haaren und blauen Augen, jene „blonden Libyer“, von denen Pausanias später berichtet. In den Grabmälern von Theben finden wir die „vier Rassen“ Ägyptens abgebildet: Asiaten, Negriten, Libyer, Ägypter. Die letzteren werden rot gezeichnet, die Libyer dagegen stets mit blauen Augen, bärtig und von weißer Hautfarbe [...] Das alles sind rassische Denkmäler einer uralten nordischen Überlieferung Nordafrikas.⁸

Zwar trifft es zu, dass Personen in den Bilddenkmälern des Alten Ägypten je nach ihrer Herkunft unter Verwendung verschiedener Hautfarben dargestellt wurden (Nubier

¹ Vgl. Bollmus 1970, S. 26.

² Vgl. Rosenberg 1940, S. 24. Siehe hierzu auch Sünner 2009, S. 34.

³ Vgl. Piper 2005, S. 202.

⁴ Vgl. Rosenberg 1940, S. 24. Siehe hierzu auch Sünner 2009, S. 34.

⁵ Vgl. Godwin 2014, S. 171.

⁶ Rosenberg 1940, S. 24.

⁷ Vgl. Godwin 2014, S. 171; vgl. Heller/Maegerle 1995, S. 50.

⁸ Rosenberg 1940, S. 26–27.

etwa mit dunkler, Ägypter mit roter Farbe), allerdings wurden Libyer und „Asiaten“, anders als Rosenberg behauptet, mit gelber Farbe abgebildet. Zudem sollte in diese Darstellungsweise nicht allzu viel hineininterpretiert werden, fehlte den Ägyptern doch das „Rassenkonzept“: Eine Abwertung von Personen aufgrund ihrer Hautfarbe ist hier nicht erkennbar; so waren Nubier im Alten Ägypten etwa in der Lage, hohe politische und gesellschaftliche Positionen zu bekleiden. Die Ägypter mögen dementsprechend zwar zwischen verschiedenen ethischen Gruppierungen unterschieden und ihnen auch unterschiedliche phänotypische Eigenschaften zugeordnet haben, der rassistische Aspekt der Einteilung von Menschen in verschiedene „Rassen“ und die daraus resultierende Ableitung in „höher-“ oder „minderwertige“ Kulturen fehlt hier jedoch.¹ Rosenberg beabsichtigte mit derlei Behauptungen wahrscheinlich, seine These von der „nordischen Herkunft aller Weltkulturen“ zu untermauern und die „Schöpfungskraft der nordischen Rasse“ zu unterstreichen.² Derartige wissenschaftlich nicht fundierte Aussagen erinnern an Hans F. K. Günthers *Frömmigkeit nordischer Artung* und lassen erkennen, dass Rosenberg nicht mit wissenschaftlichen Referenzen arbeitet, die eine Überprüfung der im *Mythus* getätigten Behauptungen erlauben würden.³

Wie viele seiner Zeitgenossen war demnach auch Rosenberg der Ansicht, dass sämtliche schöpferischen Tätigkeiten auf die Indogermanen zurückzuführen seien.⁴ Unter den „nordischen Kraftquellen Europas“ versteht er dabei die skandinavischen Länder, Finnland, England und Deutschland,⁵ merkt zugleich jedoch an, dass die „nordische Rasse“ geografisch nicht auf diese Gebiete beschränkt sei. Deshalb fänden sich ihre Spuren auch in Kultur und Erscheinungsbild der Griechen, Inder und Römer.⁶ Ihr Ursprung läge aber stets in Zentral- und Nordeuropa.⁷ Die Ausbreitung der „nordischen Rasse“ sei dann in drei großen Phasen vonstattengegangen: Zunächst habe es indogermanische Wanderungen gegeben, aus welchen die antiken Kulturen hervorgegangen seien.⁸ In diesem Zuge sei beispielsweise auch das indische Kastensystem entstanden, eine Behauptung, die bereits bei Guido von List zu finden ist:

Gleichsam schieden sich die „Inder“ von dem Fremden, Dunklen, das sich dem Auge zeigte. Die Kastenordnung war die Folge dieser naturweisen Abwehr: Varna heißt Kaste, Varna aber heißt auch Farbe. Die hellen Arias knüpften also bewußt am faßbaren Erscheinungsbilde an und schufen eine Kluft zwischen sich als den Eroberern und den schwarzbraunen Gestalten des Hindostan.⁹

Diese Wanderung habe jedoch in einem „Völkerchaos“ geendet. Die germanische Völkerwanderung habe dann die Grundlagen für die Nationalstaaten Europas geschaffen, worauf wiederum eine „Kolonisation der neuen Zeit“ folgte, die den ganzen Erdball umfasste hätte. Rosenberg adaptierte hier den „Baugedanken“ Chamberlains und erweiterte

¹ Vgl. Smith 2010, S. 220.

² Vgl. Kroll 1998, S. 126.

³ Siehe hierzu auch Bärsch 2002, S. 202.

⁴ Vgl. Molau 1993, S. 91.

⁵ Vgl. Piper 2005, S. 206.

⁶ Vgl. See 1994, S. 308.

⁷ Vgl. Piper 2005, S. 202.

⁸ Vgl. See 1994, S. 308.

⁹ Rosenberg 1940, S. 28.

ihn, indem er das „Völkerchaos“ zwischen zwei nordischen Völkerwanderungswellen verortet: Damit meint er konkret eine Phase der „Rassenvermischung“, die „fatale Auswirkungen“ nach sich gezogen habe und aus welcher er die Überlegung ableitet, dass auch das „germanische Abendland“ in einem solchen „Völkerchaos“ untergehen könne. Auf der Grundlage dieses Gedankens geht Rosenberg davon aus, dass die „biologische Kontinuität der Rasse“ stetig gefährdet sei, weshalb es falsch sei, die „Einheit der Rasse“ einzig an biologische Merkmale zu knüpfen. Hier entwickelt er das Konzept der „Rassenseele“, die einen überhistorischen wie auch mythischen Charakter hat und Rosenberg zufolge Ausdruck in den Werten von Ehre und Freiheit findet.¹ Er geht bei der Zugehörigkeit zu einer „Rasse“ also weniger von äußeren Merkmalen, Vererbungslehre und Biologie aus, als vielmehr von inneren Werten, die die Individuen einer Gemeinschaft verbinden würden. Das „Nordische“ ist bei Rosenberg demnach eher eine Gesinnungsfrage, da seinem Ansatz folgend auch Menschen als „nordisch“ bzw. „arisch“ gelten konnten, deren Stammbaum nicht die strengen Kriterien der nationalsozialistischen Weltanschauung erfüllte, sofern sie nach „nordischen“ bzw. „arischen Werten“ lebten.² Dass ausgerechnet Rosenberg einen solchen Ansatz entwickelte, ist darauf zurückzuführen, dass er als gebürtiger Este, der Untersuchungen zufolge slawische, romanische und auch jüdische, aber keine deutschen (bzw. „germanischen“ oder „arischen“) Vorfahren hatte, den nationalsozialistischen Standards nach selbst nicht „arischer“ Herkunft war.³

Die Kräfte, die diese „nordische Rasse“ bedrohen, sind ihm zufolge dann Judentum, Christentum und Bolschewismus, drei überaus heterogene „Gefahren“, die Rosenberg jedoch zu einem einzigen „gegennordischen“ Prinzip vermengt.⁴ Zudem proklamiert er, das deutsche Volk müsse wieder reicher an „nordischen Elementen“, also „aufgenordet“ werden.⁵ Mit seiner Ablehnung gegenüber dem Christentum war Rosenberg dabei nicht allein, vielmehr zeigte sich diese bei zahlreichen nationalsozialistischen Führungspersönlichkeiten, galt es doch auf lange Sicht, alle anderen Ideologien bzw. Weltanschauungen zu tilgen, um den Machtanspruch der Nationalsozialisten zu sichern.⁶ Das Christentum versuchte man hier insofern zu diffamieren, als man immer wieder seine „jüdischen Wurzeln“ herausstellte.⁷ Auch Rosenberg fasst die Abkehr vom Christentum als einen Aspekt „germanischer Gesinnung“ auf. Seine Einstellung verschärfte sich diesbezüglich über die Jahre hinweg: So äußerte er 1935, dass einige seiner Ansichten zum Christentum, die er im *Mythus* dargelegt hatte, zu milde formuliert gewesen seien.⁸ Daneben finden sich noch andere gängige Schemata der Germanenrezeption bei Rosenberg, so etwa die Idealisierung des Bauerntums und die Ablehnung der Urbanisierung:⁹ Da es sich bei „Ariern“ um „Individualisten“ und nicht um „Massenmenschen“ handle, würden sie gro-

¹ Vgl. See 1994, S. 308–309. Siehe hierzu auch Schaller 2002, S. 73.

² Vgl. Piper 2005, S. 194.

³ Vgl. Lang/Schenck 1947, S. 16.

⁴ Vgl. See 1994, S. 309–310.

⁵ Vgl. Mathieu 1997, S. 209.

⁶ Vgl. Piper 2005, S. 406.

⁷ Vgl. Lang/Schenck 1947, S. 96.

⁸ Vgl. Baumgärtner 1977, S. 73–74.

⁹ Vgl. See 1994, S. 312.

ße Skepsis gegenüber dem städtischen Umfeld hegen, dessen Bevölkerung „entwurzelt“ sei.¹

Als Chefideologe Adolf Hitlers, Hauptschriftleiter im *Franz-Eher-Verlag* und Autor des *Mythus des 20. Jahrhunderts* war Alfred Rosenberg eine der wichtigsten Personen innerhalb des NS-Staates. Seine Taten trugen dazu bei, dessen Maschinerie bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs in Gang zu halten. Gerade deshalb ist eine Auseinandersetzung mit dem *Mythus* unerlässlich: Rosenberg mag ein ideologischer Wirrkopf gewesen sein, dessen Arbeitsweise jegliche wissenschaftliche Grundlage vermissen lässt; zugleich war er aber auch ein radikaler Anti-Bolschewik mit institutionellen Funktionen, die ihm umfassende Privilegien und mannigfaltige Möglichkeiten eröffneten, seine Gedankenkonstrukte in die Wirklichkeit zu überführen und die Ausgestaltung der NS-Ideologie zu beeinflussen, die wiederum an die Bevölkerung propagiert wurde. Es mag demnach zwar fraglich bleiben, ob Rosenbergs *Mythus* in direkter Linie zu Verbrechen geführt hat, dass der Autor mit seinem Weltbild jedoch Anteil an den Gräueltaten des Regimes hatte, ist unumstritten. Das sah der *Internationale Gerichtshof* nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs ebenso: Er erklärte Rosenberg in den Nürnberger Prozessen in allen Anklagepunkten für schuldig, woraufhin er am 16. Oktober 1946 durch den Strang hingerichtet wurde.²

7.1.3 Edmund Kiss’ „Frühling in Atlantis“ und „Die Singschwäne aus Thule“

Edmund Kiss³ vierteilige Atlantis-Reihe erschien beim Verlag *Koehler & Amelang* bzw. *v. Hase & Koehler* in Leipzig, wo auch Batti Dohms *Stielauge der Urkrebs* verlegt wurde. Seine Bücher trugen dazu bei, die „Rassenlehre“ zu popularisieren.⁴ Der erste Band wurde 1930 unter dem Titel *Das gläserne Meer* herausgegeben. Kiss erzählt darin

¹ Vgl. Mathieu 1997, S. 208–209; vgl. Piper 2005, S. 202.

² Vgl. Bollmus 1970, S. 20; vgl. Bollmus 1989, S. 232; vgl. Molau 1993, S. 30.

³ Geboren 1886 in Péterváradon (gemeint ist wahrscheinlich Petrovaradin im heutigen Serbien, das damals noch zu Ungarn gehörte). War als Schriftsteller, Architekt und Regierungsbaurat tätig. Unterzeichner des Pyrmonter Protokolls von 1936, das unter anderem die Richtlinien für die Erforschung von Hörbigers Theorien im *SS-Ahnenerbe* festlegte. Genoss hohes Ansehen als Germanenforscher und Spezialist für die *Welteislehre* bei Heinrich Himmler, weshalb er auch Forschungsreisen finanziert bekam. Diese führten ihn ins Hochland von Abessinien und nach Südamerika. Besuchte gemeinsam mit einer Gruppe von *SS-Führern* auch Island, um dort nach Hinweisen auf die Insel Thule zu suchen. Kiss glaubte, es handle sich dabei um einen Außenposten des sagenumwobenen Atlantis. Hing auch der Theorie an, dass in diesen Breitengraden einst andere Klimaverhältnisse bestanden hätten, sodass es dort vor Urzeiten ein regelrechtes Paradies gegeben habe. War an Kriegseinsätzen des Zweiten Weltkriegs beteiligt, unter anderem in Norwegen, Ostpreußen und Polen. Gegen Ende des Krieges erhielt er die Befehlsgewalt über die *SS-Truppen der Wolfschanze*. Wurde nach Kriegsende interniert. 1947 aus der Haft entlassen, da er an Diabetes erkrankt war; er durfte jedoch ausschließlich handwerkliche Berufstätigkeiten aufnehmen. Im Entnazifizierungsprozess wurde er als Hauptschuldiger eingestuft, da er zu Himmlers Personal gehörte. Kiss versuchte, gerichtlich gegen diese Einstufung vorzugehen. Bei seiner Anhörung gab er an, die *Welteislehre* inzwischen zu hinterfragen, distanzierte sich jedoch nicht vollständig vom NS-Regime; so gab er etwa an, die „Rassenkunde“ könne nicht gelehrt werden. Das Gericht klassifizierte Kiss anschließend als Mitläufer und verurteilte ihn zu einer Geldstrafe. Verstarb 1960, vgl. Hesemann 2012, S. 346; vgl. Nagel 1991, S. 72, 75; vgl. Pringle 2006, S. 309–310; vgl. Sünner 2009, S. 33; vgl. Indexeintrag zu „Kiss, Edmund“ in der *Deutschen Biographie* unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd130452416.html> [zuletzt aufgerufen am 11. Juli 2024].

⁴ Vgl. Pringle 2006, S. 309.

von einer atlantischen „Herrenkaste“, über die der Sturz des ersten Tertiärmondes hereinbricht. Es folgen Erdbebenkatastrophen und Sintfluten, gegen die sich die Bewohner von Atlantis jedoch trotz aller Umstände behaupten können. Das Buch ist Hanns Hörbiger gewidmet, der dem Autor „einen neuen Himmel und eine neue Erde“ gegeben habe. Der nächste Roman erschien bereits 1931 unter dem Titel *Die letzte Königin von Atlantis*. Hierin erzählt Kiss davon, wie der heutige Mond vor 14.000 Jahren von der Erde eingefangen wurde, woraufhin eine Sintflut das atlantische Reich zerstört. Die Überlebenden erobern daraufhin Orte im südamerikanischen Hochland, beispielsweise die Hochebene von Aztlan. Im nachfolgenden Buch, *Frühling in Atlantis* (1933), wird die zweite Blütezeit des atlantischen Reiches beschrieben. Kernpunkt der Handlung ist das Vorhaben des Reichskönigs Warager Ase Torgaard, „reinrassige nordische Menschen“ heranzuziehen, ein System, das auf Ablehnung seitens der „Dunklen“ stößt, weshalb ein Mann namens Lochi den beliebten jungen Helden Baldur Ase Wieborg aus Thule tötet.¹ Der letzte Band erschien 1939 unter dem Titel *Die Singschwäne aus Thule*.² Kiss fasst hier zunächst die bisherigen Geschehnisse zusammen, ehe er erzählt, dass einige überlebende Asen, die nun in den Anden leben, versuchen wollen, in die nördlichen Provinzen ihrer „Urheimat“ zurückzukehren. Der Roman widmet sich dann dieser Reise und den Gefahren, die auf dem Weg auf die Protagonisten lauern.³

Die oben dargestellte Reihenfolge gibt das chronologische Erscheinen der Romane wieder, inhaltlich scheint jedoch die Abfolge *Das gläserne Meer* – *Frühling in Atlantis* – *Die letzte Königin von Atlantis* – *Die Singschwäne aus Thule* sinnvoller zu sein,⁴ da *Frühling in Atlantis* in der zweiten Blütezeit des Reiches und somit vor dessen Zerstörung angesiedelt ist, die sich in *Die letzte Königin von Atlantis* ereignet. Auf eine offizielle Reihung hat der Verfasser verzichtet, da diese wahrscheinlich nicht von Belang war: Zwar sind die Romane in derselben erzählten Welt angesiedelt, inhaltlich bauen sie aber nicht direkt aufeinander auf.

Vor allem *Frühling in Atlantis* und *Die Singschwäne aus Thule* verarbeiten zahlreiche Aspekte der altnordischen Kultur und Mythologie. Dies zeigt sich in *Frühling in Atlantis* bereits bei der Namensgebung, die sich an Bezeichnungen und Namen der nordischen Mythologie orientiert. So heißt der Reichskönig von Atlantis Warager Ase Torgaard: Während das Wort *Ase*, mit welchem in der nordischen Mythologie das größte Göttergeschlecht bezeichnet wird, auf die göttliche Abstammung dieses Protagonisten verweisen soll, wurde Warager wahrscheinlich vom Wort *Waräger* abgeleitet, welches eine Volksgruppe bezeichnet, die im Altwestnordischen auch *væringjar* genannt wird.⁵ Der König residiert zudem in der atlantischen Hauptstadt *Asgard*, welches in der nordischen Mythologie den Wohnort der Götter darstellt und etwa mit *Heim der Asen* übersetzt werden kann. Der Held der Geschichte wiederum heißt Baldur Ase Wieborg: Er stammt somit von einem göttlichen Geschlecht ab und verfügt nicht nur durch seinen Namen, sondern auch durch seine Funktion über einen Bezug zum nordischen Gott Baldr, einem der wichtigsten Götter des Pantheons. Der Charakter Lochi ist sowohl dem Namen als

¹ Vgl. Kiss 1930, Kiss 1931 und Kiss 1933. Siehe hierzu auch Hermand 2021, S. 238–239.

² Vgl. Hermand 2021, S. 239–240; vgl. Hesemann 2012, S. 346.

³ Kiss 1939, S. 7–8. Siehe hierzu auch Hermand 2021, S. 239–240.

⁴ Vgl. hierzu die Abfolge der inhaltlichen Rekapitulation bei Hermand 2021, S. 238–240.

⁵ Vgl. Andersson/Lübke 2006, S. 252.

auch seiner Rolle nach ebenfalls an einer nordischen Gottheit angelehnt, nämlich dem Gott Loki: Dieser stellt unter den nordischen Göttern die negativste Persönlichkeit dar, kommt ihnen zugleich aber auch in schwierigen Situationen zur Hilfe.¹ Zudem lauten die Namen einiger atlantischer Kolonien nordisch an, so etwa *Schongaard*.

Der Handlungsverlauf ist in Teilen ebenfalls der nordischen Mythologie entlehnt. Konkret handelt es sich hierbei um eine Adaption von *Baldrs draumar* und der *Gylfaginning*, Kiss bindet sie allerdings in seine Atlantisvorstellungen ein und verleiht der Geschichte somit einen anderen Schauplatz und einen abgewandelten Verlauf: Gegen Ende des Romans schildert Kiss, dass sich Baldur Ase Wieborg zunehmend in seine Arbeit vergräbt, ganz so, als habe er nicht mehr viel Zeit, um sie zu vollenden. Nur kurze Zeit später kommt es dann dazu, dass Baldur von Lochi umgebracht wird, der ihm auflauert und ihn hinterrücks mit einem Pfeil attackiert. Der Protagonist erliegt seiner Verletzung, woraufhin das gesamte Reich in Trauer versinkt und der Roman endet.² Um einen Eindruck von Kiss' dramatischem Schreibstil zu geben, sei die genannte Stelle hier zitiert:

Lautlos sank Amenor Lochi in sich zusammen, hinter die Brüstung geduckt und die glimmenden, schwarzen Augen mit brennendem Haß auf die Brücke gerichtet. [...] Der Bogen hob sich über die Höhe der Brüstung. Unruhig wies der Pfeil auf den Rücken des sich langsam entfernenden Reichsgrafen. Der Bogen sank. Im Bruchteil eines Herzschlags aber hob er sich wieder, diesmal fest und sicher, gerichtet vom Haß. Baldur Wieborg hörte das Schwirren der Sehne [...] da fuhr es ihm wie ein zuckender Blitz in den Rücken. So schnell ging die Schwärze der Nacht um seinen Geist, daß er nicht mehr den Gedanken formen konnte, woher der unfreundliche Bote gekommen sein mochte, der sein nordisches Herz mit giftigem Stachel durchbohrte.³

Das Gedicht *Baldrs draumar* ist Teil der *Lieder-Edda*. Darin wird erzählt, dass der Gott Baldr unter Albträumen leidet, in deren Verlauf ihn der Tod ereilt. Die Götter finden sich daraufhin zur Beratung ein, letztlich sattelt Óðinn jedoch Sleipnir und reitet in die untersten Sphären von Hel zum Grabhügel einer Völva⁴, welche er aus ihrem Totenschlaf weckt. Er befragt sie zu den Träumen, woraufhin sie offenbart, dass für Baldr bereits der „Met gebraut“ ist, er also nicht mehr lange zu leben hat. Auch gibt sie Preis, dass Baldr durch seinen Bruder Höðr sterben wird.⁵ Bei Kiss entfällt dieser göttliche Aspekt: Es gibt keine Versammlung der Götter und auch keinen Allvater, der sich bei den Toten noch der Bedeutung der Träume erkundigt. Zudem plagen Baldur keine Träume, ihn beschleicht lediglich ein unbestimmtes Gefühl der Dringlichkeit, das ihn dazu bringt, sich gänzlich auf seine Arbeit zu fokussieren. Kiss lenkt jedoch vom bevorstehenden Schicksal des Reichsgrafen ab, indem er schreibt, dass Baldurs Gedanken in dieser Zeit vor allem um seine Cousine Wurga kreisen würden, die er zu ehelichen gedenkt.⁶

¹ Vgl. Simek 2006, S. 28–29, S. 36–42, S.251–256. Siehe hierzu auch Hermand 2021, S. 239.

² Vgl. Kiss 1933, S. 335, S. 344–349.

³ Kiss 1933, S. 345–346.

⁴ Zu Dt. *Stabträgerin*, Bezeichnung für eine Seherin oder Wahrsagerin, vgl. Simek 2006, S. 477–478.

⁵ Vgl. Krause 2006a, S. 177–181.

⁶ Vgl. Kiss 1933, S. 336–337.

Die tatsächliche Ermordung Baldurs orientiert sich dann an der *Gylfaginning*: Der nordischen Mythologie zufolge nimmt Baldrs Mutter, die Göttin Frigg¹, ob des bevorstehenden Unheils jedem Tier und jeder Pflanze das Versprechen ab, ihn nicht zu verletzen, wodurch sie hofft, ihren Sohn vor dem Tod bewahren zu können. Allerdings übergeht sie bei diesem Vorhaben den Mistelzweig. Da man Baldr nun unverwundbar glaubt, beschießen die Asen ihn bei einem Spiel mit allem Möglichen. Loki gibt dem blinden Höðr² jedoch einen Mistelzweig und fordert ihn auf, damit ebenfalls auf Baldr zu schießen, woraufhin der Mistelzweig Baldr tötet.³ Die Schwur-Szene lässt Kiss aus. Zudem wird Baldur Ase Wieborg nicht von einem unwissenden Verwandten getötet, sondern von Lochi, der Repräsentation Lokis, selbst. Hermand interpretiert die Ereignisse des Romans unter Berücksichtigung des Erscheinungsjahres so, dass der Autor hier davor zu warnen suchte, dass es möglicherweise Kräfte geben könnte, die den Untergang des nationalsozialistischen Deutschlands herbeiführen wollen.⁴ Sollte diese Einschätzung zutreffen, so richtete sich Kiss' Ansinnen hier paradoxer Weise gegen die nationalsozialistische Ideologie, die jeglicher Bedrohung zum Trotz von einem tausendjährigen Bestehen des „Dritten Reichs“ ausging.

Interessant ist hierbei insbesondere auch die Darstellung der Person Lochis: Während Loki in der altnordischen Mythologie zwar häufig als Scharlatan auftritt, wohnt ihm doch zugleich noch eine andere Seite inne, die schon Jan de Vries⁵ als „trickster“ bezeichnete,⁶ die mythologische Gestalt besitzt demnach einen ambivalenten Charakter. Diese Ambivalenz fehlt bei Kiss' Lochi jedoch gänzlich, der vorrangig unter Gebrauch des semantischen Feldes der Aggressivität beschrieben wird (Hass, giftiger Stachel etc.). Dadurch tritt er in schärfsten Kontrast zu der Lichtgestalt Baldurs, dessen oberste Priorität das Reich und die „Rasse“ sind, weshalb davon auszugehen ist, dass der Protagonist Lochi Kiss' Verkörperung der „jüdischen Bedrohung“ bzw. „des jüdischen Bösen“ sein soll. Daneben finden sich in Kiss' Werk aber noch weitere rassistische Codierungen: Zu Beginn des Romans wird von der bereits erwähnten Warga erzählt, der Tochter von Weeling Ase Gadirus und Cousine von Baldur Ase Wieborg. Sie erhält einen Brief von ihrem Vater, der den Besuch des „dunkelhäutigen“ Kazike Paczi Manca aus Cuzco ankündigt.

¹ Frau von Óðinn, Mutter von Baldr und eine Hauptgöttin der nordischen Mythologie, die in ihrer Bedeutung nur Freyja nachsteht, vgl. Simek 2006, S. 118.

² Blinder Bruder Baldurs in der nordischen Mythologie. Sein Name bedeutet so viel wie *Kämpfer*, vgl. Simek 2006, S. 198.

³ Vgl. Krause 2016, S. 67–68.

⁴ Vgl. Hermand 2021, S. 239.

⁵ Geboren 1890 in Amsterdam. Studium des Niederländischen, Sanskrit, Pali und der Germanistik sowie Skandinavistik. Promotion 1915. Zusammenarbeit mit den Besatzungsbehörden nach der Besetzung der Niederlande 1940. Stellvertretender Vorsitzender der *Niederländischen Kulturkammer* sowie Publikationstätigkeiten bei nationalsozialistischen Verlagen. Arbeitete auch an Projekten des *Ahnenerbes* mit. Von deutscher Seite wurde seine weltanschauliche Zuverlässigkeit immer wieder hinterfragt. Wurde im Entnazifizierungsverfahren als Mitläufer eingestuft und aus seinem Amt entlassen. Arbeitete anschließend als Lehrer für Niederländisch. Verstarb 1964 in Utrecht. Trotz seiner Vorbelastung während des NS-Regimes rühmt das *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* seine Verdienste im wissenschaftlichen Bereich, insbesondere seine Arbeiten zur germanischen Religionsgeschichte und zur altnordischen Literaturgeschichte, vgl. Quak 2006, S. 651–654. Siehe hierzu auch Russ 2003, S. 1961–1962.

⁶ Vgl. Simek 2006, S. 254. Simek geht auch auf die Problematik ein, dass es bislang keinem Deutungsversuch hinreichend gelungen ist, alle charakterlichen Aspekte Lokis miteinzubeziehen, vgl. ebenda, S. 254–255.

Dieser hatte in seiner Tätigkeit als landwirtschaftlicher Berater des „Ingas“ darum gebeten, dass seine Ratsherren in die „Geheimnisse der arischen Verwaltung und Wirtschaft“ eingeweiht würden. Kiss erklärt sogleich, dass die Regierung von Atlantis dem natürlich nur zustimmt, weil auf diese Weise Handelsverbindungen zustande kämen, durch die der Produktionsüberschuss des Inselstaates abverkauft und der Weg für eine spätere Eroberung des fremden Gebiets geebnet werden konnte. Die Protagonistin überlegt, ob sie sich für den Besuch zurecht machen solle, entscheidet sich dann jedoch dagegen, da sie schön genug für den Besuch von „schlitzäugigen Brauhäute[n]“ sei. Auch soll die Sprache, die die Besucher sprechen, „gegurgelt“ klingen,¹ was noch weiter zu ihrer Abwertung beiträgt. Dass die anderen „Rassen“ der atlantischen bzw. „arischen“ unterlegen seien, sei diesen zudem wohl bewusst:

Jetzt konnte man so recht erkennen, warum die Niedervölker der atlantischen Inseln und erst der Grenzmarken der fernen Festländer die Asen für weiße Götter hielten, mindestens aber für bevorzugte Menschen mit göttlichen Eigenschaften und gleicher Herkunft, die ihnen unter allen Umständen turmhoch überlegen sein mußten.²

Später wird dies noch einmal betont, als Kiss schreibt:

Herr Wieborg wendete sich langsam um.

„Frau Warga, ich muß den Burschen eine Frage beantworten, die etwas schwierig ist“, [...] „Der Kazike [...] will wissen, ob du eine richtige Göttin oder nur göttlichen Ursprunges seist. Was soll ich antworten?“

[...]

„Ich bin vom Rasseamt in Asgard als vollblütige Asin anerkannt“, stieß sie leidenschaftlich hervor; [...].³

Diese Schilderungen finden sich bereits auf den ersten 20 Seiten des Romans; Kiss ist es demnach ein Anliegen gewesen, die „rassische“ Ordnung seiner Atlantiswelt alsbald zu verdeutlichen. Derlei Darstellungen ziehen sich aber auch noch durch spätere Textteile. Hierbei handelt es sich jedoch um redundante Wiederholungen, deren Wiedergabe an dieser Stelle zu keinem weiteren Erkenntnisgewinn führen würde.

Die gesamte Handlung verbleibt in Atlantis, welches Kiss einer Karte am Ende des Buches zufolge im Atlantik vor der Westküste Afrikas verortet. Dort sind auch die Kolonien des atlantischen Reiches verzeichnet. Eine weitere Karte, die dem Werk vorangestellt ist, zeigt außerdem einen Stadtplan von Atlantis, welches kreisförmig aufgebaut und von Wasser durchzogen ist. Die Einbindung von Karten in den Roman entspricht dem Zeitgeist, waren semi-dokumentarische Inhalte in den 1930er Jahren doch sehr beliebt. Zudem war der Verlag *Koehler & Amelang* für seine (kultur-)historischen Publikationen bekannt – mit der Herausgabe der Atlantis-Reihe, die aufgemacht war, als könne es sich um historische Romane handeln, betrieb der Verlag somit praktisch „Etiketten-Schwindel“.

¹ Vgl. Kiss 1933, S. 7–8, S. 9, S. 16.

² Kiss 1933, S. 12.

³ Kiss 1933, S. 16–17.

Im vierten Buch der Atlantis-Reihe, *Die Singschwäne aus Thule*, rekapituliert der Protagonist Godda Apacheta zunächst das Schicksal des mythischen Atlantis, das durch den „Einfang des Mondes“ und die darauffolgenden Katastrophen untergegangen ist. Die Überlebenden haben sich zu einer „Außenstelle des Reiches, nahe der Kammhöhe der Anden“ geflüchtet. Auch Thule, das bei Kiss einen Außenposten von Atlantis darstellt, ist verloren, da es von Eiseskälte erfasst wurde. Dennoch steuert ein Schiff mit Überlebenden der Mondkatastrophe nun dieses „Grünland an“, da „die alte Heimat“ nicht vergessen ist. Godda Apacheta entsinnt sich dann seiner beiden Reisen nach Thule, die er einst im Auftrag von Atlantis unternahm. Diese hätten ihn einmal im Sommer und einmal im Winter dorthin geführt. Die Winter seien mild und beinahe schneelos gewesen, während sich der Sommer angefühlt habe wie ein langer Frühling. In den „thuleschen Meeren“ habe es nur wenig zusammenhängendes Land gegeben. Die größte Insel habe man *Grünland* – bzw. in der eigentlichen Sprache der dort Beheimateten *Grönland* – genannt, da sie reich an Flora war und als „Kornkammer“ das ganze Reich versorgte.¹ Dort angekommen schließen sich die Reisenden mit einer „bäuerlich-nordischen Rasse“ zusammen. Das so entstandene Volk wird dann von einem anerkannten „Führer“ geleitet. Da die Atlanter jedoch geborene Eroberernaturen sind, ziehen sie bald bis nach Hellas, wo sie die griechische Kultur des ersten Jahrtausends vor Christus hervorbringen,² und ebenso nach Ägypten, wo sie in gleichem Maße die Kultur begründen.³ Die Atlanter, die sich dort niederließen, seien jedoch nach einiger Zeit der Verweichlichung anheimgefallen, weshalb es nötig war, immer wieder neue Atlanter in den Süden zu schicken, um neue Staaten zu gründen und zerfallende Kulturen aufzuwerten.⁴

Kiss schildert die von ihm ersonnene Thule-Kultur sehr ausführlich: So wissen die Menschen um den Lauf der Sterne sowie kosmische Maße und sind gar in der Lage, mit einer Maßeinheit zu rechnen, die dem vierzigmillionsten Teil des Erdumfanges entspricht. Ihr Gott ist ihnen wohlgesinnt und lässt der „nordischen Rasse“ viel Zuneigung angedeihen. Ein wichtiger Punkt in der Erziehung der Kinder ist es, sie zur „Reinheit des Blutes“ zu ermahnen. Zudem ist Kiss' Thule eine Seefahrerkultur.⁵

Es zeigen sich hier zahlreiche Adaptionen der nationalsozialistischen „Rassenlehre“, nach welcher es sich bei den „Ariern“, ähnlich wie bei Rosenberg, um Kulturbringer gehandelt habe, weshalb sämtliche Hochkulturen auf ihr Schaffen zurückzuführen seien. Auch das Konzept von der „Blutreinheit“, nach welchem „Rassenmischung“ als verwerflich zu betrachten und zu vermeiden sei, wird aufgegriffen, da die bestehende „reine Rasse“ dadurch „degeneriert“ würde. Parallel dazu zeigt sich auch eine Rezeption des Führergedankens, da das Volk der „nordischen Atlanter“ von einem ebensolchen „Führer“ geleitet wird. Die Adaptionen der nordischen Mythologie drücken sich auch hier beispielsweise in der Namensgebung aus: Der Name von Godda Apacheta etwa könnte vom altnordischen Begriff *goði* abgeleitet sein. Das Wort bedeutet so viel wie *Häuptling* oder *Priester*,⁶ weshalb die Assoziation hier passen würde, da es sich bei Godda Apache-

¹ Vgl. Kiss 1939, S. 7–10, S. 13–14.

² Vgl. Hermand 2021, S. 239–240. Siehe hierzu auch Hesemann 2012, S. 346; vgl. Sünner 2009, S. 34.

³ Vgl. Sünner 2009, S. 34.

⁴ Vgl. Hermand 2021, S. 240.

⁵ Vgl. Sünner 2009, S. 33.

⁶ Vgl. zu *goði* z.B. Simek 2006, S. 142.

ta um eine Person mit einer gewissen Autorität zu handeln scheint, wird er doch auch der „Steinweise von Aztlan“ genannt.

Gleich zu Anfang des Textes konkretisiert Kiss, wo sich die Überlebenden der Flutkatastrophe zunächst hin gerettet haben, ehe sie in die alte Heimat zurückkehren: Sie siedeln dort, wo „durch Ausgrabungen bei Tihuanaku nordische Kultur festgestellt ist“.¹ Diese Behauptung hat sich bislang nicht wissenschaftlich verifizieren lassen. Während inzwischen bekannt ist, dass Amerika nachweislich von Leifr Eiríksson entdeckt wurde, ist davon auszugehen, dass keine wikingerzeitlichen Seefahrer in Südamerika angelandet sind, schon gar nicht während der „Urzeiten“, in denen Kiss' Romane angesiedelt sind. Die Ereignisse im zweiten Band der Reihe, *Die letzte Königin von Atlantis*, gehen der Handlung des vierten Buches direkt voraus, und ereignen sich um etwa 12.000 v. Chr., die Handlung von *Die Singschwäne aus Thule* kann demnach nicht viel später angesiedelt sein. Die von Kiss genannten Befunde waren demnach wahrscheinlich in hohem Maße von Fehlinterpretationen und Wunschenken geprägt.

Während der Erzähler in *Frühling in Atlantis* ein auktorialer ist, der ein uneingeschränktes Wissen über die Begebenheiten sowie die Gefühle der Charaktere besitzt und auch Wertungen der Ereignisse vornimmt, ohne dabei selbst in Erscheinung zu treten, wechselt Kiss in *Die Singschwäne aus Thule* zu einer Ich-Erzählperspektive und legt die Geschichte Godda Apacheta in den Mund. Dieser trägt dabei jedoch auch auktoriale Züge, da er ein umfassendes Wissen über die vergangenen Ereignisse besitzt und diese mit dem Leser teilt.

Kiss' Romane wurden im nationalsozialistischen Deutschland häufig gelesen,² was nicht zuletzt auf den sehr bildhaften und atmosphärischen Schreibstil des Verfassers zurückzuführen sein dürfte, der Sehnsüchte aufkommen ließ, aber auch Ängste wecken konnte. Zugleich unterstrichen die Bücher die Ideologie des nationalsozialistischen Staates, greifen sie doch auf das propagierte Schema der Völkereinteilung in „höhere“ und „mindere Rassen“ zurück und spiegeln dieses in ihren Protagonisten wider.³ Neben diesen nationalsozialistischen Denkmustern werden zudem auch altnordische Mythologeme rezipiert. Beides entsprach dem Zeitgeist.⁴ Die Romane wurden unter anderem im *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* beworben, wo Kiss als „der Dichter der Welteislehre“ bezeichnet wurde, der

höchststehende nordische Menschen in drei glutvollen Romanen geschildert [hat], die durch ihre meisterhafte Darstellung kosmischer Ereignisse und die dichterische Schilderung menschlichen Erlebens den Deutschen von heute geistig und seelisch erschüttern.⁵

¹ Kiss 1939, S. 7–8. Siehe hierzu auch Hermand 2021, S. 239–240.

² Genaue Leserzahlen haben sich nicht ermitteln lassen.

³ Vgl. Sünner 2009, S. 34.

⁴ Die Romane werden heute, ebenso wie weitere Arbeiten von Edmund Kiss, vom Verlag *Edition Geheimes Wissen* verlegt. Hierbei scheint es sich um einen esoterisch-okkulten Verlag zu handeln, der auch Werke von Blavatsky, Liebenfels und List führt. Unter den lieferbaren Neuauflagen finden sich zudem auch Texte von Rudolf Freiherr von Sebottendorf sowie Herman Wirth, woraus sich Rückschlüsse auf die politische Ausrichtung des Verlages ziehen lassen.

⁵ *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel*, 103. Jahrgang, erschienen am 4. März 1936, S. 1009.

Auch eine Rezension Wilhelm Kubes lässt auf die Popularität der Romane schließen, bezeichnet er sie doch als Literatur „von besonderer Schönheit“.¹

Bereits anhand dieser beiden Fallstudien wird deutlich, dass die untersuchten Texte meist nicht nur eine Rezeptionslinie aufgreifen. Gerade die Rassenideologie ist hier ein wiederkehrendes Muster, das sich in einem Großteil der untersuchten Werke niedergeschlagen hat. Maßgeblicher Wegbereiter dieses Theorems und seiner Verbreitung im NS-Staat war der Philologe Hans F. K. Günther, der sich in seinen (pseudo-)wissenschaftlichen Schriften auf kaum etwas anderes fokussierte als die „Rassentheorie“, weshalb er auch den Beinamen „Rasse-Günther“ trug. Einer dieser Texte ist *Frömmigkeit nordischer Artung*, der im Folgenden untersucht wird.

¹ Vgl. Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, 103. Jahrgang, erschienen am 4. März 1936, S. 1009.

7.2 Die nationalsozialistische Rassenideologie am Beispiel Hans F. K. Günthers

7.2.1 Die Entwicklung der Rassenideologie

Die schon in der völkischen Bewegung aufgekommene „Rassenlehre“ sollte im Nationalsozialismus einen wesentlichen Kernaspekt der Ideologie bilden und dazu dienen, die Überlegenheit der „arischen Rasse“ zu untermauern.¹ Ins Deutsche wurde der Begriff „Rasse“ aus dem Französischen übernommen,² wobei er im deutschen Sprachraum erstmals im späten 18. Jahrhundert auftaucht. Bezüglich der etymologischen Wortherkunft wurden unterschiedliche Vorschläge gemacht: So könnte „Rasse“ dem mittellateinischen *razza* oder dem mittelitalienischen *razzo* (beide zu Dt. *Geschlecht*) entstammen. Ebenso wäre ein Zusammenhang mit dem im 13. und 14. Jahrhundert in Italien verwendeten *rassa* möglich, welches sich als *Abmachung unter Angehörigen eines Berufes* übersetzen lässt. Des Weiteren steht das lateinische Wort *ratio* zur Diskussion, welches die *Vernunft* oder das *Prinzip*, spätlateinisch auch eine *Gruppe*, einen *Sippenverband* oder eine *Gruppe von Tieren oder Früchten* bezeichnen kann. Auch eine Herkunft aus dem arabischen Sprachraum wurde in Betracht gezogen: Hier wird das Wort رأس [ra's] genannt, welches nach Europa übernommen worden sein könnte und *Kopf*, *Beginn* oder *Ursprung* bedeuten kann.³

Im Allgemeinen bezeichnet das Wort „Rasse“ im Kontext des Menschen Völker, Nationalitäten, Klassen und Stände.⁴ Eine allgemeingültige Definition ist allerdings nach wie vor schwierig, selbst wenn man vom Missbrauch des Begriffs im Nationalsozialismus absieht, da es sich hierbei um eine sozial-psychologische Konstruktion und nicht um eine naturwissenschaftliche Kategorie handelt. Als letztere taugt der Begriff dabei in zweierlei Hinsicht nicht: Zum einen geschieht die Unterteilung in Unterarten anhand nicht-verbindlicher Kriterien, zum anderen vermischen sich „Rassen“ im Gegensatz zu Arten andauernd, weshalb es aus biologischer Sicht keine „reinerbigen Rassen“ geben kann. Dementsprechend waren die Kriterien, anhand derer man eine Systematik der Spezies Mensch zu erstellen versuchte, ebenso banal wie bizarr: Es wurden Kopfformen, Hautfarben, die Beschaffenheit der Haare und viele weitere Merkmale vorgeschlagen. Entsprechend verwundert es nicht, dass der Terminus pseudowissenschaftlich und unscharf blieb.⁵

Entscheidend geprägt wurde die Entwicklung des Begriffs durch Charles Darwin. Sein 1859 erschienenes Werk *Die Entstehung der Arten* beinhaltet die bekannte Theorie vom Überleben des Stärksten. Demnach setzen sich Träger bestimmter Erbanlagen im Kampf ums Überleben durch, während schwächere Arten mit weniger geeignetem Erbgut nach und nach aussterben. Dieser Ansatz wurde zunächst auf die Gesellschaft und dann den Menschen an sich übertragen,⁶ ehe er auch von völkischen Ideologen aufgegriffen wurde, um der „Rassentheorie“ ein vermeintlich wissenschaftliches Fundament zu verleihen.

¹ Vgl. Lund 1995, S. 23.

² Vgl. Hausmann 2011, S. 243.

³ Vgl. Niemitz 2003, S. 154.

⁴ Vgl. Steuer 2001, S. 376.

⁵ Vgl. Niemitz 2003, S. 154–156. Siehe hierzu auch Almgren 1997, S. 91.

⁶ Vgl. Hesemann 2012, S. 83.

hen. Rassistische Ideologien gehen dabei aber nicht nur von der Existenz verschiedener „Menschenrassen“ aus, sie beurteilen diese auch hinsichtlich ihres vermeintlichen Wertes, wodurch das Bild vom „Kampf der Rassen“ entstand, ein Modell, das sich in zwei Schritten radikalisierte: Zunächst ging man von mehreren „Rassen“ mit verschiedenen Hautfarben aus, anschließend standen sich dann zwei „Rassen“ mit der gleichen Hautfarbe gegenüber, nämlich „Arier“ und Juden. Diese Konstruktion erhielt zudem eine geschichtsphilosophische Komponente, wodurch sich die „Rassenideologie“ derartig steigerte, dass sich die Ansicht entwickelte, die germanische „Rasse“ müsse als die vermeintlich „wertvollste“ vor „Entnordung“ geschützt werden und den „Kampf der Rassen“ unbedingt gewinnen.¹ Gleichzeitig müsse sie wieder „aufgezüchtet“, also „aufgenordet“ werden, woraus „rassenhygienische“ Forderungen und Maßnahmen abgeleitet wurden. „Rassenmischung“ wurde dabei mit „Entartung“ gleichgesetzt und sollte zu einem Verfall der Kultur führen.²

Nach der nationalsozialistischen Machtergreifung wurde das Germanenbild mit rassistischem Gedankengut verbunden, wobei den Kern auch hier der Antisemitismus bildete.³ Der auf sozialdarwinistischen Vorstellungen beruhende Glaube vom „Kampf ums Dasein“ wurde zum entscheidenden Moment des NS-Staates: Der sogenannte „Volkskörper“ war von „fremdrassischen Elementen“ und „lebensunwerten“ Personen zu „bereinigen“. Hierzu zählten insbesondere Kranke und Schwache (beispielsweise Personen mit körperlichen oder geistigen Leiden), Juden, Sinti und Roma, Slawen sowie weitere Personengruppen, die ethischen Minderheiten und anderen „Rassen“ angehörten. Die diesen Kategorien zugerechneten Individuen wurden als „lebensunwert“ bezeichnet, in speziellen Einrichtungen weggeschlossen, für Experimente missbraucht, zwangssterilisiert oder im Zuge der sogenannten „Euthanasie“ getötet.

Unter dem nationalsozialistischen Regime hielt die „Rassenkunde“ auch Einzug in die deutschen Wissenschaften, vor allem in Form der „menschlichen Rassenkunde“, deren Gegenstand die unterschiedlichen „Menschenrassen“ sowie deren Eigenschaften und Beziehungen zueinander waren. Dabei wurden sowohl naturwissenschaftliche als auch geisteswissenschaftliche Ansätze verfolgt; eine klare Trennung beider Bereiche ist allerdings kaum möglich. Vorrangige Aufgabe des Forschungszweiges war es, die gesetzlichen Maßnahmen der Machthaber in Hinblick auf die „Rassenhygiene“ wissenschaftlich zu unterfüttern. Die dabei entwickelten Ansätze waren ob des zugrundeliegenden Rassentheorems alles andere als objektiv. Es handelte sich bei der „Rassenkunde“ also vielmehr um ein ideologisches Instrument als eine den wissenschaftlichen Prinzipien verpflichtete Fachdisziplin.⁴

¹ Vgl. Mathieu 1997, S. 18, S. 27. Siehe hierzu auch Lund 1995, S. 29.

² Vgl. Almgren 1997, S. 90. Siehe hierzu auch Lund 1995, S. 29.

³ Vgl. Bemann 2002, S. 249–250.

⁴ Vgl. Hausmann 2011, S. 77–78, S. 235, S. 237, S. 244, S. 247, S. 251.

7.2.2 Vordenker der Rassenideologie

Es war vor allem Arthur de Gobineau¹, der den Begriff des „Ariers“ bekannt und für den Nationalsozialismus nutzbar gemacht hat,² da er der „Rassendoktrin“ mit seinen Thesen ein theoretisches Fundament gab.³ Hier ist vor allem sein *Essai sur l'inégalité des races humaines* (zu Dt. *Essay über die Ungleichheit der Menschenrassen*⁴) zu nennen, welches zwischen 1853 und 1855 erschien und eine wesentliche Grundlage für die völkische „Rassenideologie“ bildete.⁵ In diesem Essay stellte er die Geschichte als einen „Rassenvermischungsprozess“ dar, welcher sich umgekehrt auch auf den Geschichtsverlauf ausgewirkt habe.⁶ Zudem behauptete er, die einzelnen „Rassen“ würden sich nicht nur auf körperlicher, sondern auch auf geistiger Ebene unterscheiden.⁷ Er grenzte dabei drei „Grundrassen“ voneinander ab, nämlich die „schwarze“, die „gelbe“ und die „weiße Rasse“,⁸ wobei die „weiße Rasse“ an erster Stelle stünde. Innerhalb dieser sei es wiederum der „Arier“, welcher als einziger Schönheit, Intelligenz und Kraft besitzen und fähig sein sollte, kulturschöpfend zu wirken,⁹ weshalb sämtliche Hochkulturen auf ihn zurückzuführen seien.¹⁰ Diese Fähigkeit sieht Gobineau jedoch aufgrund wachsender „Rassenvermischung“ bedroht,¹¹ da vermeintlich „reine Rassen“ dadurch irreversibel „degenerieren“ würden.¹² Die „schwarze Rasse“ hingegen nimmt in diesem Konstrukt die unterste Stufe ein.¹³

Dieser Ansatz wurde schließlich von Houston Stewart Chamberlain¹⁴ aufgenommen und weiterentwickelt, so etwa in seinem Buch *Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts*, das 1899 veröffentlicht wurde.¹⁵ Darin nahm er sowohl Bezug auf Gobineau als auch auf die

¹ Geboren am 14. Juli 1816 in Paris. Vollständiger Name Joseph Arthur Comte de Gobineau. Tätig als Diplomat und Schriftsteller. Beeinflusste mit seinem Gedankengut unter anderem Nietzsche, Wagner und Chamberlain. Seine Werke dienten dem NS-Staat zur Legitimation der „Rassenideologie“. Verstorben 1882, vgl. Schaefgen 2009, S. 289. Siehe hierzu auch Halle 2013a, S. 28–29 sowie Puschner 2001, S. 77 und Steuer 2001, S. 376.

² Vgl. Almgren 1997, S. 88.

³ Vgl. Vorein 2008, S. 15.

⁴ Vgl. Schaefgen 2009, S. 289.

⁵ Vgl. Puschner u.a. 2006, S. 525. Siehe hierzu auch Vorein 2008, S. 15 sowie See 1994, S. 222.

⁶ Vgl. Vorein 2008, S. 15.

⁷ Vgl. Mathieu 1997, S. 19; vgl. Steuer 2001, S. 376.

⁸ Vgl. Puschner 2001, S. 77.

⁹ Vgl. Halle 2013a, S. 29; vgl. Mathieu 1997, S. 19, S. 22; vgl. Puschner 2001, S. 77; vgl. Puschner u.a. 2006, S. 525–526; vgl. See 1970, S. 56; vgl. See 1994, S. 289.

¹⁰ Vgl. Puschner 2001, S. 77.

¹¹ Vgl. Halle 2013a, S. 29; vgl. Mathieu 1997, S. 19, S. 22; vgl. Puschner 2001, S. 77; vgl. Puschner u.a. 2006, S. 525–526; vgl. See 1970, S. 56; vgl. See 1994, S. 289.

¹² Vgl. Mathieu 1997, S. 26.

¹³ Vgl. Puschner 2001, S. 77.

¹⁴ Geboren am 9. September 1855 in Portsmouth. Entstammte einer britischen Aristokratenfamilie. Glühender Verehrer Richard Wagners. Bekam von dessen Witwe das Essay Gobineaus nahegelegt. Dieses inspirierte ihn zu seinen *Grundlagen des 19. Jahrhunderts*. Das Werk fand bei Wilhelm II. Anklang, wodurch Chamberlain zu einer Art höfischem Philosophen avancierte. 1908 Heirat mit Richard Wagners Tochter Eva. Antrag auf die deutsche Staatsbürgerschaft 1916. 1923 Bekanntschaft mit Hitler, den er in einem Brief als „Gesandten in deutscher Not“ beschrieb. Verstarb 1927 in Bayreuth. Seine Werke wurden bis 1941 noch 27-mal aufgelegt, vgl. Escher 2009, S. 132–134; vgl. Hartmann u.a. 2016, S. 1893; vgl. Klee 2021, S. 91. Für einen umfassenden Überblick zu Chamberlains Leben und Wirken siehe auch Fritz 2022.

¹⁵ Vgl. Almgren 1997, S. 90; vgl. Lund 1995, S. 20–21; vgl. See 1970, S. 59; vgl. See 1994, S. 291.

Germania und die *Historiae* des Tacitus.¹ Die „Rasse“ war für Chamberlain nicht nur eine Ansammlung biologisch-körperlicher Merkmale, die einer bestimmten Gruppe zu eigen sind, sie umfasste auch moralische Strukturen, die seines Erachtens nach ebenso vererblich seien. Demzufolge sei es zwar möglich, die Zugehörigkeit zu einer „Rasse“ anhand körperlicher Merkmale zu erkennen, entscheidend bliebe jedoch die sogenannte Blutsgemeinschaft, eine Art unsichtbare Kraft, die Individuen miteinander verbinden würde – das Blut bildete dementsprechend eine biologisch-materielle Basis, auf welche sich die nicht näher bestimmbare Größe „Rasse“ gründen würde.² Diese Blutsgemeinschaft sollte Zusammengehörigkeit stiften und sei unersetzlich; abstrakte Ideale etwa könnten nicht an ihre Stelle treten. Chamberlains Blickwinkel war demnach vor allem biologistischer Natur: Für ihn waren sowohl moralisch-sittliche als auch körperliche Eigenschaften durch die Zugehörigkeit zu einer „Rasse“ bestimmt. Andere Faktoren, die Auswirkungen auf vermeintlich „rasenbedingte Eigenschaften“ haben könnten (etwa Erziehung, soziale Bedingungen etc.) bezog er nicht in seine Überlegungen mit ein, weshalb es nach diesem Ansatz nicht möglich ist, Moral zu erlernen, da sie vererbt wird³ – so interpretiert es zumindest Mendlewitsch. Châtellier hingegen ist der Ansicht, Chamberlain habe vielmehr gemeint, dass Menschen jüdischer Abstammung, die sich von „jüdischem Gesetzesdenken“ und „Intoleranz“ gelöst hätten, nicht mehr als Juden zu bezeichnen seien; umgekehrt sei es einem Deutschen durch den Umgang mit Juden und die Gewöhnung an sie gleichwohl möglich, Jude zu werden.⁴

Entscheidend an den *Grundlagen* war, dass Chamberlain den negativen „Rassenmythos“ Gobineaus ins Positive umkehrte, indem er postulierte, eine gute „Rasse“ könne nicht zugrunde gehen, denn man könne sie immer wieder neu „aufzüchten“.⁴ Des Weiteren vertrat er, anders als Gobineau, die Ansicht, eine „reine Ur-Rasse“ habe es nie gegeben, da „reine Rassen“ erst im Lauf der Zeit entstehen würden.⁶ Aus all diesen Theoremen leitete Chamberlain schließlich fünf Gesetze ab, die bei der Entstehung „edler Rassen“ zu berücksichtigen seien:

- Es müsse geeignetes „Ausgangsmaterial“ vorliegen.
- „Außergewöhnliche Rassen“ entstünden vorrangig durch Inzucht; hierfür müsse vorab eine strenge Auswahl getroffen werden.
- Die Blutmischung sei zwar grundlegend für die Entstehung „außergewöhnlicher Rassen“, allerdings seien nur bestimmte Blutmischungen vorteilhaft.
- Die Vermischung müsse zum richtigen Zeitpunkt durchgeführt werden.
- Die Vermischung zwei gänzlich verschiedener „Rassentypen“ habe die Bildung von „Bastarden“ zu Folge.⁷

¹ Vgl. Lund 1995, S. 20–21.

² Vgl. Châtellier 2001, S. 188; vgl. Mendlewitsch 1988, S. 22; vgl. See 1994, S. 292.

³ Vgl. Mendlewitsch 1988, S. 23–24.

⁴ Vgl. Châtellier 2001, S. 188.

⁴ Vgl. Almgren 1997, S. 90. Siehe hierzu auch Mathieu 1997, S. 26.

⁶ Vgl. Châtellier 2001, S. 189; vgl. Mathieu 1997, S. 26; vgl. See 1970, S. 60.

⁷ Vgl. Mendlewitsch 1988, S. 22–23, S. 40–41. Siehe hierzu auch Mathieu 1997, S. 27.

Der Begriff des „Ariers“ wurde bei Chamberlain zwar nicht genau definiert, er lud ihn jedoch antisemitisch auf: Die jüdische Kultur besäße keine metaphysische Regung, was den entscheidenden Unterschied zwischen Juden und „Ariern“ ausmache. Der Jude glaube nicht an das Ideale, das Göttliche, er wäre stattdessen materialistisch veranlagt; zudem sei er egoistisch, zäh und zeige einen starken Überlebenswillen, was auf das Leben in der Wüste zurückzuführen sei. Der „Arier“ müsse ihm gegenüber achtsam sein, seine Qualitäten verstärkt durchsetzen¹ und ihn in besonderer Weise bekämpfen.² Um den „Arier“ genauer fassen zu können, schlug Chamberlain vor, den Blick eher auf die Rechtsgeschichte als auf Schädelmessungen und Sprachforschung zu richten, denn diese könne eine gemeinsame rechtliche Basis für alle „arischen Völker“ nachweisen, welche sich von der der Semiten und Hamiten abgrenzen ließe. Auch gäbe es unter den „Ariern“ eine Verwandtschaft im Denken und Fühlen, was wissenschaftlich freilich nicht belegbar ist.³

Zu den Germanen schreibt Chamberlain etwa:

Die Rassen der Menschheit sind in der Art ihrer Befähigung, sowie in dem Masse [sic!] ihrer Befähigung sehr ungleich begabt, und die Germanen gehören zu jener Gruppe der Zuhöchstbegabten, die man als Arier zu bezeichnen pflegt. [...] Körperlich und seelisch ragen die Arier unter allen Menschen empor; darum sind sie [...] die Herren der Welt.⁴

Chamberlain zufolge waren die Germanen die Erben der Römer und Griechen. Unter dem Begriff *Germanen* versteht er dabei aber nicht nur die germanischen Stämme, sondern zählt auch Kelten und Slawen dazu.⁵ Diese drei ethnischen Gruppen würden geistige, sittliche und physische Gemeinsamkeiten aufweisen, weshalb sie der gleichen Familie zuzuordnen seien. Darüber hinaus schrieb er den Germanen das Attribut des *Ungezeugtseins* zu: Da der Ursprung der Indoeuropäer in mythologischen Zeiten läge, hätten sie keinen Anfang, sondern seien einfach schon immer da gewesen. Sie würden demzufolge von niemandem abstammen und nur sich selbst gleichen. Darauf aufbauend postulierte er schließlich, dass die „nordeuropäische Rasse“ von besonderer Reinheit sei, da sie nicht das Produkt einer Blutmischung wäre.⁶ Zugleich birgt dieses *Ungezeugtsein* ein göttliches Charakteristikum:⁷ Für Chamberlain waren die Germanen das letzte Kraftreservoir, das die Menschheit noch aufbringen konnte.⁸

Chamberlain findet hier vor allem aufgrund der Konsequenzen, die seine rassistischen Ansätze nach sich zogen, Erwähnung: Er proklamierte die Überlegenheit der „germanischen Rasse“ und sprach ihr Herrschaftsansprüche zu, während er die „arische Rasse“ durch Vergöttlichung legitimierte, sodass sie von jedweder moralischen, traditionellen oder rechtlichen Verpflichtung bzw. Beschränkung losgelöst wurde und das Recht erhielt,

¹ Vgl. Sünner 2009, S. 28.

² Vgl. Lobenstein-Reichmann 2017, S. 117.

³ Vgl. Mathieu 1997, S. 23.

⁴ Chamberlain 1912, S. 596–597.

⁵ Vgl. Mendlewitsch 1988, S. 34; vgl. See 1970, S. 61; vgl. See 1994, S. 213.

⁶ Es überrascht, dass Chamberlain dieses Kriterium hier herausstellt, schrieb er doch, wie dargelegt, an anderer Stelle, es gäbe keine reinen „Rassen“ und „hochwertige Rassen“ entstünden eben erst durch Vermischung.

⁷ Vgl. Mendlewitsch 1988, S. 34–35.

⁸ Vgl. Steuer 2001, S. 402–403.

andere Völker zu unterdrücken und zu vernichten. Diese Theorie fand großen Anklang im Nationalsozialismus, hatte Chamberlain doch ein duales Schema erstellt, in welchem sich zwei Prinzipien aggressiv gegenüberstanden, die beide darum bestrebt waren, zur alleinigen Wirkung zu gelangen. Die negativ konnotierte Gesellschaftsgruppe galt es in diesem Kontext zu vernichten. Diese Erkenntnis ist von vornherein festgelegt, sodass das vermeintliche „Böse“ gar nicht erst die Gelegenheit bekam, das Gegenteil zu beweisen.¹ Des Weiteren hatte Chamberlain mit seinen Vorstellungen von einem „artgemäßen“, germanischen Christentum samt einem „arischen“ Christus dazu beigetragen, dass die christlichen Werte mit der nationalsozialistischen Ideologie zur Deckung gebracht werden konnten.²

7.2.3 Die „nordische Rasse“ als Krone der Schöpfung – Hans F. K. Günther

Schon die Kulturanthropologen Frankreichs prägten den Rassenbegriff, indem sie Vokabular wie etwa „*race aryenne*“, „*race indo-européenne*“ und „*race nordique*“ benutzten.³ Hans F. K. Günther⁴ war schließlich derjenige, der den Begriff der „*race nordique*“ von Joseph Deniker übernahm und als „nordische Rasse“ ins Deutsche überführte.⁵ Er trat der NSDAP 1932 bei und wurde nur drei Jahre später als erster Wissenschaftler auf dem Nürnberger Parteitag mit dem *Staatspreis der Bewegung für wissenschaftliche Leistungen* geehrt. Es folgten weitere wissenschaftliche Auszeichnungen sowie eine Berufung an die Universität Berlin. 1939 wechselte er allerdings an die Universität Freiburg, wo er bis 1944 „Rassekunde“, Völkerbiologie und Ländliche Soziologie lehrte. Als sich das Ende des Zweiten Weltkriegs abzeichnete, floh Günther zunächst nach Weimar, dann weiter nach Baden, wo er schließlich festgenommen wurde. Nach seiner Entlassung und

¹ Vgl. Mendlewitsch 1988, S. 36, S. 45, S. 47–48. Siehe hierzu auch Châtellier 2001, S. 184.

² Vgl. Lobenstein-Reichmann 2017, S. 115.

³ Vgl. See 1994, S. 14, S. 213.

⁴ Geboren am 16. Februar 1891 in Freiburg im Breisgau. Reifezeugnis 1910. Studium der Linguistik und Germanistik an der Universität Freiburg. 1914 Promotion in Sprachwissenschaften. Freiwilliger im Ersten Weltkrieg, wurde jedoch kurze Zeit später aufgrund seines Gelenkrheumatismus entlassen; anschließend Dienst beim Roten Kreuz. 1919 Prüfung für das höhere Lehramt in Dresden. Wurde 1920 vom Münchner Verleger Julius Friedrich Lehmann gebeten, eine „rassenkundliche“ Arbeit über die Deutschen zu verfassen. Das Buch erschien zwei Jahre später unter dem Titel *Rassenkunde des deutschen Volkes*. Zudem Studium der Anthropologie. Ging 1923 nach Norwegen und heiratete dort. 1929 Rückkehr nach Deutschland aufgrund von Geldsorgen. 1930 wurde er – nicht ohne Proteste, da ihm die nötigen Qualifikationen fehlten – als Professor für Sozialanthropologie nach Jena berufen. Hitler nahm an seiner Antrittsvorlesung ebenso teil, wie Frick, Göring und Darré. Im darauffolgenden Jahr wurde ein Mordanschlag auf Günther verübt, bei dem er jedoch nur am Arm verletzt wurde. Der Angreifer, Karl Dannbauer, gab Günther als einem „Führer des Kapitalismus“ die Schuld an seiner Arbeitslosigkeit. Erhielt durch seine Betätigung den Beinamen „Rassen-Günther“. Nach 1945 war er drei Jahre lang in unterschiedlichen Internierungslagern inhaftiert. Wurde 1951 als Mitläufer entnazifiziert (seine „Rassentheoreme“ hätten dem Zeitgeist entsprochen) und in den Ruhestand versetzt, ging jedoch weiterhin seiner publizistischen Tätigkeit nach – so erschien 1951 die 3. Auflage von *Gattenwahl zu ehelichem Glück und erblicher Erzüchtigung*, 1969 dann das Buch *Mein Eindruck von Adolf Hitler*, in welchem Günther nicht nur Hitlers Taten entschuldigt, sondern auch behauptet, über die Vorgänge im Konzentrationslager Buchenwald seien Lügen erfunden worden. Auch weitere Gegebenheiten des NS-Staates, wie die Ehegesundheitscheine, verteidigte Günther weiterhin. Verstarb 1968 in Freiburg, vgl. Almgren 1997, S. 89; vgl. Hermand 2012, S. 232; vgl. Hofffeld 2017, S. 248–250; vgl. Kimmel 2009, S. 317–318; vgl. Klee 2021, S. 208–209; vgl. Lund 1995, S. 21; vgl. Römer 1989, S. 24; vgl. See 1994, S. 217–218.

⁵ Vgl. Lund 1995, S. 26; vgl. See 1994, S. 213. Siehe auch Günther 1924, S. 23.

Entnazifizierung (zunächst als „Minderbelasteter“ eingestuft, in Berufung dann als „Mitläufer“) wurde er von der Universität entlassen. Er widmete sich jedoch weiterhin seiner publizistischen Tätigkeit und hielt bis zu seinem Tod an der nationalsozialistischen Weltanschauung fest.¹

Günther veröffentlichte etliche Schriften. Die 1929 erschienene *Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes* hatte bereits vier Jahre später ihre 16. Auflage erreicht und wurde bis 1943 insgesamt 272.000 Mal gedruckt – es handelte sich hierbei also keineswegs um Nischenliteratur, die nur von einem begrenzten Publikum rezipiert wurde. Vielmehr leistete Günther mit seinen Büchern einen entscheidenden Beitrag zur Verbreitung des nationalsozialistischen „Rassenwahns“, der selbst Eingang in die damaligen Schulbücher fand.² Aufgrund der Menge an Publikationen kann Günthers Werk in der vorliegenden Arbeit mit ihrem abgegrenzten Themenschwerpunkt nicht erschöpfend diskutiert werden. Eine Betrachtung ausgewählter Texte erweist sich für die behandelte Thematik jedoch als zielführend. Im Folgenden wird daher neben den Texten *Rassenkunde des deutschen Volkes*, *Herkunft und Rassengeschichte der Germanen* sowie *Gattenwahl zu ehelichem Glück und erblicher Ertüchtigung* vor allem das Werk *Frömmigkeit nordischer Artung* näher betrachtet.

Die *Rassenkunde des deutschen Volkes* gibt zu Beginn einen kompakten Einblick in die „rasseideologische“ Gedankenwelt Günthers. Er unternimmt den Versuch, den Begriff „Rasse“ zu definieren, wobei er ähnlich wie Chamberlain eine „Rassenzuschreibung“ anhand linguistischer Kriterien ablehnt:

Verwechselt wird: Rasse und Sprache. Fast alle bekannteren Karten [...] fassen nicht rassisch-zusammengehörige, sondern sprachlich-zusammengehörige Gruppen zusammen, [...] man spricht von germanischer, romanischer und slawischer Rasse und vermag es sich dann nicht zu erklären, wenn man einen Bewohner der Normandie, also einen Franzosen, einen „Romanen“ sieht, der wie ein Germane aussieht: groß, blond, blauäugig; [...]. Es gibt germanische, romanische und slawische Sprachen, aber keine germanische, romanische oder slawische Rasse. [...] Sprachgrenzen sind niemals Rassengrenzen und Rassengrenzen niemals Sprachgrenzen.³

Anschließend diskutiert er, was bei einer Definition des Begriffs zu beachten sei, woraufhin er zu der Ansicht gelangt, „Rasse“ sei wie folgt zu definieren:

Eine Rasse stellt sich dar in einer Menschengruppe, die sich durch die ihr eigene Vereinigung körperlicher Merkmale und seelischer Eigenschaften von jeder anderen Menschengruppe unterscheidet und immer wieder nur ihresgleichen zeugt.⁴

¹ Vgl. Hoßfeld 2017, S. 251–252.

² Vgl. Lund 1995, S. 21–22.

³ Günther 1924, S. 7.

⁴ Günther 1924, S. 14.

Daraufhin folgt eine Einteilung der Europäer in fünf unterschiedliche „Rassen“: Nordisch, westisch, dinarisch, ostisch und ostbaltisch.¹ Zugleich kehrt er die von ihm sonst stets abgelehnte „Rassenmischung“ ins Positive um, da sich die „Rassenvielfalt“ nicht wegleugnen lässt.² Er geht außerdem auf die physischen Merkmale der einzelnen Gruppen ein: Bei der „nordischen Rasse“ sind die zugeschriebenen Attribute etwa hoher Wuchs, langer Schädel, schmale Gesichter mit markantem Kinn, weiches und helles Haar, ebenso helle Augen und eine rosig-weiße Hautfarbe.³ Die psychischen Merkmale⁴ der „nordischen Rasse“ wiederum seien unter anderem Urteilsfähigkeit, Wahrhaftigkeit und Tatkraft. Auch besäßen sie eine „Führergabe“:

In ihrer höchsten Entfaltung allerdings ist es gerade die Nordrasse und nur sie, welche die großen Staatsmänner hervorbringt und hervorgebracht hat. [...] Aus solchen eigentlich staatsmännischen Eigenschaften entspringt die Führerbegabung des nordischen Menschen.⁵

Es verwundert daher nicht, dass die Vermehrung der „nordischen Rasse“ für Günther oberstes Gebot hat; die Ausbreitung der „minderwertigeren Rassen“ hingegen sei zu hemmen.⁶

Immer wieder trifft Günther Aussagen, die überaus unwissenschaftlich anmuten, obgleich er natürlich versucht, sie mit vermeintlich anthropologischen Erkenntnissen zu untermauern – so etwa hier:

Es ist den Rassenforschern eine bekannte Tatsache, daß in den Hutläden die billigsten Hüte nicht mit höherer Hutnummer, also nicht für größere Köpfe zu haben sind, daß umgekehrt die teuersten Hüte nicht mit kleinen Hutnummern zu haben sind. [...] Diese Tatsache weist deutlich auf eine Rassenschichtung hin. Eine Dame, die sehr langschädlig ist, hat mir berichtet, daß sie immer verhältnismäßig teure Hüte kaufen müsse, da es billige Hüte für lange Schädelformen nicht gebe und daß sie ihr passende Hüte in Hamburg eher finde als in einer mitteldeutschen Stadt. Was sich schon in der Hutform zeigt, dieser stärkere Einschlag nordischen Blutes in den höheren Ständen der europäischen Völker, das scheint auch die Betrachtung der Beziehungen zwischen Jochbogenbreite [...] und ständischer Schichtung der europäischen Völker zu ergeben, [...].⁷

Es braucht nicht weiter erläutert zu werden, weshalb derartige Aussagen jeglicher wissenschaftlichen Grundlage entbehren.

Neben diesem Werk Günthers sei noch ein Blick auf die Bücher *Herkunft und Rassen-geschichte der Germanen* sowie *Gattenwahl zu ehelichem Glück und erblicher Ertüchti-*

¹ Vgl. Günther 1924, S. 23–25. Günther wies vielen „Rassen“ außerdem „arteigene“ Sprachen zu, vgl. Römer 1989, S. 125.

² Vgl. Steuer 2001, S. 389.

³ Vgl. Günther 1924, S. 23.

⁴ Günther war neben Ludwig Ferdinand Clauß einer der Begründer dieser sogenannten „Rassenseelenkunde“, nach der auch geistige Merkmale die Zugehörigkeit zu einer „Rasse“ bedingen, vgl. Römer 1989, S. 33–34.

⁵ Günther 1924, S. 159.

⁶ Vgl. Hermand 2012, S. 233.

⁷ Günther 1924, S. 167–168.

gung geworfen: Ersteres geht dem Vorwort zufolge auf eine Vorlesung zurück, die Günther im Wintersemester 1933/1934 gehalten hat, und behandelt zunächst die historischen Germanen, ehe er auf ihre leiblichen Merkmale zu sprechen kommt. Dabei geht er unter anderem der Frage nach, weshalb es zu den „Wanderungen der Indogermanen kam“, wobei er mit Nachdruck betont, dass es sich dabei nicht um einen Ausdruck des Nomadentums handle, wie es immer wieder dem jüdischen Volk zugeschrieben wurde. Der Indogermane sei lediglich gewandert, weil er dazu gezwungen war:

Die Unruhe des Wanderns der Indogermanen und so auch der Germanen ist nicht, wie Jacob Grimm [...] sich vorgestellt hat, und wie einzelne heute wieder aufzunehmen versuchen, ein Anzeichen dafür, daß sich im Indogermanentum und Germanentum das Rassenerbe eines Hirtenkriegeriums (Nomadentums) ausgewirkt habe; vielmehr sind diese Wanderungen hauptsächlich durch Übervölkerung zu erklären, die eine Stammesjugend, ein ver sacrum, nach dem anderen zur Eroberung neuen Ackerbodens zwangen [sic!].¹

Aussagen wie diese wurden instrumentalisiert, um einige Jahre später die nationalsozialistischen Gebietsannexionen zu rechtfertigen. Anschließend geht Günther dann im Detail auf die literarischen Beschreibungen zu den äußeren Merkmalen der Germanen ein, ehe er Knochenfunde heranzieht, um diese zu belegen.²

Gattenwahl wiederum wurde erstmals 1940 verlegt,³ aber auch nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges weiterhin gedruckt, da die Nachfrage, folgt man dem Vorwort einer späteren Auflage, nach 1945 nicht abriß.⁴ Betrachtet man das Inhaltsverzeichnis, zeigt sich schnell, dass es Günther darum ging, einen Leitfaden an die Hand zu geben, mit dessen Hilfe der Leser den richtigen Mann bzw. die richtige Frau auswählen sollte. Dabei geht er nicht nur auf Fragen wie das optimale Hochzeitsalter ein, er befasst sich auch damit, welche Personen als Partner ungeeignet seien. Darunter fallen etwa Raucher, Frauenrechtlerinnen oder Geschlechtskranke. Nach der vorhergehenden Beschäftigung mit Günthers Gedankenwelt überrascht es nicht, dass er auch Homosexualität deutlich ablehnt:

Nicht heiraten sollen gleichgeschlechtlich veranlagte Menschen beiderlei Geschlechts, sobald sich ergeben hat, daß die gleichgeschlechtlichen Neigungen nicht nur jugendliche Anwandlungen sind, [...]. Vielleicht könnte nach gründlicher Belehrung des Volkes über alle Fragen des Geschlechtslebens später einmal gleichgeschlechtlich veranlagten Menschen, die nicht so viel Herrschaft über sich selbst haben, ihren Neigungen zu widerstehen, erlaubt werden, abgeschlossene Kreise ihresgleichen aufzusuchen, die nach außen kein Ärgernis geben.⁵

Nach diesem ersten Eindruck der güntherschen Gedankenwelt sei nun das Werk *Frömmigkeit nordischer Artung. Ein Querschnitt durch das Indogermanentum von Benares bis Reykjavik* in den Fokus gerückt. Zur Analyse liegt die 7. Auflage vor, die 1964 und somit bereits nach dem Ende des NS-Staats erschien; gedruckt wurde das vorliegende Exemplar

¹ Günther 1937, S. 68.

² Vgl. u.a. Günther 1937, S. 84–135.

³ Vgl. Lund 1995, S. 22

⁴ Vgl. Günther 1951, S. 8.

⁵ Günther 1951, S. 112–113.

jedoch erst im Jahr 1989. Eine Fassung aus der Zeit des Nationalsozialismus konnte nicht beschafft werden. Auf die Analyse des Buches soll dennoch nicht verzichtet werden, da die erste Auflage 1934 und somit im Untersuchungszeitraum erschien. Zudem weist auch das Exemplar von 1964 erstaunlich viele Inhalte auf, die eindeutig den „rassenbiologischen“ Theoremen zuzurechnen sind.

Anders als in vielen seiner Arbeiten stellt Günther zu Beginn heraus, dass er in *Frömmigkeit nordischer Artung* nicht als Fachmann zu dem Thema referiert, weshalb er denkt, eher erzählend als wissenschaftlich vorzugehen. Es fällt jedoch bald auf, dass Günther dieser Prämisse nicht gerecht wird, da er immer wieder versucht, auf pseudowissenschaftliche Argumentationsmuster zurückzugreifen. Zudem zeugen der Aufbau der Arbeit und die Herangehensweise des Verfassers vom Versuch einer wissenschaftlichen Behandlung. Es ist zu bedenken, dass sich Günther selbst als Wissenschaftler verstand und auch von vielen Rezipienten während der NS-Zeit als solcher wahrgenommen worden ist; er hatte ja gar mehrere Professuren inne. Es ist also zu erwägen, ob Günther sich der Tatsache bewusst gewesen sein könnte, dass seine Ausführungen in *Frömmigkeit nordischer Artung* einer den wissenschaftlichen Prinzipien verpflichteten Prüfung nicht standhalten würden, weshalb er seinen Kritikern vorweggegriffen und das Werk selbst als nicht-wissenschaftlich bezeichnet haben könnte.

In jedem Fall ist *Frömmigkeit nordischer Artung* ein Werk, in dem das Ausmaß von Günthers pseudowissenschaftlicher Arbeitsweise besonders klar zutage tritt. So referiert er gleich zu Beginn darüber, was er unter *nordischer Frömmigkeit* versteht, wobei er mit einem höchst subjektiven und nicht wissenschaftlich fundierten Frömmigkeitsbegriff arbeitet. So gibt er an, *indogermanische Frömmigkeit* sei eine Frömmigkeit, bei der der Mensch nicht gegenüber einer Gottheit herabgesetzt würde, da die betreffende Religion sonst nicht indogermanisch sei. Zugleich sei die von ihm behandelte Form von Frömmigkeit diesseitsorientiert und stünde damit im Kontrast zur Jenseitsfrömmigkeit, die die meisten Menschen gewohnt seien und deshalb als die wahre Glaubensform betrachten würden.¹ Auch versucht sich Günther an der Eingrenzung des untersuchten Zeitabschnitts, die ihm ebenfalls nicht gelingt:

Was ich als indogermanische Frömmigkeit bezeichne, ist also zumeist Frömmigkeit aus denjenigen Zeitabschnitten der Geschichte indogermanischer Völker, in denen sich die Seele der nordischen Rasse noch hinreichend kraftvoll ausdrücken konnte.²

Eine exakte Benennung des Zeitabschnitts bleibt somit aus. Günther verrät lediglich, dass es sich dabei nicht um eine Zeit nach den „Frühzeiten und Mittelaltern“ der entsprechenden Völker handelt und er die „entnordeten“ Zeitabschnitte nicht berücksichtigt. Kurz darauf merkt er an, es habe auch in der Spätzeit noch *nordische Frömmigkeit* gegeben, aber wo diese zeitlich zu verorten ist unterschlägt er ebenfalls.³ Im Folgenden führt Günther dann aus, dass im behandelten Kontext zudem zwischen niederer und höherer Mythologie zu unterscheiden sei – erstere sei ein Ausdruck „geführter“ Bevölkerungs-

¹ Vgl. Günther 1989, S. 22–23, S. 26–27.

² Günther 1989, S. 18

³ Vgl. Günther 1989, S. 18–19.

schichten, wohingegen letztere ein Ausdruck der „führenden“ wäre. Davon ausgehend geht er dazu über, zu erklären, dass Völker im Allgemeinen „rassisch geschichtet“ gewesen seien: Die führende Schicht habe vor allem aus Mitgliedern der „nordischen Rasse“ bestanden, weshalb *indogermanische Frömmigkeit* auch nur in den Glaubensvorstellungen dieser Oberschicht zu finden sei. Es bestünde außerdem ein enger Zusammenhang zwischen dieser Art von Frömmigkeit sowie dem Bewusstsein um den Wert der eigenen Abstammung, um die „Unveränderlichkeit des ererbten Wesens“ und dem Bewusstsein darüber, dass „Adel verpflichtet“.¹

Im weiteren Verlauf des Textes geht Günther dazu über, unterschiedliche Religionen und Glaubensformen nebeneinander zu stellen, zu vergleichen und ihnen entweder indogermanische Züge zu attestieren oder abzusprechen: So behandelt und vergleicht er etwa Juden-, Christen-, Indogermanentum, den Hellenismus, das römische Pantheon, altpersische Glaubensformen (wie den Mazdaismus) und den Buddhismus; daneben finden sich noch Verweise auf andere Mythologien, beispielsweise die lettische. Seine Vorgehensweise folgt dabei keinem erkennbaren Schema, sodass unklar bleibt, welche Erkenntnis er aus dem Vergleich gänzlich unterschiedlicher Glaubensformen gewinnen wollte.

Hinzukommt, dass das Werk mit Zitaten unterschiedlichster Urheber durchwirkt ist, von Hölderlin über Platon bis hin zu Shakespeare und Sophokles. Diese scheinen ihm vor allem dazu gedient zu haben, die eigenen Gedankengänge zusammenzufassen. Manchen der Zitierten schreibt er dabei Attribute zu: Bei Goethe meint er „indogermanisches Denken“ zu erkennen, während Schiller ein „spätgeborener des Germanentums“ und neben Humboldt einer der „letzten großen Indogermanen“ gewesen sei. Auch Händels Oper *Serse*, und insbesondere das Largo *Ombra mai fu*, sei ein Ausdruck besagter Geisteshaltung.² Es zeigt sich spätestens hier, dass es kaum etwas gibt, dem Günther nicht irgendeine Form *indogermanischer Frömmigkeit* zu attestieren vermag.

Mit der neueren deutschen Literatur geht Günther hingegen streng ins Gericht: So wiesen etwa die Werke Thomas Manns „seelische Öde“ auf, die der Autor allerdings unter „Künsteleien“ versteckt habe; es überrascht wenig, dass hier gerade einer der Schriftsteller angeführt wird, die den Nationalsozialisten ein Dorn im Auge waren. Spätere Autoren hingegen hätten dann nicht einmal mehr vermocht, die Öde ihrer Werke zu verschleiern, was jedoch folgenlos blieb, da das Publikum inzwischen selbst so „seelisch verarmt“ sei, dass es diese Leere nicht mehr bemerkt hätte.³ Derartige Anklänge, die Ausdruck von Günthers nostalgischer Rückbesinnung sind, ziehen sich durch das gesamte Werk.

Obgleich der Text in einer späteren Fassung vorliegt, finden sich darin eindeutig rassistische Passagen. Ein Merkmal *indogermanischer Frömmigkeit* sei etwa die „Rassenpflege“: Frauen habe man im indogermanischen Geistesleben als „Hüterinnen des Rassenerbens“ gewürdigt, da „ungeordnete Zeugungen“ den Untergang des Geschlechts – oder, wie Günther polemisch zitiert, ganzer Königreiche – zur Folge gehabt hätten. Deshalb sei die „Zuchtwahl“ ein Kennzeichen der *indogermanischen Frömmigkeit*. Auch schreibt Günther, all die „unterentwickelten Völker“ hätten die 10.000 bis 20.000 Jahre seit der Altsteinzeit für ihre eigene Entwicklung nutzen können, anstatt immer nur auf Einflüsse von außen zu warten. Ebenso spricht er von einer „Freiheit der Freigelassenen“, die nichts

¹ Günther 1989, S. 19.

² Vgl. Günther 1989, S. 33, S. 74–75, S. 89, S. 100.

³ Vgl. Günther 1989, S. 95.

mit der „germanischen Freiheit“ gemein hätte und unter anderem Zuchtlosigkeit mit sich bringen würde. Diese Freiheitsform sei es auch, die ihn fürchten ließe, was geschehen könnte, würde die Kolonialherrschaft enden, denn dann würde sich „die Bevölkerung weiter Gebiete wie Freigelassene benehmen“. Es ist nach derlei Aussagen nicht überraschend, dass die von Günther postulierte *indogermanische Frömmigkeit* nicht auf jeden „Menschenschlag“ übertragen werden oder von diesem angenommen werden könne.¹

Weiterhin behauptet Günther, dass es in allen indogermanischen Glaubensvorstellungen ein Karma- bzw. Geburtenkreislauf-Konzept gegeben habe; auch bei Kelten und Germanen sei dies bezeugt. Belege nennt er keine.² Während literarische Zeugnisse und Grabfunde zwar nahelegen, dass im wikingerzeitlichen Skandinavien die Vorstellung von Wiedergängern existierte, haben diese jedoch nichts mit den bekannten Karma-Konzepten gemein: *Draugr* sind lebendige Tote, deren Name sich etymologisch von **dreugh-* ableiten lässt und in etwa *schädlicher Geist* bedeutet. Diese *draugr* konnten einfach nur in ihrem Grabhügel leben, aber auch zu einer Gefahr für die Lebenden werden.³ Ausschlaggebend ist jedoch, dass der *draugr* nicht wiedergeboren wird: Er ist ein Verstorbener, der nach seinem Ableben lediglich eine neue Daseinsform annimmt. Auch die allgemeinen skandinavischen Jenseitsvorstellungen, die einführend behandelt wurden, können nicht mit Karma- oder Geburtenkreislauf-Konzepten zur Deckung gebracht werden: Während die Toten je nach Art ihres Todes in verschiedene Jenseitsbereiche zu gelangen schienen, so ist nirgendwo von einer möglichen Wiedergeburt die Rede.

Im Kontext der nordischen Mythologie greift Günther außerdem die altnordische Floskel *ár ok friðr* auf (zu Dt. *Gute Ernte und Frieden*) und wendet sich dann dem römischen Dichter Horaz zu, der berichtet habe, wie die römischen Götter um den Gedeih von Vieh und Acker angerufen worden seien. Daraus leitet er eine Verbindung zwischen den Darstellungen des Horaz und dem altnordischen Ausdruck ab.⁴ Diese Ähnlichkeit ist jedoch wenig erstaunlich, wurden doch in unterschiedlichsten Kulturen und Zeitabschnitten die verschiedenartigsten Götter um Hilfe bei Ernte und Viehzucht angerufen, da etwa eine Dürre oder der Tod des Viehs eine Hungersnot nach sich ziehen konnten.

Darüber hinaus stellt Günther die Behauptung in den Raum, bei Baldr handle es sich nicht um eine germanische Gottheit; vielmehr sei er ein „durch germanischen Geist“ umgedeuteter Gott der Christen. Auch Freyja sei nicht genuin nordisch, sondern stamme aus dem „vorderasiatischen“ Raum.⁵ Was Baldr anbelangt, so geht Kurt Schier im *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* der Frage nach, wo die Ursprünge des Gottes liegen könnten: Demnach habe es Ansätze gegeben, nach denen Baldrs Name vom altenglischen *bealdor* oder dem altnordischen *baldr* abgeleitet wurde, welche beide *Herr* oder *Fürst* bedeuten. Hierüber wurde versucht, eine Parallele zu Gottheiten wie Baal oder Adonis herzustellen, um die These zu untermauern, dass es sich bei Baldr entweder um eine Projektion Jesus Christus in die heidnische Mythologie oder aber um eine aus dem Alten Orient übernommene Gottheit handle. Ebenso ist argumentiert worden, dass Baldrs Darstellung durch Snorri Sturluson (bester, klügster und hilfreichster Ase, schön,

¹ Vgl. Günther 1989, S. 36, S. 43, S. 53–54, S. 99, S. 110–111.

² Vgl. Günther 1989, S. 37.

³ Vgl. Simek 2006, S. 78.

⁴ Vgl. Günther 1989, S. 45.

⁵ Vgl. Günther 1989, S. 59.

hell, leuchtend) und die Vorstellung von Jesus als Richter beeinflusst worden sein könnte. Insbesondere wurde aber die mythologische Abfolge *Tod Baldrs – Untergang der Welt in der Ragnarök – Entstehung einer neuen Welt – Rückkehr Baldrs* als ein christliches Motiv interpretiert. Schier argumentiert jedoch, dass nicht alle Eigenschaften des Gottes bei Snorri christlicher Herkunft seien. Zudem seien Einzelheiten der Ragnarök und der Neuentstehung der Welt im Heidentum zu verorten, was beispielsweise durch die *Grímnismál* und die *Vafthrúðnismál* nahegelegt wird. Wichtige altisländische Quellen zum Baldr-Mythos scheinen außerdem auf den religiösen Vorstellungen der norwegischen Jarle von Hlaðir gegen Ende des 10. Jahrhunderts zu beruhen: Diese waren das heidnische Gegenstück zu den häufig bereits christlichen Königen der Norweger und setzten sich für eine heidnische Renaissance ein. Weiterhin ist argumentiert worden, dass Baldrs Darstellung und seine Parallelen zum Gott Freyr darauf hindeuten könnten, dass es sich bei ihm um einen Vegetationsgott gehandelt haben könnte, der in Zusammenhang mit orientalischen Vegetationsgöttern, wie etwa dem babylonisch-assyrischen Tammuz oder dem altägyptischen Osiris, stünde. Eingehendere Analysen zeigen jedoch, dass das Motiv der Wiederauferstehung in den orientalischen Mythen größtenteils gar nicht oder erst zu einem späteren Zeitpunkt in der Geschichte nachgewiesen werden kann. Darüber hinaus liegt der Fokus dieser Mythen vor allem auf dem Tod der Gottheit und ihrem Übergang in eine neue Daseinsform, in welcher sie dann in der Unterwelt weiterexistiert – es handelt sich also um keine Wiederauferstehung im eigentlichen Sinn.¹ Was Günthers Behauptung bezüglich der Göttin Freyja anbelangt, so fanden sich hierzu in der Fachliteratur keinerlei Anhaltspunkte. Da die Überlegung, sie könne ihren Ursprung im vorderasiatischen Raum haben, scheinbar noch nie in der einschlägigen Fachliteratur diskutiert wurde, ist davon auszugehen, dass es sich hierbei um eine wissenschaftlich unhaltbare These handelt.

Abschließend ist zu erwähnen, dass sich in *Frömmigkeit nordischer Artung* auch Aussagen finden lassen, die in einem direkten Widerspruch zur nationalsozialistischen Gedankenwelt und Günthers eigenen „rassentheoretischen“ Ansichten zu stehen scheinen: So zitiert Günther etwa eine Stelle aus der *Edda*, in welcher es heißt, man solle Fremden niemals mit Hohn oder Spott begegnen und sie nicht davon treiben.² Ebenfalls proklamiert er, die Germanen hätten stets frei und unbestimmt gelebt – hier drängt sich die Frage auf, inwiefern diese Vorstellung mit dem im Nationalsozialismus glorifizierten Führerkult vereinbar gewesen ist. Der zweite Widerspruch fällt auch Günther auf, der erklärt, dass der besagte Freiheitsdrang durch die Industrialisierung stark zurückgegangen sei und die „städtischen Massen“ nun „geführt werden wollten“.³

Die behandelten Werke haben somit maßgeblich zu einer Streuung und Fundierung des „Rassentheorems“ beigetragen. Umso überraschender ist es daher, dass Günther im Zuge seines Entnazifizierungsverfahrens lediglich als Mitläufer eingestuft wurde und keine Verurteilung erhielt, war er doch federführend an der „rassenbiologischen“ Grundlage zur Legitimation der Gräueltaten des NS-Regimes beteiligt.

¹ Vgl. Schier 1975, S. 2–6.

² Vgl. Günther 1989, S. 90. Betreffende Textstelle der *Hávamál* nach Krause 2006a, S. 59–60: „Ich rat dir, Loddfafnir, dass du den Rat annimmst, nutzen wird er, wenn du annimmst, dir wird's von Nutzen sein, wenn du ihn bekommst: Hab weder Hohn noch Spott dem Gast oder dem Fahrenden. [...] Schrei den Gast nicht an und jag ihn nicht vom Tor, sei dem Bedürftigen großzügig!“

³ Vgl. Günther 1989, S. 104–106.

Neben der „Rassendoktrin“ zeigt sich gerade in *Frömmigkeit nordischer Artung* auch eine Beschäftigung mit dem Themenkomplex der Religion und der Frage, wie eine „art-eigene“ Religion der Deutschen bzw. „Arier“ auszusehen hätte bzw. welche Merkmale sie ausmachen würden. Wie bereits angeschnitten, erachteten zahlreiche Ansätze das Christentum in seiner bestehenden Form dabei für ungeeignet und versuchten daher, es „rassisch“ umzustrukturieren. Manche lehnten es aber auch konsequent ab und forderten daher eine Rückkehr zu paganen Glaubenvorstellungen, während wieder andere nach einem gänzlich neuen Glaubensentwurf verlangten. Ein Werk, das vor allem die „Rasse“ und die „Ahnen“ zur Ersatzreligion erhebt und dabei auch Züge paganer Glaubensvorstellungen aufweist, ist *Zwerg Hüting*, eine Erzählung, die an Kinder gerichtet war und im Folgenden behandelt wird.

7.3 Die religiösen Vorstellungen der Germanen als „Heilsweg“

7.3.1 Historische Entwicklung

Das Interesse an den religiösen Vorstellungen der germanischen Stämme nahm bereits zur Zeit der Aufklärung seinen Anfang¹ und war das Resultat einer Suche nach Stärke und Echtheit, die dem Christentum vermeintlich fehlten;² zudem erhoffte man sich, im „Glauben der Urväter“ Lösungen für moderne Probleme zu finden.³ Diese Beweggründe hatten Auswirkungen auf die Religionsforschung⁴ – eine dezidierte Analyse dieser Folgen würde für die vorliegende Arbeit jedoch zu weit führen. Gleiches kann für all die unterschiedlichen religiösen Ausprägungen des völkischen Germanismus gesagt werden, weshalb nachfolgend lediglich einige grundlegende Aspekte erläutert werden.

Besonderen Aufschwung erhielt die Beschäftigung mit den religiösen Vorstellungen der Germanen nach der Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg.⁵ Die Ansätze blieben dabei jedoch meist spekulativ, was vorwiegend darauf zurückzuführen ist, dass der Wahrheitsgehalt der antiken Textzeugnisse und mittelalterlichen Historiographien umstritten war (und noch immer ist). Dies ist damit zu begründen, dass sie einerseits ihren Ursprung in einer vorchristlichen oralen Erzählkultur haben und andererseits in ihrer schriftlichen Form von der christlichen Buchkultur des Hochmittelalters geprägt sind. Zudem berichten sie uns nur schemenhaft von den heidnischen Glaubensvorstellungen und ihren Praktiken.⁶ Bodenfunde sind ebenfalls wenig hilfreich, da sie viele Forschungsfragen nur unzureichend beantworten können.⁷

Dies führte dazu, dass man die wenigen vorliegenden Erkenntnisse entsprechend der eigenen Bedürfnisse umformte, sodass eine Art „konzipiertes Urwissen“ entstand,⁸ wobei alten Legenden und Symbolen wesentliche Bedeutung beigemessen wurde. Ein Element dieses „Urwissens“ war beispielsweise der Sonnenkult, der im 19. und 20. Jahrhundert zunehmend an Bedeutung gewann: Demnach hätten sich die Menschen im Norden aufgrund der langen Dunkelheitsperioden im Winter von Natur aus dem Licht zugewandt, das für sie Hoffnung symbolisiert hätte.⁹ Manch einer, wie etwa Herman Wirth, ging gar so weit, den Sonnenkult zum alleinigen Kulturgut der „atlantisch-nordischen Rasse“ zu erklären, da den Völkern im Süden ja kein Kontrast zwischen Sommer und Winter geläufig sei. Kannten sie trotzdem einen Sonnenkult, so sei dieser auf die Wanderungen der „atlantisch-nordische Rasse“ zurückzuführen, die ihn bis in den Orient getragen hätte. So wurden bereits ab 1933 Sonnenwendfeiern der *HJ* veranstaltet, die sich nur zwei Jahre später auch in großen Stadien abspielen sollten; zudem versuchte man, das Weihnachtsfest durch die Wintersonnenwende zu ersetzen.¹⁰

¹ Vgl. Hieronimus 1986, S. 246.

² Vgl. Mosse 1991, S. 82.

³ Vgl. Ulbricht 1997, S. 171.

⁴ Vgl. Mees 2006, S. 191.

⁵ Vgl. Schnurbein 1992, S. 103.

⁶ Vgl. Zernack 1997, S. 145. Siehe hierzu auch Hieronimus 1986, S. 246.

⁷ Vgl. Hieronimus 1986, S. 246; vgl. Ulbricht 1997, S. 170.

⁸ Vgl. Ulbricht 1997, S. 170.

⁹ Vgl. Mosse 1991, S. 82–83.

¹⁰ Vgl. Sünner 2009, S. 31–32, S. 62.

Es überrascht nicht, dass derartige Entwicklungen keine Zustimmung von Seiten der christlichen Kirchen fanden. Zwar hatte der Protestantismus im 19. Jahrhundert zunächst noch als Religionsform gegolten, die dem germanischen Wesen angemessen sei, dabei blieb es jedoch nicht:¹ Von zahlreichen Germanophilen wurde das Christentum als „Zerstörer der ursprünglichen, der altnordischen Sittlichkeit und Frömmigkeit“² angesehen³ und somit ab dem späten 19. Jahrhundert auch von den Anhängern der völkischen Bewegung zunehmend als Fremdkörper im eigenen, idealisierten Volk betrachtet.⁴ Im gleichen Zug verherrlichte man heidnische Religionsformen, da diese unverdorben und ursprünglich seien.⁵ Die dabei aufkommenden neuheidnischen Religionssysteme gründeten sich vor allem auf den Aspekt der Selbsterlösung, die durch die Erkenntnis des Göttlichen in der eigenen Seele erreicht werden sollte. Es wurde demnach auf einen Mittler zwischen Gott und Individuum verzichtet, sodass es weder eines Klerus noch einer Erlöserfigur bedurfte. Die einzigen weiteren Instanzen in diesem System waren „Rasse“ und Volk: Was ihnen dienlich war, galt als gut und gewollt. Kam man doch nicht gänzlich ohne eine Erlöserfigur aus, so trat diese in Gestalt des „reinen Christus“ auf, der nicht Gottes Sohn, sondern eine Lichtgestalt war, die den Gläubigen im Kampf zwischen Licht und Schatten zur Seite stand. Durch ihre schemenhafte Konzeption war sie austauschbar gegen andere Konzepte, wie etwa Baldr oder Siegfried.⁶

Die Rezeption dieser neuen religiösen Konzepte fiel sehr unterschiedlich aus: Während die einen einem regelrechten Wotanismus huldigten, wandten sich andere einem radikalen Protestantismus zu, bei dem z. B. die Herkunft des Christentums aus dem Mittleren Osten heruntergespielt wurde.⁷ Gleichfalls gab es Ansätze, das Christentum zu „germanisieren“ und von vermeintlich „artfremden“ Einflüssen zu reinigen.⁸ Wieder andere begriffen den christlichen Glauben als „grundsätzlich artfremd“.⁹ Parallel dazu wurden auch heidnisch orientierte Geheimgesellschaften gegründet, die jedoch nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten zu einem Großteil wieder verboten wurden.¹⁰ Eine dieser Gemeinschaften war die *Germanische Glaubensgemeinschaft*¹¹, die Ludwig Fahrenkrog¹²

¹ Vgl. Lächele 2001, S. 167–168.

² Hieronimus 1986, S. 249.

³ Vgl. Schnurbein 1992, S. 229; vgl. Schnurbein 1996a, S. 173.

⁴ Vgl. Mees 2006, S. 190–191.

⁵ Vgl. Graus 1975, S. 253.

⁶ Vgl. Ulbricht 1997, S. 166–167. Siehe hierzu auch Schnurbein 1996a, S. 174.

⁷ Vgl. Mees 2006, S. 191.

⁸ Vgl. Schnurbein 1992, S. 227; vgl. Schnurbein 1993, S. 78; vgl. Schnurbein 1996a, S. 172.

⁹ Vgl. Schnurbein 1996a, S. 172.

¹⁰ Vgl. Heller/Maegerle 1995, S. 69.

¹¹ Eine Nachfolgeorganisation dieser Vereinigung besteht bis heute unter gleichem Namen fort, siehe hierzu Kapitel 8.

¹² Geboren 1867 in Rendsburg. 1883 Lehrling zum Dekorationsmaler, 1887 Schüler an der Akademie der bildenden Künste in Berlin. Später tätig als Maler, Illustrator, Bildhauer und Schriftsteller. Erhielt diverse Auszeichnungen für seine christliche Kunst. Kirchenaustritt 1900. 1912 Uraufführung des *Baldur*-Dramas. Gab ab 1922 mit Holger Dom den *Weihwart* heraus. 1925 Tätigkeit als externer Kunstprofessor an der University of Dakota. Verstorben 1952 in Biberach an der Riß, vgl. Schnurbein 1996b, S. 904. Die Entnazifizierungsakte Fahrenkrogs ist unter [https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/bild_zoom/thumbnails.php?bestand=593&id=2946080&sysuche=&logik=_\[zuletzt aufgerufen am 4. Juli 2024\]](https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/bild_zoom/thumbnails.php?bestand=593&id=2946080&sysuche=&logik=_[zuletzt%20aufgerufen%20am%204.%20Juli%202024]) einsehbar.

im Jahr 1913 ins Leben rief. Ihre Glaubensvorstellungen stützten sich vor allem auf die *Edda*¹ und verzichteten ebenfalls auf einen Mittler zwischen Göttern und Menschen.²

Ein einflussreicher Vordenker des Religionsdiskurses war Jörg Lanz von Liebenfels,³ dem zufolge die „Rassenreligion“ zwar durchaus christlich, mit der Zeit jedoch verdunkelt und verdeckt worden sei, weshalb es umso wichtiger wäre, dem ursprünglichen Kult wieder Leben einzuhauchen.⁴ Auch meinte er, die Bibel sei in einer Geheimsprache abgefasst, in der jedes Wort einen dreifachen Sinn besäße: Einen „rassegeschichtlichen“, einen moralischen und einen mythischen.⁵ Hin und wieder wird behauptet, Liebenfels habe direkten Einfluss auf Hitler genommen, da dieser Leser des Heftes *Ostara* gewesen sein soll, für welches Liebenfels ab 1907 alleinverantwortlich war; Hieronimus widerspricht dem jedoch, da zu dem Zeitpunkt, als Hitler die *Ostara* las, nur ein Teil der Texte vom Herausgeber selbst verfasst worden war.⁶

Daneben ist außerdem Paul de Lagarde⁷ zu nennen, der sich ebenfalls an der Diskussion über die religiösen Ursprünge der Deutschen beteiligte und dazu beitrug, einige Elemente der späteren NS-Ideologie populär zu machen.⁸ In seinen Augen war die Nation ein geistiges Wesen, das die Menschen miteinander verband; diese Einheit sei dem deutschen Staat jedoch abhandengekommen, sodass die entstandene Lücke nun durch den germanischen Glauben geschlossen werden müsse. Hierfür sollte das Christentum „regeneriert“ werden, das hebräisch geprägt und von der traditionellen Orthodoxie unterdrückt sei. Wie viele andere Völkische lehnte auch er die Industrialisierung und moderne Werte ab, da diese die Menschen „versteinert“ hätten. Die germanische Religion könne hier jedoch zur Genesung beitragen, da sie den Menschen wieder Tradition, Geschichtlichkeit, Echtheit der Natur und eine Beziehung zu Gott zurückgeben würde.⁹ Lagardes Ansichten vereinen

¹ Vgl. Zernack 1997, S. 153–154.

² Vgl. Ulbricht 1997, S. 167.

³ Laut amtlichen Unterlagen 1874 als Adolf Joseph Lanz in Wien geboren. Nach dem Abitur Eintritt in das Zisterzienserkloster *Heiligenkreuz* bei Wien, wo er 1893 Novize wurde. 1898 Priesterweihe, im selben Jahr Ernennung zum *Alumnorum Magister*. Verlässt das Stift nur wenige Monate später. 1900 Gründung des *Ordens vom Neuen Tempel*. Gründung der Zeitschrift *Ostara* 1905. Gab später an, 1872 in Messina, Sizilien, mit dem Namen Georg Lanz-Liebenfels geboren worden zu sein; „Jörg“ diene als Kurzform des Vornamens „Georg“. Seine Beweggründe für diese verfälschenden Angaben sind bislang unklar. Auch die Herkunft des Adelstitels „Lanz von Liebenfels“ ist nicht geklärt. In den 1930er Jahren nannte er sich dann Don Jorge Lanza di Leonforte. Ähnliche Verwirrung herrscht hinsichtlich seines Dokortitels, da Liebenfels scheinbar nicht ordnungsgemäß promoviert wurde. Darüber hinaus nahm er trotz des Austritts aus dem Stift später alle Würdigungen eines Zisterziensermönches in Anspruch und nannte sich etwa *Dr. phil. et theol. J. Lanz-Liebenfels, prof. et presb. ord. cist.* (= *Profess und Presbyter des Zisterzienserklosters*), vgl. Hieronimus 1996, S. 131–146.

⁴ Vgl. Hieronimus 1996, S. 140.

⁵ Vgl. Heller/Maegerle 1995, S. 21–22.

⁶ Vgl. Hieronimus 1996, S. 142–143. Schnurbein ist ebenfalls der Ansicht, dass ein direkter Einfluss des Herausgebers auf Hitler zu weit hergeholt sei, vgl. Schnurbein 1992, S. 112.

⁷ Geboren 1827 in Berlin. Hieß mit Nachnamen eigentlich Bötticher, ließ sich jedoch 1854 von seiner Großtante adoptieren und trug fortan deren Nachnamen. Ab 1844 Studium der evangelischen Theologie. Sein Interessenschwerpunkt verlagerte sich jedoch nach einer Begegnung mit Friedrich Rückert hin zu orientalischen Sprachen und historisch-philologischer Textkritik. Promotion 1849. Habilitation im Bereich Orientalistik 1851. Ab 1854 tätig im höheren Schuldienst. Erhielt 1868 den Ehrendoktorgrad für eine kritische Ausgabe der griechischen Übersetzung der *Genesis*. 1869 Berufung an die Universität Göttingen. Verstarb 1891, vgl. Schriewer 1982, S. 409–410.

⁸ Vgl. Paul 1996, S. 88.

⁹ Vgl. Mosse 1991, S. 42–44. Siehe hierzu auch Ulbricht 1997, S. 164 sowie Paul 1996, S. 61.

somit Ansätze von Nationalismus, Rassismus, Antisemitismus, Zivilisationskritik und Christentumsfeindlichkeit in sich;¹ was allerdings fehlt, ist das Element der Blutreinheit, welches für Lagarde nicht relevant war, da Deutschland seiner Auffassung nach mehr sei als die Summe derer, die „deutsch denken, deutsch empfinden und deutsch wollen“. Rezipiert wurde Lagarde beispielsweise von Alfred Rosenberg, der in ihm einen großen Mystiker sah und seiner Rezeption im Nationalsozialismus den Weg ebnete.²

Bis 1933 hatte sich somit eine beachtliche Zahl neuheidnisch-germanophiler Gruppierungen gebildet, die nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten darauf hofften, endlich aus dem Schatten treten zu können und öffentlich anerkannt zu werden.³ Adolf Hitler strebte jedoch statt einer Verbindung mit den völkisch-religiösen Gruppen die Ausöhnung mit den großen Kirchen an,⁴ was nicht zuletzt daran gelegen haben mag, dass die christlichen Konfessionen deutlich einflussreicher waren.⁵ Aus diesem Grund hat sich im nationalsozialistischen Deutschland kein offizieller Germanenkult entwickelt – selbst Himmlers Germanentümeleien im Kontext der SS reichten nicht über die Grenzen der Organisation hinaus. Ähnliches kann für Alfred Rosenberg gesagt werden, dessen Germanenfantastereien Hitler wenig zusagten. Geduldet wurde Germanenschwärmerei demnach nur dort, wo sie die „Politik der Stärke“ und den imperialistischen Herrschaftsanspruch der Nationalsozialisten unterstrich; geistrevolutionäre oder utopische Ansätze hingegen wurden nach der Machtergreifung allmählich unterbunden.⁶

7.3.2 Werner Grauls „Zwerg Hüting zeigt Heiner den Weg“

Stellvertretend für einen sehr breiten Textkorpus an germanophil-religiöser Literatur aus der NS-Zeit wird im Folgenden Friedrich Hermann Werner Grauls⁷ Kurzgeschichte *Zwerg Hüting zeigt Heiner den Weg. Eine Einführung in das nordisch-germanische Weltbild für gottgläubige Kinder* aus dem Jahr 1939 analysiert. Graul, der als Zeichner, Grafiker, Radierer und Modelleur tätig war, war zugleich der Mitbegründer des völkischen Verlags *Sigrune*, welcher auch *Zwerg Hüting* verlegte. Die vier Bilder, die den Text illustrieren, stammen ebenfalls aus seiner Feder. Grauls Illustrationen hatten unter anderem idealisierte Darstellungen des Germanentums zum Thema, manche richteten sich aber auch gegen das Christentum, sodass es wenig überrascht, dass sich im *Zwerg Hüting* so dann eine ähnliche thematische Ausrichtung zeigt.⁸

Betrachten wir zunächst den Inhalt des Textes: Die Kurzgeschichte beginnt mit einem Jungen namens Heiner, dessen Vater ein Waldarbeiter ist. Es wird beschrieben, wie dieser seiner Tätigkeit beinahe andächtig nachgeht, indem er den Blick senkt und eine „stille

¹ Vgl. Zernack 1997, S. 144.

² Vgl. Paul 1996, S. 58–59, S. 87.

³ Vgl. Hermand 2021, S. 228.

⁴ Vgl. Ulbricht 1997, S. 171.

⁵ Vgl. Schnurbein 1993, S. 74.

⁶ Vgl. Hermand 2021, S. 228, S. 234.

⁷ Geboren 1905 in Berlin. Ab 1933 Mitglied der NSDAP. Leitete nach 1945 den *Aureus Magnus Verlag*. Als größter Erfolg Grauls gilt das Filmplakat zu *Metropolis* von 1926. Erlangte internationale Bekanntheit als Modelleur von Münzen. Verstarb 1984 in München, vgl. Ebnet 2016, S. 227; vgl. Partsch 2009 [zuletzt aufgerufen am 4. Juli 2024].

⁸ Vgl. Partsch 2009 [zuletzt aufgerufen am 4. Juli 2024]. Siehe hierzu auch Ebnet 2016, S. 227.

Zwiesprache mit dem Baum“ hält, eher er die Axt hebt, ganz so, als würde er sich für das bevorstehende Fällen entschuldigen wollen. Die Mutter hingegen findet lediglich kurz Erwähnung und spielt für den weiteren Handlungsablauf keine Rolle. Die Familie als Ganzes sei reich, allerdings nicht an Habseligkeiten, sondern dergestalt, dass sie ein Dach über dem Kopf, eine Kuh und einen Garten hätten, wodurch ihre Versorgung gesichert ist.

Anschließend richtet sich der Fokus auf den Protagonisten Heiner. Es wird berichtet, wie er sich eines Tages auf dem Heimweg im Wald verirrt, wobei er aber keinerlei Angst empfindet. Schließlich zieht ein Gewitter auf, sodass Heiner Schutz suchen muss. Er findet im Wald ein altes, verfallenes Gebäude, dessen Beschreibung an eine aufgegebene Kirche denken lässt. Dieser Eindruck wird durch die Beschreibung der Innenräume verstärkt, die mit „vielfarbenen kleinen Steinchen“ dekoriert seien und zudem ein mit Gold verziertes Kreuz beherbergen, an welchem ein „fast nackter, knöcherner Mensch“ hängt, dessen Gesichtszüge „bitteres Leid“ zeigen. Der Gekreuzigte scheint Heiner auf eine zwanghafte Art anzuziehen, als er jedoch nähertreten will, schlägt plötzlich ein Blitz ein. Die Tür fällt hinter Heiner zu und lässt sich auch dann nicht mehr öffnen, als der Sturm vorüber ist. Nun bekommt Heiner doch Angst und beginnt zu weinen.

Da taucht ein Zwerg auf, den Heiners Weinen geweckt hat. Der verfallene Zustand der Kirche erfreut ihn ebenso wie die gut gedeihenden Eichen im Freien. Er bietet Heiner schließlich an, ihn durch einen Tunnel hinauszuführen. Hüting – so der Name des Zwergs – erklärt dem Jungen, dass an der Stelle des Gotteshauses früher die größte Eiche der Welt gestanden habe, die von einem Volk, das der Zwerg lediglich „die Guten“ nennt, verehrt wurde. Hüting selbst wohnte in den Wurzeln der Eiche und war mit ihrem Schutz beauftragt. Eines Tages sei ein anderes Volk aufgetaucht, das neidisch auf die Guten gewesen sei. Durch eine Hinterlist überrumpelten diese „Bösen“ die Guten, töteten unzählige von ihnen und fällten die Eiche, um an ihrer statt eine Kirche zu errichten. Die Guten, die in Gefangenschaft geraten waren, mussten sich daraufhin entscheiden, ob sie den neuen Glauben annehmen oder lieber sterben wollten.

Der Zwerg meint jedoch, dass die Tage der Kirche nun gezählt seien. Das glaubt auch Heiner zu erkennen, als er Hüting in den Tunnel folgt und sehen kann, wie sich Eichenwurzeln gegen die Grundmauern des Gebäudes stemmen. Daneben sind aber auch andere Dinge in der Erde zu finden, so etwa Fossilien, Edelmetalle und Edelsteine, was den Jungen erstaunt. Ihre Reise führt sie schließlich so weit hinab, dass sie auf Magma stoßen. Heiner fragt entgeistert, ob dies die Hölle sei, doch Hüting tut dies als eine Erfindung der Bösen ab, die die Guten ängstigen soll, denn in Wahrheit befänden sie sich im Herz der Erde selbst. Später gelangen sie dann noch in die Grabkammer des Königs der Guten. Graul beschreibt ihn als Krieger mit einem roten Mantel, Schwert und Schild. Der Zwerg erklärt, dass der König zwar tot, aber auch lebendig sei, da er in Heiner, der einer seiner Nachkommen wäre, fortleben würde. Heiner verspürt daraufhin dieselbe Zuneigung zu dem Verstorbenen, die er auch für seine Eltern empfindet. Hüting erzählt außerdem, dass der Regent keine Reichtümer besessen habe, da diese für wahre Herrscher nicht relevant seien. Stattdessen habe er das Eisen zu schätzen gewusst. Könige, die sich etwas aus Gold machten, würden hingegen von den Bösen kontrolliert, die hier als „Fremdlinge“ bezeichnet werden. Daraufhin schenkt Hüting Heiner eine Spange vom Mantel des Königs und sagt, dass der Junge eines Tages auch das Schwert und den Schild haben könne. Wür-

de er sich beides holen, wäre er in der Lage, die Bösen zu „überwinden“, da diese durch Heimtücke, nicht durch Kampf obsiegt hätten.

Daraufhin kommt die Geschichte zum Ende. Heiner und Hüting kehren zurück an die Oberfläche, wo das Abendrot sie erwartet. Der Junge sagt, Gott würde im Himmel wohnen, der Zwerg korrigiert ihn jedoch auch hier und erklärt, Gott sei im Größten und im Kleinsten. Dann verschwindet Hüting plötzlich und Heiner kann weder ihn noch den Eingang ins Erdreich wiederfinden. Er fragt in die Leere hinein, wie er nun in die Grabkammer zurückkehren solle und der Zwerg antwortet von nirgendwoher, dass er dafür nur tapfer, edel und stark sein und sich vor Trank und Brot der Bösen hüten müsse. Heiner geht nach Hause, wo ihn sein Vater ermahnt, gut auf die Spange zu achten, da sie von ihren Ahnen stamme.

Die Ziele, die Graul mit dieser Kurzgeschichte verfolgt, werden bereits im Vorwort ersichtlich: Sie sei darauf aus, „germanischen“ Kindern eine „rassische Weltanschauung und Frömmigkeit“ näherzubringen, wodurch sie dann nicht für die Lehren des Christentums empfänglich sein sollten. Zudem sollen Kinder, die mit christlichen Motiven wie „Hölle“ oder „Himmel“ in Berührung kämen, durch die Lektüre des *Zwerg Hüting* eine „rassisch ausgerichtete Vorstellung“ dieser Konzepte gewinnen, die sie davor schützen sollte, durch das „Biblisch-Jüdische vergiftet“ zu werden. Die Quintessenz seiner Absichten bringt Graul am Ende dieser Einführung auf den Punkt, wenn er schreibt, die Zielgruppe solle lernen, dass Fremdes „böse“, das Eigene aber „gut“ sei.¹ Der Text ist damit antichristlich, antisemitisch und rassistisch geprägt.

Die Affinität Grauls zur Germanenideologie offenbart sich insbesondere in der völkisch-germanophilen Vorstellungswelt, in der die Geschichte angesiedelt ist: Heiners Familie lebt nicht in der Stadt, sondern in einem Haus am Wald; hierbei handelt es sich um ein gängiges Schema völkischer Strömungen, die die Urbanisierung und Industrialisierung ablehnen. Der Vater geht dabei einer körperlichen Arbeit nach, die außerdem einen engen Bezug zur Natur aufweist, indem er die Bäume nicht nur fällt, sondern auch neue pflanzt. Hierin spiegelt sich die taciteische Germanendarstellung wider, nach der die Völker Germaniens ein einfaches, ehrliches Leben abseits der Dekadenz geführt hätten. Dieses Bild verstärkt Graul noch zusätzlich durch die Beschreibung, dass Heiners Familie nicht wohlhabend in dem Sinne sei, dass sie Reichtümer besäßen, sondern indem sie alles hätten, was sie zum Leben brauchen. Dass der Vater sich obendrein noch bei den zu schlagenden Bäumen entschuldigt, legt nahe, dass die Natur im *Zwerg Hüting* als etwas Göttliches portraitiert werden soll. Dass Heiner sich in keiner Weise fürchtet, als er sich im Wald verirrt, unterstreicht das Motiv der Naturverbundenheit ebenso, wie die Darstellung der Guten als das Volk, das die große Eiche verehrte. Auch Hütings Aussage am Ende des Textes, dass Gott nicht etwa im Himmel zu verorten sei, sondern im Größten und im Kleinsten, kann diesem Motiv zugerechnet werden. Graul schafft hier also das Bild einer Naturreligion, deren Anhänger mit ihrer Umwelt im Einklang leben und sie verehren.

Dieses Motiv geht Hand in Hand mit der im Text verarbeiteten Erdmetaphorik: Heiner ist beispielsweise erstaunt ob all der Schönheiten, die in der Erde versteckt sind. Hüting wiederum pflegte als Schützer der Eiche nicht etwa den überirdischen Teil, sondern wachte stattdessen über ihre Wurzeln, womit zugleich auch die Bedeutung herausgestellt

¹ Vgl. Graul 1939, Vorwort.

wird, die der Verfasser dem eigenen Ursprung und dem „Verwurzeltsein“ beimisst. Es ist daher auch nicht verwunderlich, dass sich Graul ausgerechnet für eine Eiche entschieden hat, galt sie doch als der „deutsche Baum“ schlechthin. Zudem erinnert ihre Beschreibung als größter Baum der Welt an den Weltenbaum Yggdrasil aus der nordischen Mythologie, auch wenn es sich bei diesem um eine Esche handelt.

Die antichristlichen Elemente des *Zwerg Hüting* werden bereits ersichtlich, als Graul die Kirche beschreibt, in der Heiner Schutz sucht: Sie ist alt und verfallen, strotzt jedoch trotz ihres desolaten Zustandes noch immer vor Dekadenz, die sich in den Dekorationen ausdrückt. Die Jesusfigur wird schaurig beschrieben, nackt und knöchrig, von dicken Nägeln am Kreuz gehalten, die Gesichtszüge verzerrt. Diese Darstellung lässt weniger an den Sohn Gottes denken, sondern eher an einen Dämon, der zudem in der Lage ist, unschuldige, deutsche Kinder wie Heiner in einen Bann zu schlagen, gegen den sie sich kaum zu wehren vermögen. Auch kann der Junge nicht fliehen, da ihn das Gemäuer selbst gefangen zu halten scheint. Diese Umstände rufen dann bei Heiner auch die Angst hervor, die der Wald nicht zu wecken vermochte. Es handelt sich hierbei um den Versuch einer Dämonisierung des Christentums.

Rettung erfährt der Junge dann wiederum durch einen Blitzeinschlag und einen Zwerg: Das eine ist eine Naturgewalt, die man etwa mit dem nordischen Gott Þórr in Verbindung brachte, das andere ein Wesen der niederen nordischen Mythologie. Weitere Verarbeitung erfährt die altnordische Überlieferung in einer Bilddarstellung Grauls, die den toten König zeigt: An der Seite seines Grabes lehnt ein Schild, dessen Bemalung an die *hagall*-Rune * denken lässt, die aus dem jüngeren Futhark stammt.¹ Ob Graul hiermit einen speziellen Zweck verfolgt, ist unklar, geht der Text doch nicht auf die Darstellung ein; es wäre jedoch denkbar, dass es sich hierbei um einen losen Bezug zu dem Schildbuckel-Fund vom Thorsberger Moor handelt: Ein Teil der darauf befindlichen Inschrift wird etwa von Krause als *hagla* gedeutet, was er als eine runenmagische Verderbensformel interpretiert, die zu einer (Schutz-)Waffe passen würde. Er berichtet daneben aber auch von Funden, in deren Kontext die h-Rune dazu angebracht worden sein könnte, um einen Toten an sein Grab zu bannen, da sie auch zur Abschreckung von bösen Kräften oder Wiedergängern gebraucht werden konnte.²

Die antisemitischen und rassistischen Elemente zeigen sich dann besonders in der Geschichte um den verlorenen König: Die Bösen, welche Gold und Reichtümern mehr zusetzen gewesen seien als die Guten, hätten ihn durch Niedertracht und Arglist zu Fall gebracht. Das Gold scheint hier symbolisch als Metall der Gier und des Geizes zu fungieren, beides Charakterzüge, die im nationalsozialistischen Deutschland den Juden ebenso unterstellt wurden, wie Arglist und Niedertracht. Die Geschichte portraitiert die Bösen zudem an späterer Stelle als „Fremdlinge“, wodurch die bereits im Vorwort offen genannte Ausrichtung des Textes gegen alles, was als „fremd“ empfunden wird, noch einmal herausgestellt wird.

Zuletzt finden sich auch mehrere Anspielungen auf den im Nationalsozialismus zelebrierten Ahnenkult im *Zwerg Hüting*: So setzt sich die Blutlinie des verstorbenen Königs durch die Generationen hin zu Heiner fort, weshalb der Tote von Hüting als noch immer

¹ Vgl. Findell 2012, S. 420.

² Vgl. Krause 2014, S. 155–156.

lebendig wahrgenommen wird. Zusätzliche Betonung erfährt dieses Motiv durch Heiners Reaktion auf diese Erkenntnis, der nun für eine Person, die lange vor ihm lebte und die er selbst niemals kannte, die gleichen Gefühle empfindet, wie für seine eigenen Eltern. Eventuell kann die Szene aber auch als Verarbeitung des Führerkults aufgefasst werden: Heiner empfindet eine Loyalität gegenüber dieser ihm unbekanntem Autoritätsperson, wie sie auch von den Deutschen gegenüber Adolf Hitler erwartet wurde. Die Szene, in welcher Heiner die Spange erhält und erklärt bekommt, dass er eines Tages auch Schild und Schwert an sich nehmen, bildlich gesprochen also zu den Waffen greifen könne, mutet zudem so an, als befände sich das Geschlecht der Guten, das in Heiner fortlebt, nach wie vor in einem Bedrohungs Zustand, der noch nicht überwunden ist, weshalb es umso wichtiger ist, der Sippe die Treue zu halten und gegen eben jene Bedrohung vorzugehen – auch das ist nationalsozialistisches Gedankengut, wurde ein Zustand der kontinuierlichen Bedrohung von außen doch permanent propagiert.

Bei Graul zeigt sich demnach die Konzeption einer Naturreligion, die jedoch auch deutliche Züge des Ahnen- und Führerkultes trägt sowie rassistische Elemente beinhaltet. Dabei transportieren sowohl der Text als auch die beigelegten Illustrationen nordische Mythologeme. Dass Graul hierbei auch auf eine Runendarstellung zurückgreift, entspricht dem Zeitgeist, wurden Passagen der eddischen Überlieferungen oder Runenzeichen doch häufig herangezogen, um einer Rezeptionslinie einen noch „germanischer“ oder „nordischer“ anmutenden Charakter zu verleihen. Im Kontext anderer Rezeptionsansätze wiederum waren *Edda* und Runen nicht nur Beiwerk, sondern bildeten vielmehr das Grundgerüst der entsprechenden Texte. Dies lässt sich besonders gut bei Rudolf von Elmayer-Vestenbrugg und Batti Dohm beobachten, deren Werke im nachfolgenden Kapitel beleuchtet werden.

7.4 Die Rezeption der eddischen Texte und der Runen

7.4.1 Grundmuster der Edda- und Runen-Rezeption

Nachdem sich zunächst vor allem Germanisten mit den eddischen Stoffen beschäftigt hatten, nahm die Anzahl an Veröffentlichungen zum Themengebiet *Edda* zu Beginn des 20. Jahrhunderts stark zu. Zeitgleich begann sich das Bild, das die Deutschen von den Texten hatten, zu wandeln: Sie wurden enthistorisiert, sodass sie nun nicht mehr nordische, sondern germanische und später sogar „arische“ Überlieferungen waren. Die alt-nordische Literaturgeschichte sowie die Entstehungszeit und -umstände der Texte rückten also in den Hintergrund, sodass die *Prosa-* und die *Lieder-Edda* schließlich nicht mehr als Zeugnisse vergangener Zustände aufgefasst wurden, sondern noch bis in die Gegenwart hinein maßgebliche Bedeutung zugesprochen bekamen.¹ Dies hatte einen recht freien Umgang mit der Überlieferung zur Folge, der so manche kuriose Blüte trieb.

Die Rezeption der eddischen Stoffe erfolgte in zahlreichen kulturellen Teilbereichen, weshalb es überrascht, dass sich diese Adaptionen im deutschsprachigen Raum des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts recht homogen präsentieren. Die Rezeption ist dabei häufig von der völkischen Weltanschauung geprägt und in neomythische Vorstellungen eingebunden. Nach Dusse waren es vor allem vier primäre Denkmuster, die die Adaption eddischer Stoffe im völkischen Milieu bedingten:

- Die Wahrnehmung der Texte als Wissensquelle,
- die Bewertung als ein Zeugnis „germanisch-arisch-deutscher“ Weltdeutung, Religion und Sitte,
- die Ansicht, sie seien überzeitlich wahr und wirksam,
- die Annahme, die eddischen Texte seien codiert und müssten entschlüsselt werden, um an das in ihnen verborgene Wissen zu gelangen.

Das erste dieser Denkmuster ausgenommen, haben sie alle mythischen Charakter, so dass die eddischen Stoffe schließlich in mythische und ideologische Konzepte sowie esoterische Modelle transformiert wurden und in völkischen Kreisen zu einer Art „Germanen-Bibel“ avancierten. Kombiniert mit der Annahme, die Inhalte seien nur fragmentarisch überliefert, da ein Werk von solcher Wichtigkeit deutlich umfangreicher hätte sein müssen, erfolgten daraufhin Versuche, die *Lieder-Edda* zu korrigieren, umzudichten oder zu entschlüsseln. Dementsprechend heterogen fallen schließlich auch die Deutungsansätze zu den *Edda*-Texten in verschiedenen völkischen Kreisen aus.²

Auch die Runen waren bereits lange vor dem Aufstieg der Nationalsozialisten im völkischen Milieu mythisch überhöht worden. So sah man ihren Ursprung etwa in einer heiligen Urschrift, die schon vor über 14.000 Jahren verwendet worden sein soll³ – dabei sind Runen erst ab dem 1. Jahrhundert n. Chr. nachweisbar. Es handelt sich somit um

¹ Vgl. Dusse 2009, S. 237–238.

² Vgl. Dusse 2009, S. 233–236.

³ Vgl. Sünner 2009, S. 49.

verhältnismäßig junge Schriftzeichen,¹ trat die älteste bekannte Schrift doch bereits im 6. Jahrtausend v. Chr. auf.² Man schrieb ihnen zudem ein höheres geistiges Niveau zu als anderen Schriftformen, wie etwa den Hieroglyphen des Alten Ägypten, welche bereits Anzeichen von Verfall erkennen lassen würden.³ Zugleich wurde der Umstand ignoriert, dass sich die Runen wahrscheinlich aus südeuropäischen Alphabeten entwickelt haben.⁴

Der Umgang mit den Runen ist somit vor allem davon geprägt, dass gewünschte weltanschauliche Inhalte in sie hineinprojiziert wurden.⁵ Gerade die sinnbildliche Dimension, welche sie neben ihrem Lautwert besitzen,⁶ sowie die magischen Kräfte, die die *Lieder-Edda* ihnen zuschreibt, luden dabei zu esoterischen Spekulationen und Deutungen ein.⁷ Eine rationale Interpretation des vorliegenden Materials blieb hingegen weitestgehend aus; die Runen wurden stattdessen zu beseelten, magischen Zeichen verklärt, eine Tendenz, die damals wie heute zahlreichen rechtsradikalen Strömungen in ihrem Umgang mit Symbolen aller Art anhaftet. Gerade die Nationalsozialisten waren zur Durchsetzung und Verbreitung ihrer Ideologie auf die verstärkende Kraft von Symbolen angewiesen, sodass die Runen in unterschiedlichster Form in politischen Emblemen und als Identifikationsobjekte Verwendung fanden.⁸ Hierbei erhielten die betreffenden Symbole einen quasireligiösen, identitätsstiftenden Inhalt. Im Kontext der Germanenrezeption wurde so beispielsweise der Ursprung des *Swastika* im Norden verortet: Als Zeichen des Sonnenkultes sei es von dort aus in den Orient gelangt, da man, wie bereits erläutert, meinte, in südlichen Ländern hätte sich aufgrund des stets warmen Klimas anderweitig kein Sonnenkult entwickeln können.⁹

7.4.2 Guido von List als Vordenker der Edda- und Runenrezeption

Guido von List¹⁰ war gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine bekannte Figur in der völkischen Bewegung.¹¹ Obgleich sich seine Schaffenszeit somit nicht mit dem Zeitraum

¹ Vgl. Düwel 2008, S. 3; vgl. Haarmann 2011, S. 117; vgl. Hunger 2009, S. 312.

² Vgl. Haarmann 2011, S. 17–18.

³ Vgl. Sünner 2009, S. 49. Es sei angemerkt, dass die Schriftentwicklung Ägyptens bereits in der Mitte der ersten Dynastie abgeschlossen war, vgl. Helck/Otto 1999, S. 268. Die erste Dynastie ist etwa zwischen 3000 und 2800 v. Chr. zu verorten, vgl. Schlögl 2008, S. 24–27. Diese Schrift ist somit ebenfalls älter als die Runen.

⁴ Vgl. Hunger 2009, S. 324.

⁵ Vgl. Sünner 2009, S. 64–69.

⁶ Vgl. Düwel 2008, S. 7–8.

⁷ Vgl. Sünner 2009, S. 67.

⁸ Vgl. Heller/Maegerle 1995, S. 13, S. 69.

⁹ Vgl. Sünner 2009, S. 50, S. 64.

¹⁰ Geboren 1848 in Wien. Besuchte zunächst die Handelsakademie und arbeitete dann im Unternehmen des Vaters, hegte jedoch stets eher ein Interesse an Literatur, Kunst, Kultur und Natur. In den 1860er Jahren begann die Beschäftigung mit der germanischen Vorzeit und dem Okkultismus. Nach dem Tod des Vaters ging er ab 1877 dem Beruf des freien Schriftstellers und Journalisten nach. Er verfasste historische Romane ebenso wie Weihespiele und Dramen. Thematisch befassten sich die Werke auch mit der germanischen Vorzeit. Dies verhalf ihm zu einer gewissen Bekanntheit in völkischen Kreisen. Die Familie führte eigentlich keinen Adelstitel, List war jedoch der Auffassung, beim Adel handle es sich um eine Art „germanisch-rassischer Elite“, weswegen er das Adelsprädikat ab etwa 1907 führte, obgleich es nie offiziell von einer Behörde anerkannt wurde. Verstarb 1919 in Berlin, vgl. Heller/Maegerle 1995, S. 19; vgl. Puschner/Ulbricht 1996, S. 916–917; vgl. Wienfort 2009, S. 483–484.

¹¹ Vgl. Mees 2006, S. 186.

deckt, der hier im Fokus steht, ist im Kontext der *Edda*- und Runen-Rezeption auf ihn einzugehen, da seine Theoreme noch weit über seinen Tod hinaus rezipiert wurden und die Grundlage für zahlreiche Ansätze zur Rekonstruktion der germanischen Vorzeit bildeten. Zudem gelten seine Überlegungen als wichtige Einflüsse auf Hitlers Vorstellungen vom „Ariertum“ sowie die politische Symbolik und die „Rassenvorstellungen“ des Nationalsozialismus.¹ Lists Thesen sind äußerst vielschichtig, sodass die nachfolgende Darstellung die Thematik nicht erschöpfend behandelt und stattdessen lediglich einen Überblick über die Theoreme des Begründers der „Ariosophie“ gibt.

Als sich List im Jahr 1902 einer Operation unterziehen musste, durch welche er für etwa ein Jahr erblindete, begann er zu glauben, die Gabe der Hellsichtigkeit erlangt zu haben.² Ebenso behauptete er, den Ursprung der Runen entdeckt zu haben³ und im Besitz von Geheimwissen zu sein, das es ihm ermöglichen würde, die Vergangenheit zu offenbaren. Dieses angebliche Geheimwissen umfasste dabei unter anderem „Kenntnisse“ des Sonnensymbolismus, der Runen und der Verbindung zu Geistern. Hierin spiegeln sich bereits die theosophischen Grundlagen der „Ariosophie“ wider,⁴ einer esoterisch geprägten „Rassenlehre“, in deren Zentrum das „Ariertum“ stand⁵ und die List ebenso begründete wie die Runen-Esoterik.⁶ Die Basis seiner Theorien bildeten neben der *Lieder-Edda* auch Bräuche, Feste, Heldenlieder, Sagen, Legenden und Funde der Archäologie.⁷

Die Grundlagen der listschen Lehre sind keine neuen: Wie viele seiner Zeitgenossen nahm er an, die „arische Rasse“ stamme aus Nordeuropa. Diese sogenannten „Ario-Germanen“ stünden zudem an Anfang und Ende aller kulturschöpferischen Entwicklung.⁸ Wie auch die Theosophen um Helena Blavatsky ging er von einer hierarchischen Gliederung aller Wesen aus, deren verschiedene Stufen er dabei als „Geistringe“ bezeichnete. Die „Arier“ standen in dieser Hierarchie an oberster Stelle.⁹ Bei Lists Thesen handelt es sich also vor allem um ein Konglomerat aus rassistischen Ideologien, Okkultismus und theosophischen Ansätzen,¹⁰ das mit einer Vorliebe für Geschichte und Naturglauben kombiniert wurde. Der letzte Aspekt ist insofern ein maßgeblicher Bestandteil der listschen Weltanschauung, als ihm die Natur als eine Art göttlicher Führer galt.

Unterstützung erhielten seine Thesen schon ab 1905¹¹ durch die *Guido von List-Gesellschaft*, die ihn finanziell förderte und seine Werke veröffentlichte. Er war außerdem im *Bund der Germanen* aktiv und plante darüber hinaus, einen *Hohen Armanen-Orden* ins Leben zu rufen.¹² Dass List in einer nach ihm benannten Gesellschaft Anhänger um sich scharen konnte, ist dabei nicht nur auf das Charisma zurückzuführen, das ihm Wienfort

¹ Vgl. Wienfort 2009, S. 484.

² Vgl. Godwin 2014, S. 149; vgl. Hesemann 2012, S. 117–118; vgl. Schnurbein 1992, S. 87.

³ Vgl. Hesemann 2012, S. 118; vgl. Schnurbein 1992, S. 87; vgl. Schnurbein 1993, S. 63.

⁴ Vgl. Godwin 2014, S. 149; vgl. Mosse 1991, S. 85.

⁵ Vgl. Wienfort 2009, S. 484.

⁶ Vgl. Heller/Maegerle 1995, S. 19.

⁷ Vgl. Schnurbein 1992, S. 89–90; vgl. Schnurbein 1993, S. 64.

⁸ Vgl. Heller/Maegerle 1995, S. 19.

⁹ Vgl. Schnurbein 1992, S. 91; vgl. Schnurbein 1993, S. 65.

¹⁰ Vgl. Puschner/Ulbricht 1996, S. 197.

¹¹ Während Puschner/Ulbricht 1996, S. 197 hier das Jahr 1905 angeben, schreibt Wienfort, dass List erst zwei Jahre später, also ab 1907, Unterstützung von dieser Gesellschaft erhielt, vgl. Wienfort 2009, S. 484.

¹² Vgl. Puschner/Ulbricht 1996, S. 197.

attestiert, sondern auch auf die Züge von Geheimlehre und Weltanschauung, die seiner Lehre anhaften.¹

Obwohl List bereits 1919 bei einer Reise durch den Norden Deutschlands verstarb,² blieben seine Thesen aufgrund der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg auch in den Folgejahren populär. Dies ist damit zu begründen, dass sich seine mythischen Ansätze dazu eigneten, den Verlust zu rechtfertigen und Hoffnung für die Zukunft zu schöpfen: Die „Ariosophie“ glaubte an einen „nordisch-arisch-atlantischen“ Ursprung der Deutschen, wobei sie durch Kräfte aus ihrer Heimat vertrieben worden waren, derer sie sich nicht hatten erwehren können³ – ein Verlust, den sie überwunden hatten, so wie nun die Kriegsniederlage überwunden werden konnte.

Für diesen Ursprungsmythos verband List die „arktisch-arische“ Herkunftstheorie mit dem theosophischen System der sogenannten „Wurzelrassen“. In *Die Rituale der Ario-Germanen* schreibt er, die „Arier“ seien aus dem Nordwesten gekommen, von wo aus sie bis nach Europa, Asien, Nordafrika und Indien vorgedrungen wären.⁴ Was die eddischen Texte betrifft, so ist List der Ansicht, sie seien kein nordisches Kulturerbe, sondern würden „ario-germanisch-deutsche Lieder in Uebersetzungen“ beinhalten, die mit den aus „Germanien“ vertriebenen „Armanen“ nach Island gekommen wären;⁵ zu datieren seien sie noch vor die letzte Eiszeit sowie die „große Sintflut“. ⁶ Zudem sei das Glaubenssystem dieser „Ario-Germanen“ im Kern immer rein monotheistisch gewesen; da das einfache Volk jedoch nicht in der Lage gewesen sei, abstrakte Begriffe zu verstehen, habe man sie ihm in Form verschiedener, konkreter Götter verständlicher machen müssen. Die wahre Natur des Glaubens sei hingegen nur von den Wissenden erkannt worden. List nennt diese Religionsform „Wuotanismus“.⁷

Was die Runen anbelangt, so sind sie nach List die Urform der menschlichen Schrift, eine Überzeugung, die sich in völkischen Kreisen hartnäckig hielt (und teils bis heute hält). Des Weiteren würden sie auf jene Ursprache zurückgehen, aus der alle anderen Sprachen hervorgegangen seien und die im Deutschen noch in ihrer reinsten Form erhalten wäre. Generell unterscheidet List zwei Arten von Runen: *Buchstaben-* und *Heilszeichen-Runen*.⁸ 1908 stellte er in seinem Buch *Das Geheimnis der Runen* erstmals ein achtzehnteiliges Runensystem vor, das er entworfen hatte. Es basierte auf der 18 Strophen umfassenden *Hávamál*⁹ der *Lieder-Eda*, wobei List jeder der Strophen eine Rune zuwies, sodass sich daraus eine von ihm als *Armanen-Futhark* bezeichnete Runenreihe

¹ Vgl. Wienfort 2009, S. 484.

² Vgl. Puschner/Ulbricht 1996, S. 197.

³ Vgl. Godwin 2014, S. 152.

⁴ Vgl. Godwin 2014, S. 149. Auf diesen Wanderungen hätten sie beispielsweise das indische Kastensystem begründet, vgl. List [o.J.], S. 35–36.

⁵ Vgl. List [o.J.], S. 31. Zitat siehe ebenda.

⁶ Vgl. List [o.J.], S. 37. Siehe hierzu auch Godwin 2014, S. 149 und Schnurbein 1993, S. 64.

⁷ Vgl. Schnurbein 1992, S. 90–91; vgl. Schnurbein 1993, S. 65.

⁸ Vgl. Schnurbein 1992, S. 92–93. Siehe hierzu auch Schnurbein 1993, S. 65–66.

⁹ Zu Dt. *Die Sprüche des Hohen*. Reihe von Gedichten in der *Lieder-Eda*, die zur eddischen Wissensdichtung gehören. Umfasst insgesamt 164 Strophen, vgl. Simek/Pálsson 2007, S. 165.

ergab. Jedes Zeichen erhielt zusätzlich noch eine okkulte Bedeutung und ein Motto.¹ List schreibt hierzu:

Schon das mystische Lied „Runatáls-thattr-Odhins“ [...] der Edda kennt jene achtzehn Runen als „Schriftzeichen“, bewahrt aber noch deren Gedächtnis als „Heilszeichen“ [...]. Kein zweites Lied der Edda gibt so klaren Einblick in die urarische Weltanschauung [...] als das „Hávamál“ und das in dieses [...] eingeschlossene „Runatáls-thattr-Odhins“.²

So machte List die Runen als Ausdruck der germanischen Überlegenheit populär und verbreitete unter anderem auch das Hakenkreuz als Symbol.³ Das *Swastika* war für ihn ein Zeichen von besonderem Interesse, das er von folgender Strophe der *Hávamál* ableitete:

Diese Sprüche wirst du, Loddfafnir,
lang vermissen;
doch ist's für dich gut, wenn du sie kennst,
nützlich, wenn du sie lernst,
hilfreich, wenn du sie annimmst.
Einen achtzehnten kenn ich, den ich nicht nenn
einem Mädchen noch eines Mannes Frau –
alles ist besser, was einer nur kennt,
das folgt dem Schluss der Sprüche –,
außer der einen, die mich im Arm hält,
oder meiner Schwester.⁴

Er sieht in diesem Auszug etwas Besonderes, da der Dichter hinter Odin zurücktritt und den Gott selbst sprechen lässt, wodurch die achtzehnte, hakenkreuzähnliche Rune ebenfalls außergewöhnlich sei. Die Strophe solle verdeutlichen, dass das höchste Wissen nur den verheirateten Gottheiten zu eigen gewesen sei und einzig sie um die Geheimnisse von Zeugung, Leben und Wiederkehr gewusst hätten. All diese Attribute fänden dann Ausdruck im *Swastika*.⁵ Auch in *Die Bilderschrift der Ario-Germanen* geht List auf dieses ein, wobei er es hier als die „zweite Urglyphe“ mit der Bezeichnung *fyrfos* interpretiert, die aus den „urarischen“ Worten *thu* und *ask* gebildet worden sei, weshalb sie *tue wachsen* bedeute und die „Feuerzeugung“ symbolisiere. Es sei das heiligste Zeichen des „Armanentums“. Eine Ableitung aus dem Sanskrit oder dem Litauischen lehnt er hingegen ab, da beide jünger seien als die „arische Ursprache“. Vielmehr verhielte es sich so, dass sowohl das Wort *Swastika* aus dem Sanskrit (*svasti* = zu Dt. *Glück*) als auch der Name des litauischen Feuergottes *Sweistiks* beide von *thuask* abgeleitet worden wären.⁶ Der von List vorgeschlagene *Armanen-Futhark* kann jedoch nicht wissenschaftlich be-

¹ Vgl. Hesemann 2012, S. 118–119; vgl. Schnurbein 1992, S. 93; vgl. Schnurbein 1993, S. 66.

² List 1912, S. 4.

³ Vgl. Wienfort 2009, S. 484.

⁴ Krause 2006a, S. 66–67.

⁵ List 1912, S. 21.

⁶ Vgl. List 1910, S. 43. Siehe hierzu auch Schnurbein 1992, S. 93 sowie Schnurbein 1993, S. 66.

legt werden und lässt sich weder mit dem älteren noch mit dem jüngeren Futhark zur Deckung bringen. Auch bei Verlagen und Universitäten fand die Theorie keinen Anklang.¹

7.4.3 Rudolf von Elmayer-Vestenbruggs „Rätsel des Weltgeschehens“

Die sogenannte Welteislehre² geht auf den Ingenieur Hanns Hörbiger³ zurück, dessen Buch *Die Glacial-Kosmogonie* 1912⁴ im *Kayser-Verlag* erschien.⁵ Nach einem übersinnlichen Ereignis, bei dem Hörbiger unverhofft zu der Überzeugung gelangt sein soll, dass der Mond aus Eis bestünde,⁶ konzipierte er 1894⁷ auf der Grundlage dieser Annahme seine Welteislehre. Dabei stand das Zutreffen seiner Theorie für Hörbiger von Anfang an fest – die dazugehörige Erklärung wurde dann so formuliert, dass sie zwangsläufig auf die Bestätigung seiner These hinauslaufen musste.⁸ Es ist zu betonen, dass es sich bei Hörbiger nicht um einen Astronomen, Astrophysiker, Geologen oder Meteorologen, sondern um einen Ingenieur handelte.⁹ Bereits vor der Veröffentlichung der *Glacial-Kosmogonie* soll er versucht haben, in den Fachwissenschaften für seine Ansätze zu werben, was jedoch zu teils harscher Ablehnung führte.¹⁰ Da ihm niemand glauben wollte, soll Hörbiger sogar befürchtet haben, dass man versuchen würde, bei ihm eine psychische Erkrankung zu diagnostizieren. Einzig Philipp Fauth¹¹ unterstützte ihn in seinen Bemühungen; dies hatte

¹ Vgl. Hesemann 2012, S. 118–119.

² Alternativ wurde die Theorie auch als *Kosmotchnik* bezeichnet, da sie auf Erkenntnisse aus der Wärmetechnologie des Wassers zurückgreift, vgl. Dolezal 1972, S. 352–353.

³ Geboren 1860 bei Wien. 1878 Gesellenprüfung zum Schmied. Zudem Absolvent der maschinentechnischen Abteilung der Bau- und Maschinengewerbeschule Wien. Ab 1881 als technischer Zeichner tätig. 1894 Erfindung eines massearmen und reibungsfrei geführten Plattenventils. 1898 Anmeldung eines Flugzeugpatents. 1902 Konstruktionsentwürfe für die Wiener Rohrpost. Firmengründung 1925. Verstarb 1931, vgl. Dolezal 1972, S. 352–353. Siehe auch Bowen 1993, S. xi sowie Klee 2021, S. 262. Interessant ist auch, dass trotz der berechtigten Ablehnung der Welteislehre von Seiten der Wissenschaft für einige Zeit sogar ein Mondkrater nach Hörbiger benannt war, vgl. Bowen 1993, S. xi; vgl. Dolezal 1972, S. 352–353.

⁴ Vgl. Hesemann 2012, S. 282; vgl. Klee 2021, S. 262. Bowen gibt als Erscheinungsjahr hingegen 1913 an, vgl. Bowen 1993, S. xi.

⁵ Vgl. Nagel 1991, S. 11.

⁶ Vgl. Bowen 1993, S. 2; vgl. Nagel 1991, S. 22.

⁷ Vgl. Bowen 1993, S. 2; vgl. Dolezal 1972, S. 352–353.

⁸ Vgl. Nagel 1991, S. 22.

⁹ Vgl. Bowen 1993, S. 2.

¹⁰ Vgl. Nagel 1991, S. 37. Siehe hierzu auch Dolezal 1972, S. 352–353. Nagel berichtet etwa davon, wie Hörbigers Theorien vom Direktor der Wiener Sternwarte, Edmund Weiss, scharf abgelehnt worden sein sollen: Weiss riet ihm unter anderem, den Pfad nicht weiter zu beschreiten, auf dem er sich befand, da er sonst in den Abgrund zu stürzen drohe. Zudem verwies Weiss unter Bezugnahme auf Hörbigers Sternschnuppen-Theorie (auch diese bestünden aus Eis) auf die Meteoritensammlung in Wien. Auch ein zweiter Überzeugungsversuch Hörbigers einige Jahre später scheiterte. Ein anderer Fachwissenschaftler soll zu einem Gespräch mit Hörbiger sogar einen Arzt hinzugezogen haben, vgl. Nagel 1991, S. 37.

¹¹ Bowen weist darauf hin, dass es sich bei Fauth um einen astronomischen Amateur handelte, der sich sein Wissen im Selbststudium angeeignet hatte, vgl. Bowen 1993, S. xiii, S. 4. Auch das *Personenlexikon zum Dritten Reich* bezeichnet ihn als Hobby-Astronomen, der allerdings 1938 durch Himmlers Wohlwollen zum Professor ernannt wurde und die Sternwarte in München-Grünwald leitete, vgl. Klee 2021, S. 145. Die *Deutsche Biographie* rühmt seine Verdienste um die Astronomie, vgl. Scultetus 1961, S. 35–36. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, dass der entsprechende Eintrag von Hans Robert Scultetus verfasst wurde, der sich im *SS-Ahnenerbe* ebenfalls an der Erforschung der Welteislehre beteiligte, vgl. etwa Nagel 1991 sowie Klee 2021, S. 575.

insofern Gewicht, als Fauth im Fach Astronomie eine gute Reputation genoss. Doch auch dadurch änderte sich nach Veröffentlichung der *Glacial-Kosmogonie* nichts an den Ansichten der Fachwelt zur Welteislehre. Von vereinzelter Kritik abgesehen, wurden die darin erörterten Thesen überwiegend ignoriert. Positive Reaktionen waren noch seltener.¹

Inzwischen gelten Hörbigers Theorien als widerlegt. Da die Welteislehre aber auch populärwissenschaftliche Thematiken aufgriff, wie etwa das Phänomen der Sternschnuppen² oder die Entstehung des Lebens, erfuhr sie abseits der universitären Wissenschaften rege Rezeption.³ Dazu hatte sicherlich auch die Aufmachung der *Glacial-Kosmogonie* beigetragen: Sie war vollgepackt mit Zeichnungen und durchsetzt mit Fachbegriffen, die Hörbiger teils selbst erfunden hatte, sodass sie wie ein wissenschaftlich fundiertes Werk anmutete. Diese Rezeption in populärwissenschaftlichen Kreisen führte dazu, dass sich die Fachwissenschaftler, die die *Glacial-Kosmogonie* überwiegend ignoriert hatten, später vereinzelt gezwungen sahen, zu Hörbigers Thesen Stellung zu beziehen.⁴

1937 gab der *Franz Eher-Verlag* in den *Kampfschriften der obersten SA-Führung* das Werk *Rätsel des Weltgeschehens* von Rudolf von Elmayer-Vestenbrugg⁵ heraus.⁶ Dabei handelt es sich um ein würdigendes Sonderheft zu Hörbigers Arbeit.⁷ Er verfasste darüber hinaus noch weitere Artikel zur Welteislehre, so etwa für den *Illustrierten Beobachter*. Diese riefen allerdings die Gegenwehr des Heidelberger Professors Lenard hervor, woraufhin sie nicht mehr in der Zeitschrift veröffentlicht wurden, da der Schriftleiter Bedenken hatte, dass sie den Beginn einer hitzigen Debatte begründen könnten. Schriften mit derartigem Potenzial unterlagen nämlich der Weisung des Propagandaministeriums, eine Veröffentlichung ohne Erlaubnis konnte beispielsweise zum Verbot weiterer Publikationen führen, weswegen der Schriftleiter die Artikel nicht ohne explizite Genehmigung oder Anweisung drucken wollte. Sie erschienen daraufhin in den Zeitschriften *Die HJ* und *Der SA-Mann*. Elmayer-Vestenbrugg war ebenfalls Ingenieur, sodass auch seiner

¹ Vgl. Nagel 1991, S. 38, S. 42.

² Bei Sternschnuppen handelt es sich laut Hörbiger um Roheisblöcke, die an der Erde vorbeiziehen, vgl. Nagel 1991, S. 18.

³ Vgl. Dolezal 1972, S. 352–353. Siehe hierzu auch Nagel 1991, S. 18.

⁴ Vgl. Nagel 1991, S. 40, S. 42.

⁵ Geboren 1881 in Pula, Kroatien. Firmierte unter anderem unter den Pseudonymen *Elmar Vinibert von Rudolf* und *Elmar Brugg*. Ab 1898 Studium in Maschinenbau in Wien und Berlin. 1914 bis 1918 Einsatz im Ersten Weltkrieg und Erhalt des Ritterkreuzes des Franz Joseph-Ordens mit der Kriegsdekoration. Vorzeitige Pensionierung 1925, daraufhin tätig als Wissenschaftsjournalist. 1932 Umsiedlung nach München, arbeitete unter anderem für den *Völkischen Beobachter*. Es folgten Tätigkeiten für verschiedene Stellen des nationalsozialistischen Staatsapparats. Aufgrund dieser 1935 Ausbürgerung aus Österreich und Streichung der Pensionsbezüge. Erhielt durch eine Verfügung Hitlers daraufhin die deutsche Staatsbürgerschaft. Nach 1938 wurde die Pension wieder aus- bzw. nachgezahlt. Dissertation zum *Dr. phil.* 1958. Verstarb 1970. Vgl. Gradwohl-Schlacher 2014 [zuletzt aufgerufen am 4. Juli 2024]. Er verfasste während und nach dem Ende des Dritten Reiches noch weitere Bücher, die sich auch mit der Welteislehre beschäftigten, so etwa *Spießbürger gegen Genie*, *Eingriffe aus dem Kosmos* (vgl. Nagel 1991, S. 91) und *Die Welteislehre nach Hanns Hörbiger* (vgl. Bowen 1993, S. xiv). Zu der korrekten Schreibweise des Namens gibt es unterschiedliche Angaben: Neben Rudolf von Elmayer-Vestenbrugg wird auch Rudolf Elmayer von Vestenbrugg genannt. Für die vorliegende Arbeit wird die in der Fachliteratur gängige Schreibweise *Rudolf von Elmayer-Vestenbrugg* gebraucht.

⁶ Vgl. Bowen 1993, S. xiv, S. 130–131.

⁷ Vgl. Süner 2009, S. 36.

Beschäftigung mit der Welteislehre keine Fachausbildung im astronomischen Bereich zugrunde liegt.¹

Der Text Elmayer-Vestenbruggs wird hier anstelle des Hauptwerks untersucht, da Hörbigers *Glacial-Kosmogonie* zahlreiche physikalische Kalkulationen und Theoreme beinhaltet, die ohne umfangreiche Vorkenntnisse der Physik nur schwer zu beurteilen sind. *Rätsel des Weltgeschehens* hingegen verschafft auch dem physikalischen Laien einen Zugang zur Welteislehre, weswegen es sich für die Analyse durch einen Philologen eher anbietet.²

Die Welteislehre geht zunächst von einer kosmischen Urkatastrophe aus, bei der ein gewaltiger Roheisblock in sich zusammen- und in die sogenannte „Ursonne“ hineingestürzt sein soll. Dort sei er in ungefähr 100 Millionen Kilometern Tiefe zum Liegen gekommen, wo er dann lange Zeit, möglicherweise sogar tausende von Jahren, geruht haben soll.³ Dass der Brocken nicht sofort verdampfte, wird damit begründet, dass er von einer bimssteinähnlichen Schlacke umgeben war. Eines Tages wurde jedoch sein „Gleichgewichtszustand“⁴ gestört, woraufhin das Wasser des Roheisblocks dann doch schlagartig verdampft sei und eine gigantische Explosion ausgelöst habe, aus der wiederum Sonnen, Monde und Planeten hervorgegangen sein sollen.⁵ Die Erde hätte anschließend aufgrund ihrer Gravitation wiederholt Himmelskörper eingefangen, die dann auf sie herabgestürzt wären. Dementsprechend habe unser Planet auch bereits mehrere Monde besessen; beim heutigen handle es sich um den sechsten.⁶ Der Einschlag eines solchen Himmelskörpers, den Hörbiger als Tertiärmond bezeichnet, habe vor langer Zeit eine gewaltige Flutkatastrophe ausgelöst, infolge derer ein neues Zeitalter angebrochen und eine komplett neue Welt aus den Fluten hervorgegangen sei.⁷ Durch dieses Ereignis sei auch Atlantis zerstört worden,⁸ welches das Zentrum der nordischen Kultur gewesen sei.⁹

Die Welteislehre behandelt aber nicht nur die Entstehung des Sonnensystems, Hörbiger versucht sich auch an der Erklärung unterschiedlicher Wetterphänomene: So rührten Unwetter etwa vom Eis her, aus dem die Milchstraße bestehen würde, Regen hingegen habe seinen Ursprung im Feineis der Sonne und Gewitter seien auf die Reibung von Hagelkörnern in der Luft zurückzuführen. Die Eiszeiten hätten zudem eingesetzt, weil Weltraumkälte unter besonderen Bedingungen auf die Erde hätte einwirken können.¹⁰ Am kuriossten ist jedoch Hörbigers Versuch, die Herkunft des Menschen mit der Welteislehre zu erklären: Demnach sei die Annahme, Menschen und Affen hätten gemeinsame Vorfahren,

¹ Vgl. Nagel 1991, S. 76–79.

² Eine noch detailliertere Wiedergabe des Inhalts der *Glacial-Kosmogonie* findet sich bei Bowen 1993, S. 9–41 und 43–89.

³ Vgl. Elmayer-Vestenbrugg 1937, S. 16, S. 19–20. Siehe hierzu auch Hesemann 2012, S. 281.

⁴ Vgl. Nagel 1991, S. 14. Nagel erläutert die Störung des Gleichgewichtszustandes genauer: Nach Hörbiger sei die Schlackehülle des Eisbrockens über 10.000 Jahre hinweg allmählich durch die Glutmassen zerstört worden, so dass das Wasser nun zu Dampf werden konnte. Durch einen Siedeverzug und eine Druckveränderung kam es dann allerdings zu einer großen Explosion, vgl. ebenda.

⁵ Vgl. Elmayer-Vestenbrugg 1937, S. 19–20. Siehe hierzu auch Hesemann 2012, S. 281.

⁶ Vgl. Elmayer-Vestenbrugg 1937, S. 109–110. Siehe hierzu auch Hesemann 2012, S. 281–282 sowie Nagel 1991, S. 24.

⁷ Vgl. Elmayer-Vestenbrugg 1937, S. 127. Siehe hierzu auch Heller/Maegerle 1995, S. 72 sowie Hermand 2021, S. 237 und Nagel 1991, S. 26.

⁸ Vgl. Heller/Maegerle 1995, S. 72; vgl. Hermand 2021, S. 237.

⁹ Vgl. Elmayer-Vestenbrugg 1937, S. 133, S. 135.

¹⁰ Vgl. Nagel 1991, S. 24.

falsch; vielmehr sei in Eisstücke eingeschlossenes Protoplasma, das „göttliche Sperma“ des „Allvaters Kosmos“, auf die Erde gelangt und habe sich in die „Allmutter Erde“ gesenkt, wodurch dann der *Homo europaeus* entstanden sei.¹ Konkret meinte Hörbiger damit wohl, dass lebensfähige Organismen, eingeschlossen in konservierende Eiskörper, auf die Erde gelangt sind,² wo sie optimale Bedingungen vorfanden, um sich weiterzuentwickeln, bis schließlich der Menschen entstand. Zudem ging Hörbiger davon aus, dass es die Menschheit schon länger geben würde, als angenommen wird. Dass hierfür keine archäologischen Befunde vorliegen, erklärt er damit, dass diese frühen Menschen im Angesicht nahender Katastrophen in andere, sichere Gebiete geflohen seien; lediglich die Schwachen und physisch Beeinträchtigten seien zurückgeblieben und der Katastrophe zum Opfer gefallen, wofür er einen Beweis im Neandertaler sieht.³

Dieser Teil der Welteislehre, nach dem die Entstehung der Menschheit auf „kosmische Urzellen“ zurückzuführen sei, würde nun, so proklamiert Elmayer-Vestenbrugg, auch von der Fachwissenschaft allmählich anerkannt. Konkret nennt er einen Professor Edgar Dacqué aus München;⁴ die Fachliteratur verweist ebenfalls vereinzelt auf Professoren, die sich wenigstens für das Zutreffen einzelner Teilbereiche der Welteislehre ausgesprochen haben. Elmayer-Vestenbrugg hegte somit die Hoffnung, dass der Welteislehre und ihrem Schöpfer nun endlich der gebührende Ruhm zuteilwürde, fände sich in ihr doch ein herausragendes, germanisches Erbe, das es gegen jedwede Anfeindung zu verteidigen galt.⁵ Dieser Wunsch sollte sich jedoch trotz hochrangiger nationalsozialistischer Befürworter der Welteislehre nicht erfüllen, nicht zuletzt, weil Hörbigers Thesen auch in der nationalsozialistischen Physik auf Ablehnung stießen.⁶ Im Kontext der nationalsozialistischen Weltanschauung fanden sie jedoch durchaus Anklang: Eine Adaptionmöglichkeit bot etwa das Motiv des Kampfes zwischen Feuer und Eis, in welches man das Bild vom nordischen Menschen im Kampf gegen die unerbittliche Kälte hineinprojizierte.⁷ Der vermeintliche Untergang von Atlantis durch den herabstürzenden Tertiärmond und die daraus resultierende Flut wurden zudem als Parallele zum Untergang des Kaiserreiches im Jahr 1918 aufgefasst. Diesem Verlust konnte man nun einen Sinn abgewinnen, nachdem man sich durch die Welteislehre als Nachfahren der Atlanten zu identifizieren vermochte und somit glaubte, man sei ebenso wie diese zur Rettung der gesamten Menschheit ausgewählt worden.⁸

¹ Vgl. Bowen 1993, S. 67–68.

² Vgl. Elmayer-Vestenbrugg 1937, S. 90.

³ Vgl. Nagel 1991, S. 26–27.

⁴ Vgl. Elmayer-Vestenbrugg 1937, S. 112–113. Siehe hierzu auch Bowen 1993, S. 4. Bei Dacqué handelte es sich um einen 1878 geborenen Paläontologen, Geologen und Philosophen, der sowohl der deskriptiv-naturwissenschaftlichen als auch der naturphilosophisch-metaphysischen und der rein religiösen Strömung gleichermaßen zugetan war, vgl. Quenstedt/Schröter 1957, S. 465–467. Dass er Hörbigers Theorien tatsächlich unterstützte, legt ein Zitat in der *Zeitschrift für Welteislehre* aus dem Jahr 1934 nahe, vgl. Nagel 1991, S. 55. Bowen sieht in ihm gar einen glühenden Verfechter der Theorie, vgl. Bowen 1993, S. 139.

⁵ Vgl. Bowen 1993, S. 148.

⁶ Vgl. Nagel 1991, S. 20.

⁷ Vgl. Hessemann 2012, S. 283.

⁸ Vgl. Heller/Maegerle 1995, S. 72.

Bislang ist nicht eindeutig geklärt, ob Adolf Hitler selbst der Welteislehre anhing – Indizien sprechen sowohl dafür als auch dagegen.¹ Zweifelsfrei nachgewiesen ist hingegen, dass einige Mitglieder der nationalsozialistischen Führungsebene im Besitz von Literatur zur Welteislehre waren. Nagel gibt jedoch zurecht zu bedenken, dass dies allein kein Indikator dafür ist, ob der Besitzer solcher Bücher Hörbigers Theorien auch für zutreffend erachtete, da derlei Werke ihre Empfänger häufig ungefragt und kostenfrei auf Anweisung des *Ahnenerbes* erreichten. Von anderen nationalsozialistischen Standardwerken (wie etwa Hitlers *Mein Kampf* oder Rosenbergs *Mythus des 20. Jahrhunderts*) wird zudem angenommen, dass sie zwar unzählige Male verschenkt und gekauft, aber nur selten auch gelesen wurden; gleiches wäre für die *Glacial-Kosmogonie* bzw. spätere Werke, die sich der Welteislehre widmeten, denkbar. Bei Rosenberg ist eine Beschäftigung mit der Theorie tatsächlich belegt, er kam allerdings zu dem Schluss, dass Hörbigers Ansätze nicht mit der nationalsozialistischen Weltanschauung zur Deckung zu bringen seien. Heinrich Himmler hingegen war vom Zutreffen der Welteislehre überzeugt und brachte sie unter dem Vorwand der Wetterkunde im Forschungsprogramm des *Ahnenerbes* unter. Durch die teils heftige Kritik an der Theorie sah sich jedoch auch diese Institution schließlich gezwungen, eine distanziertere Haltung zur Thematik einzunehmen: So entschied Himmler 1938, dass für die weitere Arbeit an Hörbigers Thesen nun bestimmte Richtlinien galten und, dass mit jedweden Erkenntnissen vorerst nicht an die Öffentlichkeit getreten werden sollte. Auch wurde der Name der Einrichtung, die sich mit der Erforschung der Welteislehre befasste, geändert: Sie hieß fortan *Abteilung für Geophysik*, so dass ein Bezug zu Hörbiger nicht mehr auf den ersten Blick erkennbar war.²

Dass die Welteislehre abseits der Fachwissenschaften und gerade im populärwissenschaftlichen Bereich deutlich rege rezipiert wurde, begründet Nagel wie folgt:

Seine „Lehre“ war greifbar, zwar nicht bei der Lektüre der reichlich unverständlichen „Glazial-Kosmogonie“ [...], aber doch in ihrer Vermittlung durch populärwissenschaftliche [sic!] Literatur. Vor allem entsprach die Welteislehre den Erfahrungen, die man glaubte, mittels des „gesunden Menschenverstandes“ gemacht zu haben, oder sie war doch wenigstens mit dem „gesunden Menschenverstand“ nachvollziehbar. Die rationale Begründbarkeit der Welteislehre im Rahmen der naturwissenschaftlichen Kenntnisse war auch hier – wie bei der nationalsozialistischen Weltanschauung und ihrer Rassenlehre – dem damaligen „Zeitgeist“ entsprechend neben so vielen Vorzügen nicht so wichtig. Immerhin konnte das Buch [...] in seiner Unverständlichkeit und gespickt mit Fachbegriffen und Pseudofachbegriffen den Anhängern [...] das Gefühl vermitteln [...] einer hochwissenschaftlichen Lehre anzuhängen.³

Eingangs wurde bereits erwähnt, dass sich in Hörbigers Welteislehre und somit auch in *Rätsel des Weltgeschehens* Bezüge zu den eddischen Texten finden lassen. So verweist bereits das von Willi Körbel geschriebene Vorwort auf sie: Die Welteislehre diene dazu, die nordische Weltanschauung der Vorväter zu unterstreichen und zu zeigen, dass die

¹ Siehe hierzu Nagel 1991, S. 65–68, sowie Bowen 1993, S. 4. Bowen zufolge soll es sogar zu einem Treffen zwischen Hörbiger und Hitler gekommen sein – Hörbiger habe dabei eine so dominante Persönlichkeit gezeigt, dass er Hitler während dieses Treffens unterbrach, vgl. Bowen, ebenda.

² Vgl. Nagel 1991, S. 20, S. 70, S. 82.

³ Nagel 1991, S. 63.

Edda nicht nur ein literarisches Werk sei, sondern auch historische Begebenheiten überliefere.¹ Konkrete Parallelen zu den eddischen Stoffen sieht Elmayer-Vestenbrugg etwa darin, dass die Erde, wie wir sie heute kennen, nach der Welteislehre ebenso aus einem Zusammenprall von Feuer und Eis hervorgegangen sei, wie es auch in der *Snorra-Edda* beschrieben wird, wo „aus Niflheim² Eisströme gequollen sind, in welche [sic!] sich warme Funken aus Muspilheim³ verfangen haben“.⁴ Der Autor nimmt dabei wahrscheinlich Bezug auf die folgende Stelle des *Edda*-Textes:

Der Teil des Ginnungagap,⁵ der sich in nördlicher Richtung erstreckte, füllte sich mit schwerem Eis und Reif [...] aber der südliche Teil [...] war dem durch die Funken und Glutteilchen entgegengesetzt, die aus Muspelheim heranflogen. [...] Als der heiße Luftstrom auf den Reif traf, taute er und tropfte, und aus diesen Gischttropfen entstand Leben [...]. Es kam der Körper eines Mannes hervor, und der wird Ymir⁶ genannt.⁷

Den Ginnungagap habe es zudem tatsächlich gegeben; er habe sich offenbart, als die „pendelnden Flutberge“ zurückgegangen seien und die Kluft freigelegt hätten.⁸ Diese Wassermassen, von denen Elmayer-Vestenbrugg hier schreibt, seien dann durch das Eindringen von Weltraumkälte in die Atmosphäre zu Eis erstarrt, wodurch die Eiszeit ihren (bzw. der „Fimbulwinter“⁹ seinen) Anfang genommen habe und Niflheim entstanden sei; im Süden hingegen soll der Tertiärmond zu sehen gewesen sein, der den Horizont mit seinem lodernden Feuer erhellte, weshalb man dort Muspilheim verortete. Im Zuge der immer weiter fortschreitenden Annäherung des Mondes an die Erde soll Ersterer immer wieder in Schatten getaucht worden sein und wie ein angsteinflößendes Wesen gewirkt haben, sodass die damaligen Menschen ihn für Ymir gehalten hätten. Das Zerschlagen des Mondes im Zuge seines Sturzes auf die Erde habe man dann sinnbildlich als Tötung Ymirs interpretiert.¹⁰

Der schließlich einsetzende Mondniederbruch erkläre laut Elmayer-Vestenbrugg auch jene Stelle der *Edda*, an der der Gott Óðinn eines seiner Augen eintauscht, um Weisheit zu erlangen: Diese Textpassage setzt er mit dem altägyptischen Mythos um den Sonnengott Re gleich, der in der Lage war, eines seiner Augen auf die Welt hinabzuschicken (z. B. um die Menschen zu bestrafen). Aus dieser vermeintlichen Parallele schließt Elmayer-Vestenbrugg, dass Óðinns Verlust des Auges in direktem Bezug zum Sturz des Mondes

¹ Vgl. Bowen 1993, S. 131–132.

² Mythischer, eisiger Ort im Norden, der bei Snorri Sturluson, nicht jedoch in der *Lieder-Edda* überliefert ist; die Vorstellung von Niflheim mag demnach älter sein, die Bezeichnung stammt jedoch wahrscheinlich erst von Snorri. Niflheim wurde auch mit Hel identifiziert, vgl. Simek 2006, S. 300–301.

³ Altnord. *Muspellheimr*. Bezeichnung für den feurigen südlich gelegenen Pol im Schöpfungsmythos; wurde wahrscheinlich durch Snorri Sturluson vom Wort *Muspell* abgeleitet, da sich dieser Begriff weder in der *Lieder-Edda* noch in der Skaldendichtung finden lässt, vgl. Simek 2006, S. 290–291.

⁴ Elmayer-Vestenbrugg 1937, S. 121.

⁵ Kosmischer Urraum vor der Erschaffung der Welt, vgl. Simek 2006, S. 136–137.

⁶ Urriese in den nordischen Schöpfungsmythen, vgl. Simek 2006, S. 497–498.

⁷ Krause 2016, S. 19.

⁸ Vgl. Elmayer-Vestenbrugg 1937, S. 122–124.

⁹ Folge von drei Wintern, die nicht durch einen Sommer unterbrochen werden und die Ragnarök einleiten, vgl. Simek 2006, S. 102.

¹⁰ Vgl. Elmayer-Vestenbrugg 1937, S. 124–126.

auf die Erde nach der Welteislehre stehen müsse.¹ Dieser Ansatz ist doppelt problematisch: Einerseits werden hier zwei mythologische Vorstellungswelten miteinander verglichen, die weder räumlich noch zeitlich eine Verbindung zueinander aufweisen; andererseits scheint sich Elmayer-Vestenbrugg konkret auf den *Mythos von der Vernichtung des Menschengeschlechts* aus dem Alten Ägypten zu beziehen, nach welchem sich die Menschen gegen die Götter auflehnten, woraufhin Re aus Wut über ihre Respektlosigkeit seine Tochter Hathor, die je nach betrachtetem Mythos auch als Auge des Re auftrat, auf die Erde schickte, um die Menschen in Gestalt einer Löwin zu töten. Die beiden Mythen weisen somit auch inhaltlich keinerlei Zusammenhang auf. Während Óðinn seinen Augapfel tatsächlich verliert, ist das Auge des Res lediglich eine Metapher für dessen Tochter Hathor, die am Ende des Mythos zudem wieder zu ihrem Vater zurückkehrt. Auch die Aussage Elmayer-Vestenbruggs, dass die einstigen Menschen den Tertiärmond für Ymir gehalten haben sollen, schafft hier keine Abhilfe, denn analog zur gezogenen Mythenparallele müsste es sich bei Ymir bzw. dem Tetiärmond ja um das „Auge des Óðinn“ gehandelt haben, das dieser auf die Erde geschickt hätte. Óðinn ist aber nicht der Vater von Ymir, tatsächlich wird Letzterer gar von Óðinn getötet. Hinzu kommt noch, dass dem Mondniedergang in Hörbigers Welteislehre der strafende Aspekt fehlt, der dem altägyptischen Mythos anhaftet. Abschließend bleibt noch festzuhalten, dass sich ein Mondniedersturz schon deshalb nicht in mythologischen Überlieferungen niedergeschlagen haben kann, weil es keinen gegeben hat. Noch undurchsichtiger werden die soeben diskutierten „Ähnlichkeiten“ der Mythen durch die Bezugnahme Elmayer-Vestenbruggs auf die folgende Stelle der *Edda*:

Der Hohe antwortete: „Borrs Söhne erschlugen den Riesen Ymir. Als er niederstürzte, lief so viel Blut aus seinen Wunden, daß sie damit das ganze Geschlecht der Reifriesen ertränkten. Nur einer entkam mit seiner Familie.“²

Hierin sieht der Autor eine Parallele zu den schlammigen Wassermassen, die sich nach dem Sturz des Mondes über die Erde gewälzt haben sollen. Eisenhaltige Verbindungen des Mondes hätten dem Wasser dabei eine beinahe rote Farbe verliehen. Durch diese Erklärung wird die vorige Mythenparallele nun gänzlich unverständlich: Zuerst ist Ymir das „Auge des Óðinn“, welches auf die Welt geschickt wird, dann wird Ymir aber von Borrs Söhnen, also Óðinn, Vé und Vili, erschlagen und stürzt deshalb auf die Erde nieder. Es zeigt sich demnach eine sehr selektive Auswahl der eddischen Textstellen, die Elmayer-Vestenbrugg sich so zurechtlegt, dass sie vorgeblich mit Hörbigers zurechtgezwungenen Thesen im Einklang stehen. Darüber hinaus schreibt er den eddischen Texten in *Rätsel des Weltgeschehens* naturwissenschaftliche Erkenntnisse zu, die außerdem ein „Urwissen“ bewahren würden, das sich Hörbiger angeeignet hätte. Zudem seien *Lieder-* und *Snorra-Edda* bedeutend älter, als allgemein angenommen wird. Insgesamt scheint es, als sehe Elmayer-Vestenbrugg in Hörbiger eine Art Erleuchteten, der als einer von wenigen in der Lage war, die Texte richtig zu verstehen.³

¹ Vgl. Elmayer-Vestenbrugg 1937, S. 125–126.

² Krause 2016, S. 21.

³ Vgl. Elmayer-Vestenbrugg 1937, S. 121–122, S. 127.

7.4.4 Batti Dohms „Stielauge der Urkrebs“

Zeigte sich jemand von der Welteislehre nicht überzeugt, soll Heinrich Himmler ihm das Buch *Stielauge der Urkrebs* von Batti Dohm¹ empfohlen haben. Der Autor verarbeitet in seinem Werk die Weltentstehung im Sinne der Welteislehre und ist ebenfalls von der Existenz des mythischen Atlantis überzeugt.² Das Buch erschien erstmals 1933 beim Verlag *Koehler & Amelang* in Leipzig. Die Inspiration dafür soll Dohm durch einen 1843 bei Gerolstein gefundenen versteinerten Urkrebs gewonnen haben. Dieser war nach seiner Auffindung zu einem Beweis für die Sintflut erklärt worden, die das Tier dorthin gespült haben soll.

Mit dem Fossil „versetzt sich Dohm zurück“ in Urzeiten und erzählt von Stielauges Leben bis hin zu seinem Tod. In diesem Abschnitt des Textes findet sich zunächst wenig, was unter dem Gesichtspunkt der Germanenrezeption zu berücksichtigen wäre. Erst die Kapitel *Das Ende des Mondes und die grosse Flut* sowie *Manu*, die nach Stielauges Ableben spielen, enthalten diesbezüglich Interessantes: Dohm berichtet davon, wie der näher rückende Mond die Vorboten einer gewaltigen Katastrophe in Form von Fluten und Kälteeinbrüchen auslöste. Die Szenerie wird dabei detailreich und bemüht schauerlich ausgemalt.³ Nur kurze Zeit später tritt dann ganz im Sinne der Welteislehre der Mondniederbruch ein, der offenbart, dass das Himmelsgestirn von einer dicken Eisschicht überzogen und mit Wasser gefüllt ist. Es folgt ein schreckliches Untergangsszenario, dem Dohm mehrere Seiten widmet: Die erste Hälfte beschreibt die Auswirkungen des niederstürzenden Mondes, die zweite befasst sich damit, wie die Erde schlagartig in ihre kugelförmige Gestalt zurückkehrt, nachdem sie zuvor durch den Einfluss des Mondes in eine Ellipsen-Form verzogen wurde. Die Ereignisse werden unter Verwendung von brachialem Vokabular und detaillierten, brutalen Beschreibungen wiedergegeben. So widmet Dohm etwa dem Tod eines Rochens beinahe eine komplette Seite und beschreibt, wie er sich im Todeskampf die Wirbelsäule bricht und langsam zu Eis erstarrt. Des Weiteren schildert er eindrücklich die Unmengen an toten Lebewesen, die Eis und Geröll unter sich begraben haben und die nun zu „Öl destilliert“ werden, und schreibt, dass die Fluten nach dem Zusammenbruch des Mondes nun frei wären, nachdem sie vom Mond „am ärgsten verewaltigt“ worden seien.⁴

Als die Katastrophe vorüber ist und die Erde sich allmählich beruhigt, steigt der „Urewige“ herab und streift über den Planeten, um dort neues Leben auszusäen. Bei diesem Streifzug begegnet er einem „letzten Paar des Namenlosen“, das Flut, Eiszeit und Mondniederbruch überlebt hat. Der Urewige segnet das Paar und schreibt dann ein „Vermächtnis mit göttlichen Runen in die Sterne“, welches die künftigen Nachkommen der beiden Überlebenden zu den Herren der Welt erklärt. Ebenso schenkt er ihnen die Gabe der Sprache, sodass sie kommunizieren können, woraufhin sich der Mann den Namen *Manu*

¹ Über den Autoren, dessen vollständiger Name Johann Josef Baptist Dohm lautete, ist heute nicht mehr viel bekannt. Es ließ sich lediglich recherchieren, dass er 1897 in Gerolstein geboren wurde, wo er im Alter von 80 Jahren auch verstarb. Tätig war er sowohl als Erzähler als auch Heimatkundler, vgl. Indexeintrag zu „Dohm, Johann Josef Baptist“ in der *Deutschen Biographie* unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd1051207681.html> [zuletzt aufgerufen am 4. Juli 2024].

² Vgl. Sünner 2009, S. 37.

³ Vgl. Dohm 1942, S. 213–223. Siehe hierzu auch Sünner 2009, S. 37–38.

⁴ Vgl. Dohm 1942, S. 222–229.

gibt. „Verklärt von der Anschauung des Urewigen“ erhebt sich Manu und hebt Hände gen Himmel, eine Geste, durch welche laut Dohm die erste aller Runen, die *man*-Rune, entstand, die die Attribute *Gebet, Dank gegen den Urewigen, Mann, Menschheit, Mehrung, Geist* und *Denken* verkörpern würde. Die Frau wiederum ist vom Schattenwurf des Mannes und dessen Runenform so erschrocken, dass sie die Arme in einer Abwehrhaltung ausstreckt, woraufhin ihr eigener Schatten wie die „Weibes-Rune“ λ aussehe, die für *Irren, Materie, Trägerin der Erbmasse* und die *Wurzel, aus der der Samen die Nahrung saugt* stehen würde. Die Nachfahren dieses Paares seien dann unter anderem die Gallier gewesen, die idealisierend als stark, blond, groß gewachsen und blauäugig beschrieben werden. Sie seien außerdem Kulturgründer gewesen, sodass im Zuge ihrer Wanderung neue Stämme und Sprachen entstanden wären. Dabei hätten sie sich jedoch stets an ihren atlantischen Ursprung erinnert, weshalb sie zur Bewahrung dieses Andenkens Fossilien, wie auch den Urkrebs, versteinert und darauf gehofft hätten, dass irgendjemand durch sie die alten Sagen wiederentdecken würde.¹

Wie bereits in Hörbigers *Glacial-Kosmogonie* bzw. in Elmayer-Vestenbruggs *Rätsel des Weltgeschehens* zeigen sich auch in Dohms Werk Anspielungen auf die eddischen Texte. Der Untergang der Welt etwa erinnert an eine Strophe der *Lieder-Edda*, die von der Ragnarök handelt und wie folgt lautet:

Die Sonne verdunkelt sich, das Land versinkt im Meer,
vom Himmel stürzen die hellen Sterne;
es wüten Feuer und Rauch,
große Hitze steigt selbst bis zum Himmel empor.²

Bei Dohm jedoch liegt der Fokus auf der zerstörerischen Kraft der Sintflut und der Eiseskälte, nicht auf dem Verderben, das Feuer und Hitze bringen, wie es die *Lieder-Edda* schildert. Er erwähnt zwar, dass gerade während des letzten Aktes der Katastrophe auch Magma aus dem Erdinneren aufsteigt, misst dem jedoch nicht die gleiche Bedeutung bei wie den verheerenden Auswirkungen von Wasser und Eis. Indem dann der Urewige herabsteigt und neues Leben sät, nimmt Dohm zudem Bezug auf die folgende Stelle der *Lieder-Edda*:

Sie sieht ein zweites Mal aufsteigen
die Erde aus dem Meer, die neu ergrünte;
Wasserfälle stürzen, darüber fliegt der Adler,
der auf dem Felsen Fische jagt.³

Bezüglich der Runen-Darstellungen handelt es sich bei dem von Dohm als *man*-Rune benannten Schriftzeichen der Illustration und Beschreibung nach um eine **algiz*-Rune (Y) aus dem älteren Futhark, deren Name jedoch eher *Elch* oder *Abwehr* bedeuten könnte. Die Bedeutung *Mensch* trägt hingegen die **mannaz*-Rune des älteren Futhark; sie würde jedoch anders aussehen als im Text beschrieben und in der dazugehörigen Zeichnung dargestellt (M). Es wäre denkbar, dass Dohm eigentlich Bezug auf die **mannaz*-

¹ Vgl. Dohm 1942, S. 230–233, S. 239–244. Siehe hierzu auch Sünner 2009, S. 38.

² Krause 2006a, S. 25.

³ Krause 2006a, S. 25.

Rune des jüngeren Futhark nehmen wollte, deren Form der **algiz*-Rune aus dem älteren Futhark ähnelt, jedoch nicht mit ihr identisch ist: Während die **algiz*-Rune wie oben abgebildet gestreckte Zweige aufweist, sind die der **mannaz*-Rune aus dem jüngeren Futhark gebogen (ʝ). Bei der Rune der Frau hingegen handelt es sich um eine sogenannte Sturzform der **algiz*-Rune.¹

Wie sich anhand dieses Kapitels gezeigt hat, diente auch die Welteislehre dazu, den Ursprung der Menschheit zu erklären und bestimmten Völkern, vorrangig den „arischen“ bzw. „nordischen“ eine Vergangenheit angedeihen zu lassen, die ihrer Existenz Bedeutung verlieh. Grundlegend bei diesen Vergangenheitskonstrukten war die somit geschaffene Kontinuitätslinie, die einen Bogen zu den Ahnen schlagen sollte und auf die man sich rückbesinnen konnte. Das Überwinden von Katastrophen wie dem Mondniederbruch ist hierbei ein prägendes Element: Es soll den Nachfahren dieser „nordischen Menschen“ Hoffnung für die Zukunft geben, denn was die Ahnen überwunden haben, das kann auch der „nordische“ Mensch der Neuzeit überwinden. Nicht alle Versuche eines solchen Identifikationskonstruktes waren jedoch erfolgreich, wie sich am nachfolgenden am Beispiel der Arminius- und Siegfried-Rezeption zeigt.

¹ Vgl. hierzu Düwel 2008, S. 8, S. 10, S. 88–94.

7.5 Arminius, der Cherusker und Sigurðr Fáfnisbani – ein deutscher Identifikationsversuch

7.5.1 Arminius und die Varusschlacht aus historischer Sicht

Arminius erlangte als Gegenspieler des Varus in der Schlacht vom Teutoburger Wald historische Bekanntheit. Seiner Taten sollte man sich noch ca. 2000 Jahre später erinnern, wobei die Geschichte seiner Rezeption einige äußerst kuriose Blüten trieb.

Arminius, der mit vollständigem Namen wahrscheinlich Gaius Iulius Arminius hieß, war der Überlieferung zufolge der Sohn des cheruskischen Stammesfürsten Segimer und der Bruder eines Mannes namens Flavius. Er war mit einer Frau namens Thusnelda verheiratet, deren Vater Segestes die Ehe jedoch nicht guthieß.¹ Seinen Namen bekam er aller Wahrscheinlichkeit nach im Zuge der Verleihung des römischen Bürgerrechts.² In der Geschichtsforschung ist man überwiegend der Ansicht, dass Arminius in römischem Dienst stand, ehe er sich im Jahr 9 n. Chr. gegen die römischen Legionen des Varus wandte und sie vernichtend schlug.³

Ein Detail, das in der Forschung rege diskutiert wurde, ist, dass Arminius im Rang eines Ritters gestanden haben soll: So wäre beispielsweise denkbar, dass Arminius den Ritterrang durch das Erreichen der Volljährigkeit oder das Ausüben einer politischen Funktion an der Spitze der Cherusker erhielt. Ebenso wäre es möglich, dass Cherusker, die das römische Bürgerrecht erhalten hatten und Land besaßen, allgemein in diesen Stand erhoben wurden.⁴ Gleichfalls kann Arminius sowohl Bürgerrecht als auch Ritterrang durch seine Verdienste um das Römische Reich erhalten oder vom Vater geerbt haben.⁵ Dem Althistoriker Peter Kehne zufolge darf der Rang eines Ritters jedoch nicht als Indikator dafür gelten, dass Arminius als römischer Berufsoffizier gedient oder eine ständige Auxiliartruppe von Cheruskern kommandiert habe; dies deckt sich mit dem Bericht des Tacitus, demzufolge Arminius Befehlshaber über ein cheruskisches Stammeskontingent gewesen sei, das nur regional gebunden gewesen und lediglich im Bedarfsfall zum Einsatz gekommen sei. In dieser Stellung soll er im *Bellum Germanicum* von 4 bis 6 n. Chr. gedient haben, weshalb denkbar wäre, dass er die besagten Truppen dann auch bei möglichen Feldzügen unter Publius Quinctilius Varus in den folgenden zwei Jahren geführt haben könnte. Eine Teilnahme am Pannonienkrieg, die ebenfalls diskutiert worden ist und als weiterer Indikator für Arminius' Stellung dienen könnte, hält Kehne hingegen für unwahrscheinlich, da sie sich nicht belegen lässt.⁶ Callis geht gleichermaßen davon aus, dass Arminius zwar eine militärische

¹ Vgl. Callis 1973, S. 417. Siehe hierzu auch Kehne 2009, S. 104.

² Vgl. Kehne 2009, S. 104.

³ Vgl. Callis 1973, S. 419; vgl. Graus 1975, S. 247.

⁴ Vgl. Kehne 2009, S. 105. Siehe hierzu auch Callis 1973, S. 417 und Wolters 2008, S. 89.

⁵ Vgl. Moosbauer 2009, S. 70. Siehe hierzu auch Callis 1973, S. 417. Wolters hingegen bezweifelt, dass Arminius den Ritterrang vom Vater geerbt haben könnte, da ein solcher für Segimer nicht nachweisbar ist, vgl. Wolters 2008, S. 96.

⁶ Vgl. Kehne 2009, S. 105. Timpe hingegen sieht im Vorgehen des Arminius, das auf eine gewisse militärische Erfahrung schließen lässt, ein Indiz dafür, dass er sehr wohl am Pannonienkrieg teilgenommen haben könnte, vgl. Timpe 2006, S. 239.

Laufbahn absolviert haben könnte, es sich bei dieser aber wohl nicht um eine übliche Ritterkarriere handelte, da Arminius Cherusker und kein Römer war.¹

Weitere Details zu Arminius' Leben vor der Varusschlacht sind kaum bekannt; zwar gibt es Überlegungen, er könnte in jungen Jahren nach Rom gekommen und dort an der Prinzenschule unterrichtet worden sein, wo er dann auch Latein und Griechisch gelernt habe,² Kehne etwa tut dies jedoch als Fantasterei ab. Seiner Einschätzung nach ist es wahrscheinlicher, dass Arminius' Familie eine hohe politische Position innerhalb des Cheruskerstammes bekleidete, der wiederum als Verbündeter des *Imperium romanum* eine „privilegierte Rolle in der römischen Germanienpolitik“ innehatte.³ Auch die antiken Quellen tragen wenig dazu bei, unser Bild von der Person des Arminius und seinem Werdegang zu schärfen:⁴ Es liegen zwar diverse, allesamt römische Quellen vor,⁵ die von seinem Sieg über Varus berichten, sie stammen jedoch niemals aus erster Hand.⁶ Auch Tacitus leistet keinen nennenswerten Beitrag zu einem klareren Bild des Cheruskers, wobei er jedoch erwähnt, dass dieser noch lange Zeit in germanischen Liedern besungen worden sein soll. In den Überlieferungen der folgenden Jahrhunderte findet Arminius dann allerdings keine Erwähnung.⁷ Was die Varusschlacht (lat. *clades Variana*) selbst anbelangt, so gilt der Bericht des Cassius Dio in seiner *Römischen Geschichte* als einer der zuverlässigsten, da Dio hier nicht nur weitgehend vorurteilsfrei von den Auseinandersetzungen zu berichten scheint, sondern seine Darstellungen teilweise auch durch andere Quellen bestätigt bzw. ergänzt werden.⁸

Es ist bislang nicht geklärt, ob Arminius bereits vor dem Jahr 9 n. Chr. aus dem römischen Heerverband ausschied, um nach Hause zurückzukehren und dort den Aufstand gegen Varus vorzubereiten, oder ob er samt seiner Truppen nach Germanien kam. Klar ist jedoch, dass er für den Aufstand eine Gruppe zusammenzog, die sowohl aus Cheruskern als auch Angehörigen anderer Stämme bestand. Der Überlieferung nach fand das kühne Unterfangen nicht überall Zustimmung: Segestes, Arminius Schwiegervater, soll etwa versucht haben, Varus vor dem Hinterhalt zu warnen; er fand jedoch kein Gehör.⁹ Dies ist möglicherweise damit zu erklären, dass sich sowohl Arminius als auch sein Vater oft in der Umgebung von Varus bewegt zu haben scheinen. Den Quellen nach soll Arminius dann jedenfalls einen Aufstand vorgetäuscht haben, dessen sich Varus anzunehmen gedacht habe, woraufhin er mit drei Legionen, drei Alen und sechs Kohorten auszog, die zudem von einem großen Tross begleitet wurden, dem auch Frauen und Kinder angehörten; man gedachte möglicherweise, am Ende des Marsches in das rheinische Winterlager einzuziehen.¹⁰

¹ Vgl. Callis 1973, S. 417.

² Vgl. Callis 1973, S. 417.

³ Vgl. Kehne 2009, S. 104. Zitat ebenda.

⁴ Vgl. Callis 1973, S. 417.

⁵ Vgl. Steuer 2004, S. 428.

⁶ Vgl. Winkler 2015, S. 25.

⁷ Vgl. Graus 1975, S. 247.

⁸ Vgl. Kehne 2009, S. 105–106.

⁹ Vgl. Callis 1973, S. 418.

¹⁰ Vgl. Kehne 2009, S. 106–107. Dass Varus die Warnung des Segestes nicht beachtet hat, ist jedoch nicht als blindes Vertrauen gegenüber Arminius abzutun: Vielmehr hält es Wolters für wahrscheinlich, dass derlei Denunziationen und Verdächtigungen im Wettkampf um die Gunst der römischen Legaten häufig vorkamen, sich jedoch nicht immer bewahrheiteten – Varus könnte deshalb davon ausgegangen sein, dass es sich auch bei Segestes' Anschuldigungen lediglich um einen Akt der Denunziation handelte, vgl. Wolters 2008, S. 99.

Die Frage, wie genau es Arminius und seine Mitverschwörer geschafft haben sollen, Varus zu einem Feldzug zu bewegen, wird nach wie vor diskutiert. Der Althistoriker Dieter Timpe geht davon aus, dass die Finte des Arminius stichhaltig und gut durchdacht gewesen sein muss, sodass sie auch nach Ende des Zuges nicht sofort als Unwahrheit enttarnt werden konnte. Der Marsch könnte sich etwa gegen die Sueben gerichtet haben: Die damaligen Nachbarn der Cherusker hatten gegenüber dem *Imperium romanum* keinen guten Stand, da sie als unzuverlässig bzw. feindlich galten. Könnte Arminius also berichtet haben, dass es Unruhen auf suebischem Gebiet gäbe? Gab es vielleicht tatsächlich welche? In beiden Fällen liegt es nahe, dass Varus sich dieser Bedrohung hätte annehmen wollen. Eine mögliche Finte hätte er aufgrund ihrer Plausibilität so schnell nicht erkannt, und wäre es ihm doch gelungen, dann wohl erst, als es bereits zu spät war.¹

Arminius blieb jedenfalls zunächst mit seinen Verbündeten zurück, vorgeblich mit dem Ziel, die Truppen zusammenrufen zu wollen, um Varus anschließend zu folgen und ihm beizustehen.² Auch diese Darstellung ist von der Geschichtswissenschaft ausgiebig diskutiert worden: Mobilisierte Arminius hier seine eigene Auxiliereinheit oder handelte es sich tatsächlich um Aufständische? Und wie konnte er es fertigbringen, eine stammesübergreifende Verschwörung zu planen, deren Ausmaß so weitläufig war, dass sie bis an den Rhein reichte, und diese auch noch vor den Römern bzw. romtreuen Landsleuten geheim zu halten? Und weshalb konnte Segestes, wenn er doch von dem Hinterhalt erfahren hatte, keine überzeugenden Beweise für den Verrat vorlegen? Timpe geht aufgrund dieser Fragen davon aus, dass es sich bei den Aufständischen um Arminius' eigene Truppen gehandelt haben muss, denen sich weitere Auxiliereinheiten anschlossen; seine Täuschung wäre dann nur schwer als solche auszumachen gewesen, geschah doch alles aus vorgeblich militärischen Gründen. Timpe schließt allerdings nicht aus, dass sich, wie die Quellen überliefern, tatsächlich noch weitere Personen und Gruppierungen dem mehrere Tage andauernden Hinterhalt anschlossen, als erkennbar wurde, dass er gelang.³

Wie auch immer diese Hinterlist zustande gekommen sein mag, Varus scheint jedenfalls nichts davon bemerkt zu haben, bis der Zug inmitten der unwegsamen Wälder angegriffen wurde. Die Auseinandersetzungen sollten daraufhin vier Tage andauern.⁴ Während Varus versuchte, in offeneres Gelände vorzudringen, sah er sich mit der Unnachgiebigkeit und stetig wachsenden Zahl seiner Feinde konfrontiert. Am vierten Tag dann wurde sein Heer im *saltus Teutoburgiensis*⁵ umzingelt.⁶ Varus und seine Offiziere töteten sich selbst,⁷ woraufhin die organisierte Gegenwehr der römischen Truppen zusammenbrach. Arminius und seine Mitstreiter erlaubten den Überlebenden zunächst die Kapitulation, viele von ihnen wurden im Anschluss aber dennoch getötet. Varus' Leichnam soll zudem eine

¹ Vgl. Timpe 2006, S. 231–235.

² Vgl. Kehne 2009, S. 107; vgl. Moosbauer 2009, S. 71.

³ Vgl. Timpe 2006, S. 237–238.

⁴ Vgl. Kehne 2009, S. 107; vgl. Moosbauer 2009, S. 71–72.

⁵ Diese Bezeichnung findet nur bei Tacitus und auch nur an einer einzigen Stelle Verwendung, vgl. Wolters 2008, S. 153.

⁶ Vgl. Kehne 2009, S. 107.

⁷ Vgl. Moosbauer 2009, S. 72. Siehe auch Callis 1973, S. 418.

morbide Sonderbehandlung erfahren haben, da man ihm den Kopf abtrennte und diesen an Marbod¹ schickte.²

Arminius gelangen in der Folgezeit zwar weitere Erfolge, ein heroisches Ende war ihm jedoch nicht vergönnt: Konfrontiert mit innergermanischen Kämpfen und beschuldigt, die Königsmacht erlangen zu wollen, wurde er von seinen eigenen Verwandten ermordet.³ Dem vorliegenden Informationsmangel entsprechend ist sein Sterbejahr dabei ebenso wenig zweifelsfrei nachzuvollziehen, wie das Jahr seiner Geburt.⁴

Zur Person des Arminius und seinem Verrat an Varus sind bereits zahlreiche Fragen aufgeworfen worden, die dringlichste ist jedoch noch zu stellen: Welche Motivation hatte Arminius? Hier gibt es ebenfalls eine Fülle möglicher Antworten, die jedoch alle einen gemeinsamen Beweggrund aufweisen, und das ist der Einfluss bzw. die Einmischung der Römer in Germanien. So könnten etwa die Unterstellung von Stammeskontingenten unter römischen Befehl und die Abgaben, die die germanischen Stämme zu entrichten hatten, ebenso für Unmut gesorgt haben wie der Umstand, dass innergermanischer Konflikte durch römische Hand unterbunden wurden, da Varus in seiner Rolle als Statthalter Roms versuchte, diese Auseinandersetzungen gerichtlich beizulegen. All dies wurde auf germanischer Seite wahrscheinlich als ein unberechtigter Eingriff verstanden, der sowohl mit den etablierten Gepflogenheiten brach als auch die Stellung des Adels untergrub und möglicherweise dazu führte, dass sich die Cherusker nicht mehr als selbstständiger Stamm empfanden. Denkbar ist außerdem, dass Rom mit den beschriebenen Vorgehensweisen gegen Teile des Bündnisvertrages verstieß. Deshalb stand Arminius aber noch keiner germanischen Freiheitsbewegung vor, die eine nachhaltige Veränderung für die römischen Machthaber in Bezug auf ihre Germanienpolitik bedeutet hätte; vielmehr blieb die Varusschlacht ohne nennenswerte Folgen: Es wurde kein germanisches Reich errichtet, ja die Cherusker errangen noch nicht einmal die Vorherrschaft über die westgermanischen Stämme.³

¹ Marbod war zwischen 8 v. Chr. und 19 n. Chr. Herrscher über die Markomannen. 6 n. Chr. unternahm Augustus den Versuch, dessen Reich zu unterwerfen; das Unterfangen gelang nicht, stattdessen sah sich Rom aufgrund des Pannonischen Aufstandes, der sich auf ganz Illyrien ausweitete, gezwungen, mit Marbod Frieden zu schließen. In einem späteren Konflikt mit Arminius unterlag Marbod im Jahr 19 n. Chr., woraufhin er ins Exil nach Ravenna gehen musste. Dort starb er 37 n. Chr., vgl. Johne 2010, S. 354.

² Vgl. Kehne 2009, S. 107. Siehe hierzu auch Callis 1973, S. 418. Diese Geste sollte als Angebot dienen, sich gemeinsam gegen Rom zu stellen. Marbod nahm dieses allerdings nicht an. Er sandte den Kopf stattdessen weiter nach Rom, wo er in der Familiengruft beigesetzt wurde, vgl. Wolters 2008, S. 83–84. Siehe hierzu auch Timpe 2006, S. 239.

³ Vgl. Callis 1973, S. 419. Siehe hierzu auch Graus 1975, S. 247 sowie Wolters 2008, S. 142. Kehne zufolge könne eine indirekte Einflussnahme Roms auf Arminius' Tod nicht ausgeschlossen werden, vgl. Kehne 2009, S. 110. Wolters hingegen schreibt, es habe zwar ein Angebot von Seiten des Chattenfürsten Adgandestrius gegeben, Arminius zu vergiften, Tiberius habe dieses jedoch abgelehnt, da ein solches Vorgehen unter der Würde der Römer sei, vgl. Wolters 2008, S. 142.

⁴ Vgl. Kehne 2009, S. 104. Tacitus berichtet in den *Annales*, Arminius sei 19 n. Chr. im Alter von 37 Jahren ermordet worden, vgl. ebenda; vgl. Wolters 2008, S. 89. Damit wäre Arminius etwa 18 v. Chr. geboren worden. Diese Annahme unterstützen auch Callis und Wolters, die das Geburtsjahr um 18 oder 16 v. Chr. verorten, vgl. Callis 1973, S. 417; vgl. Wolters 2008, S. 89.

³ Vgl. Kehne 2009, S. 106, S. 110–111. Siehe hierzu auch Moosbauer 2009, S. 70. Von einer nationalen Erhebung der Germanen gegen die Römer zu sprechen wäre, wie bereits angemerkt, schon deshalb verfehlt, weil es eine germanische Nation ebenso wenig gab wie eine Vereinigung sämtlicher germanischer Stämme, vgl. Moosbauer 2009, S. 71.

Eine weitere Frage, mit der sich die Geschichtsforschung bis heute beschäftigt, ist die nach der Verortung der Varusschlacht. Eine konkludente Antwort hierauf fehlt bislang, es mangelt aber nicht an Spekulationen: Glaubt man Cassius Dio, der ja als zuverlässige Quelle gilt, so hat sich Arminius in einem Lager an der Weser aufgehalten; dieses konnte allerdings nicht nachgewiesen werden. Der Archäologe Stephan Berke sieht das Problem darin, dass als möglicher Standort des besagten Lagers eigentlich der gesamte Flussverlauf, von Bad Karlshafen bis nach Minden, infrage käme, eine Strecke, die an der Luftlinie gemessen etwa 80 Kilometer umfasst. Auch aus dem Bericht über den später stattfindenden Feldzug des Germanicus, der unter anderem an den Ort der Varusschlacht geführt haben soll, hat man Erkenntnisse abzuleiten versucht, allerdings ohne nennenswerten Erfolg. Feststehende Begrifflichkeiten in den antiken Quellen wie *haud procul*, was etwa so viel bedeutet wie *nicht weit*, sind ebenfalls nur wenig hilfreich: Bei einem Tagesmarsch der römischen Legionen wurden je nach den vorherrschenden Bedingungen zwischen 10 und 50 Kilometer zurückgelegt, bei Tacitus scheinen damit jedoch eher Landstrecken von ca. 20 Kilometern Länge gemeint zu sein. Auch wurde die Lokalisierung der Legionsadler als Indiz herangezogen: Die Marser, welche zwischen oberer Lippe und Sauerland siedelten, sollen ebenfalls an dem Hinterhalt beteiligt gewesen sein und ergaben sich im Jahr 16 n. Chr. den Römern, wobei sie einen der Legionsadler des Varus-Heeres aushändigten. Ein weiterer hatte sich im Jahr davor bereits bei den Brukerern gefunden, die zwischen Ems und Lippe ansässig waren. Anhand dieser Angaben versuchte man, die Varusschlacht im Wiehen- und Wesergebirge sowie dem dazugehörigen Vorland zu verorten. Alternativ wurde die Lokalisierung im Teutoburger Wald bzw. zwischen diesem und der Weser in Betracht gezogen, ebenso wie die Verortung westlich des Teutoburger Waldes und die Lokalisierung im Sauerland.¹

Die meisten dieser Theorien gerieten jedoch vorerst ins Abseits, als 1987 der Fundort Kalkriese wiederentdeckt wurde, der nun erstmals als Schauplatz einer Auseinandersetzung zwischen Germanen und Römern identifiziert wurde, weshalb man versuchte, ihn mit der Varusschlacht zur Deckung zu bringen; Fachwissenschaftler hatten allerdings erhebliche Zweifel: Nicht nur war die numismatische Datierung problematisch, auch stimmten die literarischen Darstellungen nicht mit der Topografie von Kalkriese überein. Das *haud procul* des Tacitus will hier ebenfalls nicht passen, da zwischen oberer Ems bzw. oberer Lippe und Kalkriese eine Distanz von etwa 75 Kilometern (Luftlinie) liegt. Wie hätten außerdem die Chatten und Marser an dem Hinterhalt teilnehmen sollen, hätte er sich in Kalkriese ereignet? Nicht nur hätten sie eine Wegstrecke von etwa 120 bis 200 Kilometern überwinden müssen, sie hätten dabei auch römisch kontrolliertes Gebiet passieren müssen. Gleichfalls hat man keine Überreste der Marschlager des Varusheeres gefunden, obgleich solche in anderen Fällen nachweisbar sind. Zuletzt ist noch auffällig, dass die Toten von Kalkriese in einfache Knochengruben geworfen worden waren, Tacitus beschreibt jedoch, wie die Überreste zusammengetragen und in einem Grabhügel bestattet wurden.²

¹ Vgl. Berke 2009, S. 133, S. 136. Bei den Cheruskern konnte erst im Jahr 41 n. Chr. ein weiterer Legionsadler sichergestellt werden. Bei den Chatten wurden noch fast 40 Jahre nach den Ereignissen Gefangene dieser Schlacht befreit, vgl. ebenda, S. 133–134.

² Vgl. Berke 2009, S. 136–138. Wolters meint jedoch, dass es sich hierbei durchaus um Gefallene der Varusschlacht handeln könnte, die später von Germanicus' Soldaten bestattet wurden. Als Indiz deutet er den Umstand, dass die meisten Körper unvollständig sind: Die Körper der Toten müssen bereits verwest gewesen sein, als sie beigesezt wurden, sodass nicht mehr genügend Gewebe vorhanden war, um die Überreste zusammenzuhalten, vgl. Wolters 2008, S. 160.

Es wird somit deutlich, dass noch viele Unklarheiten in Bezug auf die Ereignisse des Jahres 9 n. Chr. bestehen. Unser Bild von Arminius bleibt unscharf; ebenso kann nur spekuliert werden, wie es ihm gelang, Varus eine derartige Falle zu stellen und welche Gründe ihn zu diesem Überfall bewegt haben. Auch die Frage nach dem Ort der Varusschlacht bleibt bislang ungeklärt. All diese Unklarheiten erlaubten es, dass Arminius eine umfangreiche, mit zugeschriebenem Freiheitsstreben und Heroismus beladene Rezeption erfahren sollte.

7.5.2 Die Arminius-Rezeption

Die deutsche Literatur entdeckte Arminius im Jahr 1529 durch das posthum herausgegebene Werk Ulrich von Hutten wieder, das den Namen des Cheruskers trägt.¹ Hutten stützte sich dabei auf die 1515 erschienene Ausgabe der *Annales*.² Obgleich Arminius in keiner Verbindung zu den Deutschen steht, entfaltete sich in der Folgezeit eine reiche Rezeption um ihn. Die Humanisten betrachteten ihn beispielsweise als den ersten Deutschen, der sich gegen Überfremdung gestellt habe.³ Mit dieser Bedeutung versehen, kam ihm in den Kämpfen gegen Napoleon eine tragende symbolische Rolle zu: Eingedeutscht als Hermann bezeichnet,⁴ avancierte Arminius zu einem deutschen Freiheitshelden und zum Symbol der gegen Napoleon gerichteten Freiheitskriege,⁵ womit er zur deutschen Identitätsbildung beitrug.⁶ Der Held vom Teutoburger Wald stand dabei zugleich für die „Selbstbehauptung naturhafter, kollektiver Kräfte gegen rational organisierte Macht“. Die Schlacht vom Teutoburger Wald wurde in der Folge dramatisiert dargestellt und galt nun als ein Akt der Rettung aus höchster Not, durchgeführt von einem beispiellosen Helden. Dass die Figur des Arminius für eine derartige Rezeption anfällig war, geht vor allem auf zwei Momente seiner Interpretation zurück: Er galt als Symbol sowohl für die Abwehr des Feindes als auch für die Einheit im Inneren.⁷ Dementsprechend feierte man den Sieg über Napoleon schließlich als Zweite Hermannsschlacht und erklärte die Varusschlacht zur Geburtsstunde der deutschen Nation.⁸

Zur Symbolfigur geworden, wurde Arminius gar ein Denkmal auf der Grotenburg bei Detmold errichtet.⁹ Der Bau begann 1838,¹⁰ die Arbeiten mussten jedoch zwischenzeitlich aufgrund mangelnder Finanzierungsmöglichkeiten eingestellt werden; erst mit der Reichsgründung flammte das Interesse an Arminius erneut auf, woraufhin finanzielle

¹ Vgl. Graus 1975, S. 248; vgl. See 1994, S. 63; vgl. Steuer 2004, S. 401. Verfasst wurde das Werk bereits um 1520, vgl. Wolters 2008, S. 180.

² Vgl. See 1994, S. 63.

³ Vgl. Steuer 2004, S. 428–429. Siehe hierzu auch Callies 1973, S. 420.

⁴ Vgl. Moosbauer 2009, S. 113; vgl. Winkler 2015, S. 56. Der Name geht auf Martin Luther zurück, der ihn als *Ehren-Mahner* oder *Heer-Mann* interpretierte, vgl. Moosbauer 2009, S. 113. Siehe hierzu auch Wolters 2008, S. 180.

⁵ Vgl. Graus 1975, S. 249; vgl. Seeba 1995, S. 357; vgl. Steuer 2004, S. 428.

⁶ Vgl. Moosbauer 2009, S. 113–114.

⁷ Vgl. Timpe 2006, S. 446–447. Zitat siehe ebenda, S. 446.

⁸ Vgl. Moosbauer 2009, S. 113–114. Siehe hierzu auch Halle 2013a, S. 27 sowie Winkler 2015, S. 67 und Wolters 2008, S. 186–187.

⁹ Vgl. Dick 2008, S. 16; vgl. Graus 1975, S. 249; vgl. Lund 1995, S. 17; vgl. Moosbauer 2009, S. 113–114; vgl. Winkler 2015, S. 59. 1897 wurde ein diesem Denkmal nachempfundenes Monument in New Ulm, Minnesota, von deutschen Emigranten errichtet, vgl. Wolters 2008, S. 189.

¹⁰ Vgl. Winkler 2015, S. 67.

Mittel frei gemacht wurden, um das Denkmal fertigzustellen.¹ Die Einweihung folgte schließlich 1875.² Arminius, bzw. Hermann, wird auf diesem Monument mit Flügelhelm, Schwert und Schild dargestellt. Ein Fuß steht auf einem Legionsadler sowie einem *fascies*, einem Liktorenbündel, welches stellvertretend für die Macht des römischen Magistrates stand – diese Pose symbolisiert somit den Sieg über Rom. Seine Waffe reckt er gen Himmel, die Aufschrift darauf spricht jedoch nicht von Germanien, sondern von Deutschland: *Deutsche Einigkeit meine Staerke, meine Staerke Deutschlands Macht*. Auch ist Hermanns Blick nicht gen Süden, sondern gen Westen gerichtet, wendet sich also in Richtung Frankreichs. Das Denkmal scheint demnach eher Bezug auf die Gegenwart denn die Vergangenheit zu nehmen, obgleich Arminius Germanien und nicht Deutschland befreit haben soll,³ wobei selbst diese Aussage fraglich bleibt: Zwar bezeichnete schon Tacitus Arminius als den Befreier Germaniens, wie jedoch bereits diskutiert wurde, ist unklar, inwiefern sich die Bewohner Germaniens überhaupt als Germanen verstanden haben. Es ist demnach vermessen, davon auszugehen, dass Arminius seinen Verrat an Varus mit dem Ziel beging, Germanien als Ganzes zu befreien.⁴

Wie schon aus der Komposition des Hermanns-Denkmal hervorgeht, ist die Rezeption des Arminius von einem weitgehenden Ausblenden historischer Fakten gekennzeichnet, da in der Weltanschauung der Rezipierenden keine Unterscheidung zwischen dem einstigen Germanien und dem heutigen Deutschland stattfand.⁵ So wurde etwa ignoriert, dass es sich bei den Ereignissen vom Teutoburger Wald aller Wahrscheinlichkeit nach nicht um eine Revolte des Cheruskerstammes an sich handelte, sondern vielmehr um eine Initiative einzelner Adeliger.⁶ Geht man zudem davon aus, dass Arminius als Auxiliaroffizier und nicht als Stammesführer gegen Varus rebellierte, dann führte er lediglich seine eigenen Truppen gegen den Legaten, nicht aber sein „Volk gegen die Römer“. Es handelte sich bei dem Hinterhalt somit nicht um einen Aufstand gegen einen fremden Unterdrücker, sondern um einen Akt der militärischen Meuterei.⁷ Demnach war es nicht Arminius' Anliegen, seine Landsleute vom römischen Joch zu befreien:

„Freiheit“ ist ein facettenreiches Wort; die Freiheit, die eine moderne Nation um der Bewahrung ihrer geschichtlichen Identität willen gegen politische oder geistige Überfremdung von außen fordert, kann man an der barbarischen Peripherie der römischen Welt- und Zivilisationsmacht nicht erstrebt haben; sie als Ziel in der germanischen Stammeswelt vorauszusetzen, wäre einfach anachronistisch. Deshalb bleibt elementarer Widerstand gegen Bedrohungen der hergebrachten Lebensordnung gewiß denkbar, aber man erwartet dafür eher andere Formen als die, in denen sich die Arminius-Rebellion abspielte. Konservative Empörung ist eine Haltung, die gerade bei einem Mann, der lange ein Protegé und ein gelehriger Schüler der neuen Herren war, nur schwer vorgestellt werden kann.⁸

¹ Vgl. Moosbauer 2009, S. 113–114.

² Vgl. Dick 2008, S. 16; vgl. Graus 1975, S. 249; vgl. Lund 1995, S. 17; vgl. Moosbauer 2009, S. 113–114; vgl. Winkler 2015, S. 69; vgl. Wolters 2008, S. 188.

³ Vgl. Winkler 2015, S. 69, S. 71. Siehe hierzu auch Wolters 2008, S. 188.

⁴ Vgl. Timpe 2006, S. 436–437.

⁵ Vgl. Winkler 2015, S. 77.

⁶ Vgl. Callies 1973, S. 420.

⁷ Vgl. Timpe 2006, S. 229. Zitate siehe ebenda.

⁸ Timpe 2006, S. 241.

Auch scheint bei der Arminius-Rezeption der Umstand ausgeblendet worden zu sein, dass uns die Varusschlacht nicht aus einheimischen Sagen, sondern aus lateinischen Quellen bekannt ist; damit ist die Überlieferung an die Gegebenheiten der lateinischen Tradition gebunden und war möglicherweise einer Einflussnahme von Verfasserseite, gerade auf ideologischer Ebene, ausgesetzt. Auch wurden Textabschnitte, wie etwa das Lob des Tacitus an Arminius, falsch ausgelegt: Tacitus lobte nicht den Arminius, der Varus hinterhältig überfallen und verraten hatte, sondern den Arminius, der vermochte, sich mit Germanicus zu messen und bis zum letzten Atemzug zu kämpfen. Sieht man genau hin, liegt in der Hinwendung zu Arminius außerdem ein Sonderfall von Rezeption vor: Die Quellen, die von der Varusschlacht berichten, stammen aus der Feder der Verlierer, eine Identifikation fand aber mit den Siegern statt, die des Lesens und Schreibens nicht kundig waren. Dies blieb in der Rezeptionsgeschichte nicht ohne Folgen, war Arminius doch adaptierbar für das antithetische Identifikationsmodell *Germanen – Römer* (bzw. *wir – die anderen*):¹

Grosse Schlachtentscheidungen trennen Sieger und Besiegte in Hass und Feindschaft; deshalb polarisiert und überhöht die Erinnerung an sie auch die darin ausgetragenen ethnischen, kulturellen oder religiösen Gegensätze. In Schlachtenmythen drückt sich Identitätsfindung durch Kontrast zu anderen und durch Ausgrenzung des Fremden aus. So konstituiert auch die geschichtliche Tradition der Varusschlacht in signifikanter Weise einen Wesensgegensatz zwischen Germanen und Römern, zwischen naturhafter Freiheit und hochkultureller Herrschaft und Zivilisation, zwischen vermeintlicher Selbstregulierung in der primitiven Gentilgesellschaft und rationaler Ordnung der imperialen Organisation.²

Hatte Arminius vor 1870 vor allem für das Bestreben gestanden, Einheit und nationale Identität herzustellen, so symbolisierte er nach dem Erreichen dieses Zieles deutsche Tugenden wie Führerschaft, Weitsichtigkeit, Tapferkeit und militärische Macht.³ Mit der 1900-Jahrfeier der Varusschlacht erreichte die Arminius-Begeisterung schließlich ihren Höhepunkt;⁴ danach verlor der Held vom Teutoburger Wald im Kontext der deutschen Identitätsbildung allerdings zunehmend an Bedeutung.⁵ Ganz verschwand er jedoch nie – 1924 feierte etwa der Film *Die Hermannsschlacht* Premiere, der zahlreiche Stereotype der Germanenrezeption aufweist: So erhält Segimer ein „Wikingerbegräbnis“, Arminius beruft ein „Thing“ ein und trägt einen Flügelhelm, andere Cherusker werden wiederum mit Helmen dargestellt, die gekrümmte Hörner zieren; auch der Gott Thor hat einen kurzen Auftritt. Von diesen klischeehaften Darstellungen einmal abgesehen, ist der Film auch sonst ein Zeuge seiner Zeit, weist er doch zahlreiche nationalistische Elemente auf: Die römischen Legionen stehen sinnbildlich für den „Erbfeind“ Frankreich und begehen den Frevel, eine Eiche zu entweihen, die den germanischen Göttern zugesprochen ist.⁶

Obgleich Arminius somit nie ganz verschwand, hatte dieses Identifikationsmodell doch nicht vermocht, zu maßgeblicher Wirkung zu gelangen. Hieran hatten unter anderem die

¹ Vgl. Timpe 2006, S. 241, S. 435, S. 437–438.

² Timpe 2006, S. 437.

³ Vgl. Winkler 2015, S. 59.

⁴ Vgl. Losemann 1995, S. 420.

⁵ Vgl. Moosbauer 2009, S. 113–114.

⁶ Vgl. Winkler 2015, S. 128, S. 131, S. 133–134, S. 141–142, S. 154.

Mythisierung der Germanen bei Wagner¹ sowie das gewandelte Selbstverständnis vieler Deutscher nach dem Ersten Weltkrieg ihren Anteil, sodass man zwar weiterhin Anerkennung für die Taten des Arminius empfand, sich allerdings nicht mehr mit ihnen identifizierte.² Zudem hatte Arminius nicht als ein „natürlicher“ Feind Roms instrumentalisiert werden können, da er mit Varus am gleichen Tisch gegessen hatte, des Lateinischen mächtig und auch in das römische Rangsystem eingegliedert gewesen war.³

7.5.3 Sigurðr Fáfnisbani und die Nibelungen

Arminius war nicht der einzige Held, mit dem sich die Deutschen zu identifizieren suchten: Auch Sigurðr Fáfnisbani (zu Dt. Siegfried, der Drachentöter) aus dem *Nibelungenlied* ist an dieser Stelle zu erwähnen – und das nicht nur, weil er ebenfalls eine reiche Rezeption erfuhr, sondern auch, weil man versuchte, ihn mit Arminius zur Deckung zu bringen.

Das *Nibelungenlied* ist in 36 Handschriften überliefert: Elf davon sind vollständig erhalten, 24 weitere liegen als Fragmente vor, eine ist nur spurenhaft bezeugt. Die älteste stammt aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts, die jüngste wird auf den Beginn des 16. Jahrhunderts datiert. Die Handschriften weichen in Hinblick auf Textgestalt und -bestand teilweise erheblich voneinander ab. In welchem Verhältnis sie zueinander stehen, ist bis heute nicht hinreichend geklärt. Man geht davon aus, dass der Inhalt des *Nibelungenliedes* vor seiner Verschriftlichung über Jahrhunderte hinweg oral tradiert worden ist, das Verhältnis zwischen mündlicher Überlieferung und Niederschrift ist jedoch ebenfalls nicht nachvollziehbar: Schöpften die Verfasser einzig aus der oralen Tradition oder griffen sie auf eine oder mehrere schriftliche Vorstufen bei der Erstellung des Textes zurück? Dass die mündliche Überlieferung in jedem Fall vielgestaltig gewesen sein und mehrere Versionen gekannt haben muss, zeigt sich daran, dass frühe Varianten des Textes noch voller Widersprüche und Unstimmigkeiten waren, die in späteren Fassungen beseitigt bzw. geglättet wurden.⁴

Im Allgemeinen werden heute unter dem Begriff *Nibelungensagen* die Völsungen-Geschichten, Siegfrieds Jugendtaten sowie die Brynhild- und die Burgunden-Sage zusammengefasst. Vollständig überliefert sind all diese Themenkomplexe lediglich in der altnordischen *Völsunga saga*, daneben sind aber auch die *Lieder-* und die *Snorra-Edda* sowie färöische *kvæði*⁵ als nordische Quellen des *Nibelungenliedes* zu nennen. Die nordische Tradition ist demnach umfangreicher als die deutsche, die lediglich aus dem *Nibelungenlied*, der *Þiðreks saga* sowie dem *Hürnen Seyfrid* besteht.⁶ Die Bild Darstellungen Siegfrieds sind allerdings noch älter als die literarischen, wobei sich gerade an den nordi-

¹ Vgl. Graus 1975, S. 252; vgl. Losemann 1995, S. 424.

² Vgl. Bemann 2002, S. 247.

³ Vgl. Timpe 1998, S. 40–41.

⁴ Vgl. Heinzle 2014, S. 75, S. 79, S. 80.

⁵ Hierbei handelt es sich um färöische Tanzballaden, die den Färöern dazu dienten, die eigene Geschichte festzuhalten und gegebenenfalls zu aktualisieren. *Kvæði* kamen erst im Spätmittelalter auf und wurden bis ins 18. Jahrhundert hinein oral tradiert und variiert. Stofflich behandeln sie aber auch Ereignisse der Früh- und Wikingerzeit sowie des germanischen Altertums. Sie werden auch heute noch aufgeführt, vgl. Werner 1994, S. 133.

⁶ Vgl. Sprenger 2002, S. 135.

schen Zeugnissen beobachten lässt, dass ältere und jüngere Motive eng miteinander verbunden sind.¹ Sowohl die im literarischen Bereich verwendeten Eigennamen als auch die angegebenen Quellen deuten jedoch darauf hin, dass das *Nibelungenlied* ursprünglich aus dem niederrheinischen Franken stammen könnte.²

Die Protagonisten gehen vor allem auf Personen aus der Völkerwanderungszeit zurück: Grundlage waren etwa mündliche Überlieferungen über die burgundischen Könige des 5. Jahrhunderts, den Hunnenkönig Attila, den ostgotischen König Theoderich den Großen und wahrscheinlich auch den merowingischen Königshof des 6. sowie 7. Jahrhunderts, welche umgeformt und verschriftlicht wurden. Was die Handlung anbelangt, so sind die historischen Vorbilder des Textbeginns nur schwer auszumachen, während die zweite Hälfte des Epos den Untergang des Burgunderreiches und Attilas Tod zur Vorlage hat.³

Obgleich die erste Übersetzung des Textes erst 1807 erschien,⁴ war der Nibelungenstoff bereits im Mittelalter weit verbreitet. Die Hauptfigur Siegfried avancierte so ab dem 13. Jahrhundert allmählich zu einem Märchenhelden, der noch bis ins 17. Jahrhundert präsent war, ehe er für einige Zeit in Vergessenheit geriet. Im darauffolgenden Jahrhundert wurde er dann allmählich wiederentdeckt, ehe seine Figur im 19. Jahrhundert einen Wandel durchlief und zunehmend die märchenhaften Züge verlor.⁵ Die Rezeptionsgeschichte des Epos lässt sich dabei in drei aufeinanderfolgende Phasen gliedern:

- Im 19. Jahrhundert galt das *Nibelungenlied* bis zur Entstehung des Deutschen Kaiserreiches im Jahr 1871 als ein Zeugnis der großen deutschen Vergangenheit.
- Von 1871 bis zum Ende der Weimarer Republik im Jahr 1933 war es das Anliegen des Staates, die Bevölkerung zum Nationalismus zu erziehen, wofür Texte wie das *Nibelungenlied* besonders geeignet schienen.
- Bestrebt um eine nationale Erneuerung sollten die heldenhaften Eigenschaften der Figur Siegfried im Nationalsozialismus schließlich auf die Lebensart und das Verhalten der Bevölkerung übertragen werden.⁶

Entscheidende Prägung erfuhr die Rezeption des *Nibelungenlieds* jedoch bereits mit der Premiere des Opernzyklus *Der Ring des Nibelungen* von Richard Wagner. Das vierteilige Werk entstand zwischen 1850 und 1874 und wurde zur Einweihung des Bayreuther Festspielhauses 1876 erstmals geschlossen aufgeführt. Wagner hatte sich bei der Arbeit an seinem Werk unter anderem auf die nordischen Textvarianten gestützt:⁷ Neben der *Edda* flossen die *Vilkina saga* in der Bearbeitung Karl Simrocks sowie die *Niflunga saga* und die *Volsunga saga* in den *Ring* mit ein. Daneben griff er noch auf weitere mittelalterliche Texte zurück, wie etwa die *Deutschen Heldensagen* Wilhelm Grimms, die *Kinder- und Haus-Märchen* der Gebrüder Grimm sowie die Werke William Shakespeares. Auch deut-

¹ Vgl. Haustein 2005, S. 381.

² Vgl. Sprenger 2002, S. 135.

³ Vgl. Hardt 2009, S. 229.

⁴ Vgl. Bohnen/Steuer 2005, S. 621.

⁵ Vgl. Graus 1975, S. 279, S. 280–284. Diese zeitliche Abfolge trifft allerdings nicht auf die nordischen Texte zu, die bis ins 19. Jahrhundert belanglos blieben, vgl. ebenda, S. 279.

⁶ Vgl. Massimi 2007, S. 94.

⁷ Vgl. Graus 1975, S. 284–286. Siehe hierzu auch Zernack 1997, S. 148.

sche und antike griechische Mythologien wurden aufgegriffen.¹ Wagner wurde in der Folge zum Erneuerer des deutschen Mittelalters sowie der germanischen Urgeschichte und Mythologie erhoben:² Hatte man die Mythen oft als widersprüchlich und erklärungsbedürftig empfunden, gelang es ihm nun, sie den Menschen zugänglich zu machen, indem er einen überschaubaren Handlungszusammenhang schuf und die Charaktere auf wenige Figuren reduzierte. Somit berücksichtigte Wagner zwar die schriftliche Tradition, zugleich löste er den Plot seines *Rings* jedoch maßgeblich von der Überlieferung, wodurch das Bild des ursprünglichen *Nibelungenliedes* verfälscht wurde.³ Im Zuge dieser Mythisierung begann schließlich die Nationalisierung des Stoffes,⁴ wobei man sich vorwiegend mit den altnordischen Quellen beschäftigte, da sie gegenüber der deutschen Variante als ursprünglicher empfunden wurden.⁵

Nach aktuellem Forschungsstand war Wagner zu keiner Zeit bestrebt gewesen, die realen Verhältnisse der germanischen Urzeit in seinem Werk abzubilden; er nutzte diesen Rahmen lediglich, um Grundkonflikte in der Gesellschaft zu dramatisieren und seine sozialutopisch-philosophischen Ideen darzustellen.⁶ Die nachfolgende Rezeption, die Siegfried zum Inbegriff des blonden, nordischen Helden machte, der gerade der Jugend ein Beispiel sein sollte,⁷ war von ihm somit nicht intendiert. Dem anfänglichen Enthusiasmus zum Trotz erkannte man zudem bald, dass eine Nationalisierung des eigentlichen Nibelungenstoffes trotz aller Bemühungen schwierig blieb, sodass das *Nibelungenlied* dann wider aller Erwartungen auch keine Renaissance im Nationalsozialismus erlebte.

7.5.4 Arminius gleich Siegfried – die Geschichte eines Gleichsetzungsversuchs

Einen interessanten Aspekt der Arminius- und Siegfried-Rezeption stellt der ab dem 19. Jahrhundert einsetzende Versuch dar, Arminius mit Siegfried zu identifizieren. Dieses Bestreben beruhte jedoch lediglich auf vagen Parallelen,⁸ weshalb das Ansinnen als problematisch zu bezeichnen ist.⁹ Ansätze für diese Identifikation wurden beispielsweise auf linguistischer Ebene gesucht:¹⁰ Die Forschung hat nachgewiesen, dass der Name *Arminius* keine germanischen Wurzeln hat und es sich dabei auch nicht um eine latinisierte Form des Namen *Hermann* handeln kann (diese würde *Chariomannus* lauten). Dementsprechend stellte sich alsbald die Frage, welchen Namen Arminius ursprünglich getragen hat, woraufhin *Siegfried* als Möglichkeit vorgeschlagen wurde. Diese Theorie setzte bei den Wortstämmen an, die jeder germanischen Sippe zu eigen waren und innerhalb der Fa-

¹ Vgl. Bohnen/Steuer 2005, S. 622; vgl. Burri 1982, S. 110; vgl. See 1994, S. 133–134; vgl. Steuer 2004, S. 418.

² Vgl. Steuer 2004, S. 419.

³ Vgl. Zernack 1997, S. 148–149. Siehe hierzu auch Burri 1982, S. 111.

⁴ Vgl. Graus 1975, S. 286.

⁵ Vgl. Zernack 1997, S. 147.

⁶ Vgl. Bohnen/Steuer 2005, S. 622; vgl. Steuer 2004, S. 417, S. 420; vgl. Zernack 1997, S. 148.

⁷ Vgl. Sünner 2009, S. 110–111. Daneben fand auch Hagen Beachtung, der nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg nicht mehr nur der verschlagene Scharlatan war, sondern jetzt auch positive Eigenschaften zugesprochen bekam, so etwa die Gefolgsmannstreue, den Willen das zu tun, was notwendig ist, sowie die Bereitschaft, dafür Schuld auf sich zu nehmen, vgl. See 1994, S. 125.

⁸ Vgl. Graus 1975, S. 248.

⁹ Vgl. Callies 1973, S. 420.

¹⁰ Vgl. Bemann 2002, S. 104.

milie weitergegeben wurden: Es ist bekannt, dass Arminius Vater Segimer (bzw. Sigimer oder Siegmund) hieß; wäre der vererbte Wortstamm innerhalb von Arminius' Sippe also *Seg*-¹, *Sig*-² oder *Sieg*- gewesen, so hätte er durchaus Siegfried (bzw. **Segifriþus*³) heißen können.⁴ In diesem Fall dürfte in der Folgezeit allerdings niemand nach ihm benannt worden sein, da der Name Siegfried bis ins 7. Jahrhundert hinein nicht nachgewiesen werden kann,⁵ was ob seiner wahrscheinlichen Bekanntheit in Germanien doch verwundern würde. Daneben zog man Namen in Betracht, die ähnliche Stabreime bzw. eine ähnliche Silbenstruktur aufweisen. In diesem Zusammenhang wurden vor allem die Reihen *Segestes* – *Segimund* – *Segimer* und *Irmin* – *Irminonen* – *Armin* – *Herminonen* diskutiert.⁶ Eine weitere These schlug vor, Arminius könnte *Sigimund* geheißen haben, worüber man dann eine Verbindung zum Sigmund des *Beowulf* herzustellen versuchte – die Motive, die uns in den Sagen um Sigmund entgegentreten, weisen jedoch keine Parallelen zu Arminius auf. Dasselbe gilt für den Sigmund der *Volsunga saga* ebenso, wie für den des *Frá dauða Sinfjötla* in der *Liederreda*.⁷

Weitere Ansätze nahmen Bezug auf die Analogien in den Geschichten um Arminius und Siegfried. So wurde etwa vorgeschlagen, dass das Erschlagen des Drachen im *Nibelungenlied* sinnbildlich für den Sieg der Cherusker über die Römer stehen sollte.⁸ Einem ähnlichen Denkmuster folgt der Ansatz, nach dem die Germanen zwar Lindwürmer und Riesenschlangen gekannt, den Drachen jedoch erst durch römische Feldzeichen kennengelernt hätten; von da an hätte der, der die Römer schlug, einen Sieg über den Drachen errungen. Da Siegfried keinen Lindwurm und auch keine Schlange tötet, sondern einen Drachen, sah man hierin folglich ein Indiz für eine Verbindung zu Arminius. Auch der Bericht eines isländischen Abtes auf Pilgerreise, der beschreibt, wie er durch das einstige Cheruskerland zieht, wo Siegfried den Drachen erschlagen hätte, wurde als Grundlage für eine Identifikation herangezogen. Eine weitere Parallele sah man zudem in der Art, wie die beiden Helden ums Leben gekommen waren: Während Siegfried von Hagen von Tronje, mit welchem er über Kriemhild verwandt war, getötet wurde, wurde Arminius ebenfalls von Verwandten ermordet. Eine weitere Theorie spekuliert, dass bei dieser Gleichsetzung auch das *Castra Vetera*, ein römisches Legionslager in der Nähe des heutigen Xanten, in das sich die Überlebenden der Varusschlacht einst gerettet hatten, eine Rolle spielt: Siegfried soll der Überlieferung nach einem Herrschergeschlecht aus Xanten entstammen, das dort in einer Burg gelebt haben soll – diese lässt sich allerdings nicht nachweisen, die Existenz des besagten Lagers ist jedoch zweifelsfrei bestätigt. Es ist denkbar, dass es hier zu einer Uminterpretation des Legionslagers in einen Herrschersitz und damit zur Vermischung der beiden Helden gekommen sein könnte.⁹

¹ Vgl. Reichert 2008, S. 151.

² Vgl. Hardt 2009, S. 230.

³ Vgl. Hardt 2009, S. 230; vgl. Reichert 2008, S. 151.

⁴ Vgl. Bemann 2002, S. 104–106.

⁵ Vgl. Reichert 2008, S. 151–152.

⁶ Vgl. Steuer 2004, S. 429–430.

⁷ Vgl. Reichert 2008, S. 152–153. Siehe hierzu ausführlicher ebenda, S. 153.

⁸ Vgl. Hardt 2009, S. 229; vgl. Winkler 2015, S. 57.

⁹ Vgl. Bemann 2002, S. 108–111. Siehe hierzu auch Hardt 2009, S. 229–230 sowie Reichert 2008, S. 152 und Winkler 2015, S. 58.

Einer der wohl bekanntesten Anhänger der These, dass Siegfried identisch mit Arminius sei, war Otto Höfler. Dieser behauptete etwa, dass Arminius' Name eigentlich mit S begonnen habe, dass es sich bei der Knetterheide um den Schauplatz des Drachenkampfes handle und, dass der Hildesheimer Silberfund Teil des Nibelungenhortes gewesen sei. Keine dieser Thesen hat sich jedoch bestätigen lassen.¹ Zum Hildesheimer Silberschatz lässt sich sagen, dass einiges gegen die Theorie, nach der dieser zum Nibelungenhort gehört und sich in Varus' Besitz befunden haben soll, spricht: Während ein großer Teil des Fundes auf das augusteische Zeitalter, etwa um Christi Geburt, zu datieren und somit wahrscheinlich im Kontext der römischen Feldzüge dieser Zeit zu sehen ist,² sind einige andere Gegenstände wiederum jüngeren Datums als die Varusschlacht.³ Darüber hinaus lässt die Qualität des Schatzes Zweifel daran aufkommen, dass er Varus gehört haben könnte, da es sich hierbei eher um den Besitz einer Person von niedrigerem Rang gehandelt haben muss. Außerdem berichten die antiken Quellen zu keiner Zeit von einem geraubten Schatz, Höfler versuchte seine Theorie aber dennoch damit zu erklären, dass Teile des Schatzes zum Tafelsilber des Varus gehört hätten, welches sich Arminius mit seinem Schwager, ebenfalls Segestes genannt,⁴ nach der Schlacht aufgeteilt hätte. Nach Arminius' Tod sei das Silber dann an seine Familie weitergegeben worden, welche es um jüngere Stücke ergänzt hätte. Da der Schatz jedoch aufgrund der ihn begleitenden Umstände irgendwann als verflucht angesehen worden sei, habe man ihn an der Fundstelle abgelegt, wo dann auch die mündliche Überlieferung von Siegfrieds Hort ihren Anfang hätte.⁵

Was die Knetterheide bei Schötmar anbelangt, so ist der Drachenkampf eher bei Kaldern an der Lahn zu verorten ist als bei Schötmar,⁶ welches Höfler jedoch als Ort der Fáfnir-Tötung und somit als Lokalität der Varusschlacht identifiziert haben wollte: Dies tat er auf Grundlage des bereits erwähnten Reiseberichts des isländischen Bischofs Nikulás von Þverá, der auf seinem Weg nach Rom im Jahr 1154 an der Gnitahede vorbeigekommen sein will, wo Sigurðr entsprechend der altnordischen Überlieferung den Drachen Fáfnir erschlagen haben soll.⁷ Hierbei benutzt Nikulás das Wort *þar* (zu Dt. *dort*), welches sich auf Kaldern beziehen lässt – dieser Ort ist jedoch viel zu weit südlich gelegen, um gleichzeitig der Ort der Varusschlacht sein zu können. Höfler interpretierte *þar* jedoch als *an dieser Route*, wodurch er es auf einen weiter nördlich gelegenen Punkt beziehen konnte, der seine These stützen würde. Es liegt jedoch nahe, dass es reine äußerliche Assoziation war, die Nikulás dazu bewegte, einen Ort entlang seines Weges als die Lokalität des Drachenkampfes zu beschreiben, glaubte er doch noch in weiteren Orten auf seiner Reiseroute sagenhafte Schauplätze zu erkennen.⁸

Zuletzt ist anzumerken, dass sich die Figuren des *Nibelungenliedes*, wie bereits erwähnt, Personen der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit zum Vorbild nahmen und

¹ Vgl. Haustein 2005, S. 380–381. Siehe hierzu auch Hardt 2009, S. 231.

² Vgl. Hardt 2009, S. 232–233.

³ Vgl. Reichert 2008, S. 152.

⁴ Während Hardt hier von einem Schwager namens Segestes spricht, verzeichnet Wolters in einem Stammbaum lediglich einen Schwager namens Segimund, vgl. Hardt 2009, S. 231 sowie Wolters 2008, S. 95.

⁵ Vgl. Hardt 2009, S. 231, S. 233. Siehe hierzu auch Reichert 2008, S. 152.

⁶ Vgl. Reichert 2008, S. 152.

⁷ Vgl. Hardt 2009, S. 230–232. Siehe hierzu auch Reichert 2008, S. 152.

⁸ Vgl. Reichert 2008, S. 152.

nicht etwa Personen der Kaiserzeit.¹ Demzufolge spricht somit mehr gegen als für die These, Arminius und Siegfried könnten ein- und dieselbe Person gewesen sein.²

7.5.5 Rezeption im Nationalsozialismus

Wie bereits dargelegt, eignete sich die Geschichte der Varusschlacht aufgrund des vorherrschenden politischen, kulturellen und gesellschaftlichen Klimas für eine Rezeption während des 19. Jahrhunderts. Diese Voraussetzungen fehlten im 20. Jahrhundert jedoch, weshalb die Figur des Arminius hier keine ähnlich umfangreiche Rezeption erfuhr; es gab schlichtweg kein Ereignis, das sich mit der Varusschlacht in Verbindung setzen ließ. Die Rezeption der Figur im Nationalsozialismus blieb dementsprechend schemenhaft und ohne klare Ausrichtung. Lediglich vier Grundmotive der Überlieferungen waren überhaupt adaptierbar für die Ziele des Regimes:

- Das Vermögen zur Selbstbehauptung in einer feindlichen Umwelt;
- der Wille zur Wahrung der eigenen Identität und zu ihrem Schutz vor fremden Einflüssen;
- die Fähigkeit zur moralischen Überlegenheit;
- das Bewusstsein um eine vermeintliche Bedrohung aus dem Inneren.³

Hoch geschätzte Tugenden, wie etwa Treue und Gefolgschaft, ließen sich jedoch nur schwer mit Arminius' Handeln vereinbaren, hatte er doch das Vertrauen des Varus betrogen. Dies fand etwa bei Hitler wenig Anklang, weshalb auch keine Wehrmachts- oder SS-Einheit, kein Unternehmen und kein Schiff den Namen *Arminius* erhielt. Goebbels lehnte zudem einen 1933 gestellten Antrag ab, nach welchem das Hermanns-Denkmal zu einer Wallfahrtsstätte erklärt werden sollte.⁴ Denkbar ist auch, dass man derartige Anliegen aus Rücksichtnahme auf den Verbündeten Italien abwies.⁵ Lediglich das Werk *Die Hermannsschlacht* von Heinrich von Kleist wurde gelegentlich rezipiert, da die hierin enthaltenen Motive von den Nationalsozialisten aufgegriffen und verwendet werden konnten, um einen andauernden Notzustand zu propagieren und zur Kampfbereitschaft aufzurufen.⁶

Ähnliches kann für das *Nibelungenlied* gesagt werden: In politischen Reden dienten Anleihen aus dem Epos der Beschwörung eines deutschen Einheitsgefühls, während es in der Kriegspropaganda zu Gefolgschafts- und Sippentreue ermahnen sollte; im Bildungswesen sollte die Geschichte von Siegfried den Wunsch nach einer heldenhaften Lebensführung wecken; in Kunst und Ikonographie erfolgte die Inszenierung der Deutschen als Erben der Nibelungen; bei staatlichen Veranstaltungen dienten Motive des *Nibelungenliedes* dazu, den Führerkult zu propagieren. Entsprechend sollten Jugendausgaben der Überlieferung bereits die jüngere Generation an die nationalsozialistische Weltanschau-

¹ Vgl. Hardt 2009, S. 232.

² Vgl. Timpe 2006, S. 436.

³ Vgl. Timpe 2006, S. 452.

⁴ Vgl. Bemann 2002, S. 252–253.

⁵ Vgl. Losemann 1995, S. 424–425.

⁶ Vgl. Seeba 2003, S. 362–364.

ung heranführen. Im Fokus standen dabei neben dem „rassenbewussten“ Denken und dem Konzept der „Deutschheit“ vor allem Führerprinzip, Heldenhaftigkeit und Opferbereitschaft.¹ Politisch kulminierte die Siegfried-Rezeption aber vor allem in der sogenannten Dolchstoßlegende, einer Gleichsetzung zwischen der Niederlage Deutschlands im Ersten Weltkrieg und der Ermordung Siegfrieds durch Hagen von Tronje.²

Anderweitig ließ sich das Epos jedoch kaum instrumentalisieren: Zum einen war der von den Nationalsozialisten geschaffene *Rassenmythos* ausschließlicher Natur, für einen *Schicksalsmythos* gab es somit keinen Platz mehr;³ zum anderen vereinigt sich Siegfried beim Bad im Drachenblut mit den Kräften des Feindes, was mit der NS-Ideologie nicht zu vereinbaren war.⁴ Stattdessen wurde versucht, Hagen als Sinnbild der Treue herauszustellen, doch auch dies gestaltete sich schwierig, da zu hinterfragen ist, wem seine Treue galt: Hagen mag zwar Brunhilds Ehre gerächt haben, war ihr jedoch zu keinem Zeitpunkt Treue schuldig. Darüber hinaus konnte man nicht das Mordopfer (Siegfried) und seinen Mörder (Hagen) gleichzeitig verherrlichen.⁵ Es konnten dementsprechend nur einzelne Charaktere als Verkörperungen germanisch-deutschen Wesens verwendet werden.⁶ Erst zum Ende des Zweiten Weltkrieges konnte man den Mythos umfangreicher instrumentalisieren, indem man das Motiv von der drohenden Götterdämmerung aufgriff.⁷

Es zeigt sich demnach, dass weder Arminius noch Siegfried für eine umfangreiche Ideologisierung geeignet waren. Stellenweise erwies sich jedoch zumindest Siegfried in Form eines Vorbildcharakters als nützlich. Wie bereits erwähnt, wurde das Nibelungenlied so unter anderem benutzt, um auch Kinder schon früh mit ideologischen Inhalten vorzuprägen, indem etwa Jugendausgaben herausgegeben wurden. Insgesamt war dieser Aspekt, nämlich die zeitige nationalsozialistische Prägung junger Gemüter, ein wichtiges Anliegen des NS-Staates. Hierbei wurde mit unterschiedlichsten Medien gearbeitet – so auch mit Schulwandbildern, die nachfolgend beleuchtet werden.

¹ Vgl. Massimi 2007, S. 95, S. 98.

² Vgl. Haustein 2005, S. 382.

³ Vgl. Graus 1975, S. 288.

⁴ Vgl. Sünner 2009, S. 86–87.

⁵ Vgl. Graus 1975, S. 278, S. 280.

⁶ Vgl. See 1994, S. 116.

⁷ Vgl. Graus 1975, S. 288.

7.6 Schulwandbilder der NS-Zeit

Schulwandbilder spielten in der nationalsozialistischen Wissensvermittlung eine besondere Rolle, waren jedoch keine Neuheit. Vielmehr konnte hier auf bereits bestehendes Bildmaterial zurückgegriffen werden, teils gar ohne großartige Veränderungen, da viele Tafeln schon vor 1933 völkische bzw. nationalsozialistische Ideologeme beinhalteten.¹ So änderte sich bei den meisten von ihnen lediglich die Kommentierung der begleitenden Leitfäden. Ansonsten wurden sie gegenüber ihren Voraufgaben an das neue ideologische Bild angepasst, indem die Protagonisten etwa „germanischer“ dargestellt wurden oder „germanische“ Symbolik ergänzt wurde.² Abgebildet wurden vor 1933 vor allem Staatsmänner, Heerführer, Schlachten, nationale Ereignisse und heldenhafte Germanen, daneben existierten aber auch schon Schulwandbilder zur „Rassenkunde“ mit germanozentrischen Tendenzen.³ Zentrale Themen nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten waren dann vor allem:

- der Führerkult,
- die Glorifizierung der NS-Bewegung,
- Heroismus,
- Chauvinismus,
- Expansionismus bzw. Kolonialismus,
- Militarismus,
- Rassismus,
- Autarkismus,⁴
- die Darstellung der Germanen als Vorfahren der Deutschen im Kontext der „Rassenlehre“,⁵
- der Topos vom bedrohten Volk,⁶

¹ Vgl. Halle 2008, S. 151; vgl. Müller 1983, S. 2; vgl. Müller 1988, S. 109.

² Vgl. Bienzeisler 1988a, S. 62; vgl. Müller 1988, S. 110.

³ Vgl. Müller 1988, S. 110.

⁴ Vgl. Müller 1988, S. 111–123.

⁵ Vgl. Bienzeisler 1988b, S. 177, S. 179.

⁶ Als Beispiel kann hier das Schulwandbild *Das sogenannte Sowjet-Paradies* aus dem Jahr 1943 gelten: Abgebildet ist ein infrastrukturell sehr schlecht ausgestattetes, vermeintlich sowjetisches Dorf. Die Häuser aus Holz sind karg, die ganze Szenerie schmutzig. Mit Hilfe einer unterernährten Kuh versuchen die Bewohner, den Boden zu bestellen. Die Kleidung der Personen ist zerlumpt. Inhaltlich ist das Bild so zu interpretieren, dass es zeigen soll, wie die Sowjet-Regierung zu Lasten ihrer Bevölkerung (durch Enteignung, Zwangsarbeit, Bespitzelung etc.) die eigene Rüstung stärke. Dies sei ein Mittel des „herrschenden Judentums“, das die Bevölkerung versklave und sie zwingt, am Existenzminimum um ihr Überleben zu kämpfen. Der zugehörige Kommentar geht laut Bienzeisler noch weiter und beschreibt die Sowjet-Union als ein großes Zwangsarbeitslager, in welchem den Menschen alle „völkisch-rassischen Kräfte“ ausgetrieben worden seien, sodass sie sich nie mehr höher entwickeln könnten; vgl. Bienzeisler 1988b, S. 180–181.

- historische Ereignisse, auch solche, die in der Gesamtschau eher unbedeutend anmuten (z. B. zur Rechtfertigung von Expansionismus und Kolonialismus; besonders beliebt: Darstellungen der Völkerwanderungszeit),
- nationale Errungenschaften und damit einhergehend die Idealisierung von deutschem Fleiß, deutscher Tüchtigkeit und Intelligenz sowie das Propagieren der wirtschaftlichen Eigenständigkeit.¹

Die Schulwandbilder sollten den Schülern nicht nur den behandelten Stoff, sondern auch nationalsozialistische Ideologeme anschaulich näherbringen.² Meist waren sie 100 mal 75 cm groß und farbig. Leitfäden zur Interpretation für die Lehrkräfte fanden sich etwa in den Zeitschriften *Schulwart: Berichte über neue Lehrmittel*³ oder *Der Praktische Schulmann*⁴ und waren meist (insbesondere während des Zweiten Weltkrieges) ideologisch und propagandistisch geprägt. Da manche Tafeln nicht auf den ersten Blick als Propagandamedien erkennbar waren, ergab sich ihr ideologischer Gehalt erst aus diesen Handreichungen, deren Inhalte mithin abenteuerlich anmuteten: Das Schulwandbild einer Igelfamilie etwa wurde im Jahr 1940 von einem Lehrer als Ausdruck der Wehrhaftigkeit Deutschlands interpretiert.⁵ Die Schautafeln fanden jedoch nicht ausschließlich im Schulunterricht Verwendung, sondern kamen auch anderweitig zum Einsatz, so etwa im Wahlkampf,⁶ als Illustrationen für populärwissenschaftliche Werke und Zeitschriften, in den Ausstellungen von Museen⁷ sowie in Schulungen der SA.⁸ Schulwandbilder erfreuten sich vor allem deshalb großer Beliebtheit, weil ihre Inhalte schneller aktualisiert werden konnten, als jene in textuell basierten Medien.⁹ So erschienen bereits im Mai 1933 Schulwandbilder vom Fackelzug durch das Brandenburger Tor, der am 30. Januar 1933 stattgefunden hatte.¹⁰ Zudem konnten sie die staatlichen Kontrollinstanzen schneller passieren als andere Medien, da ihre Inhalte überschaubarer waren als z. B. jene in Schulbüchern.¹¹

Dass sie staatlich und parteiamtlich genehmigt werden mussten und nicht selten in staatlichem Auftrag erschienen, spiegelt ihre Wichtigkeit für die ideologische Erziehung wider.¹² Eine wichtige Rolle bei der Produktion von Schulwandbildern spielte etwa der *Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte*, der von Hans Reinerth geleitet wurde. Die Umsetzung der Schulwandbilder oblag nur wenigen ausgewählten Künstlern, wie etwa Franz

¹ Vgl. Bienzeisler 1988b, S. 177–179.

² Vgl. Bienzeisler 1988a, S. 61; vgl. Beck/Timm 2015b, S. 52; vgl. Halle 2008, S. 151; vgl. Halle 2013b, S. 110.

³ Vgl. Sünner 2009, S. 48.

⁴ Vgl. Beck/Timm 2015b, S. 52.

⁵ Vgl. Müller 1983, S. 4. Siehe hierzu auch Sünner 2009, S. 48.

⁶ Vgl. Müller 1983, S. 4–6; vgl. Müller 1988, S. 106–107. In diesem Kontext wurden jedoch häufig die Bildunterschriften verändert, siehe Müller 1988, S. 106–107.

⁷ Vgl. Beck/Timm 2015a, S. 18–19; vgl. Beck/Timm 2015b, S. 52.

⁸ Vgl. Müller 1988, S. 106.

⁹ Vgl. Halle 2008, S. 151; vgl. Halle 2013b, S. 110; vgl. Müller 1983, S. 2; vgl. Müller 1988, S. 106.

¹⁰ Vgl. Müller 1983, S. 2.

¹¹ Vgl. Bienzeisler 1988a, S. 61.

¹² Vgl. Müller 1988, S. 107.

Jung-Ilsenheim und Wilhelm Petersen¹, die ein Anstellungsverhältnis zu dieser Behörde pflegten. Die Handreichungen wiederum stammten von Akademikern der entsprechenden Fachgebiete.² Gegen Ende der 1930er- und zu Beginn der 1940er-Jahre konzentrierte sich die Schulwandbildproduktion vor allem auf den Verlag *Der Praktische Schulmann*.³

Tafeln aus der Zeit des Dritten Reiches weisen eine andere Maltechnik auf als ihre Vorgänger. Sie waren generell simpler gehalten, wodurch es leichter war, ideologisch geprägte Vorstellungen des Deutschtums zu transportieren. Darstellungen von Situationen oder Aktionen blieben allerdings weiterhin dynamisch, waren in kräftigen Farbtönen gehalten und ausgeschmückt. Die abgebildeten Personen wirken heldenhaft. „Deutsches“ wird dabei stets als kultiviert, aufgeräumt, geordnet und sauber dargestellt. Objektdarstellungen hingegen sollten ebenso einen Eindruck vom kulturellen Erbe wie auch vom deutschen Naturerbe vermitteln; Schulwandbilder dieser Kategorie zeigen beispielsweise Naturdarstellungen, Gebrauchsgegenstände oder „Rassemerkmale“. Insgesamt lässt sich sagen, dass die Tafeln zwischen 1933 und 1945 einen Fokus auf Klarheit und Sauberkeit im Hinblick auf die Bild-Ästhetik erkennen lassen, wodurch sie dem Geschmack der Zeit entsprachen.⁴

Im Bereich der Germanendarstellungen wandelten sich die Schulwandbilder vor allem dahingehend, dass ihre Inhalte vor der Machtergreifung eher romantisch-verklärend anmuteten, während sie danach zunehmend ideologisch und von den nationalsozialistisch-völkischen Idealen der Zeit geprägt waren, sollten sie doch vermitteln, dass die Germanen – und somit die „eigenen Vorfahren“ – kulturell, intellektuell und „rassisch“ überlegen gewesen waren. Aus diesem Topos versuchte der nationalsozialistische Staat wiederum seine historische Legitimation zu ziehen, wobei Anfänge der Germanen häufig bereits in der jüngeren Stein- bzw. Bronzezeit verortet wurden. Die Darstellungen ähneln sich dahingehend, dass sie zumeist Personen zeigen, die groß, blond und blauäugig sind, die Handel und Handwerk betreiben, Raum erobern und ein idealtypisches Familienleben führen. Die Männer sind dabei vor allem Krieger und Bauern, während die Frauen den Hof und die Kinder hüten, also mit der Erhaltung der Sippe bzw. „Rasse“ betraut sind.⁵ Die konkrete Ausrichtung der einzelnen Schulwandbilder variierte dabei je nachdem, welches Geschlecht adressiert werden sollte: Während das Interesse der jungen Männer durch Abbildungen von Waffen gefesselt werden sollte, stellte man für junge Frauen den hohen Stand des germanischen Weibes in den Fokus. Sünners Aussage, man habe die Germanen dabei sehr gefühlsbetont dargestellt,⁶ kann nicht unbedingt zugestimmt werden, wie sich in den nachfolgenden Bildanalysen zeigen wird.

¹ Petersen galt als zuverlässiger Anhänger des Regimes, hatte er sich der NSDAP doch bereits früh angeschlossen. Obwohl Petersen keine akademische Ausbildung vorweisen konnte, wurde er von Hitler zum Professor ernannt; diesen Titel führte er auch nach 1945 weiter. Bilder Petersens waren u.a. von Hitler, Goebbels und Göring erworben worden, vgl. Beck/Timm 2015b, S. 54.

² Vgl. Beck/Timm 2015a, S. 17; vgl. Beck/Timm 2015b, S. 53.

³ Vgl. Müller 1988, S. 107. Durch die Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges und die mit diesem einhergehenden wirtschaftlichen Disruptionen (z. B. Papierknappheit, Zerstörung der Produktionsstätten und der Infrastruktur, Personalmangel) kam die Produktion der Schulwandbilder jedoch im Jahr 1944 zum Erliegen, vgl. Müller 1983, S. 3.

⁴ Vgl. Bienzeisler 1988b, S. 63, S. 174–177.

⁵ Vgl. Beck/Timm 2015b, S. 67; vgl. Bienzeisler 1988b, S. 178.

⁶ Vgl. Sünner 2009, S. 49.

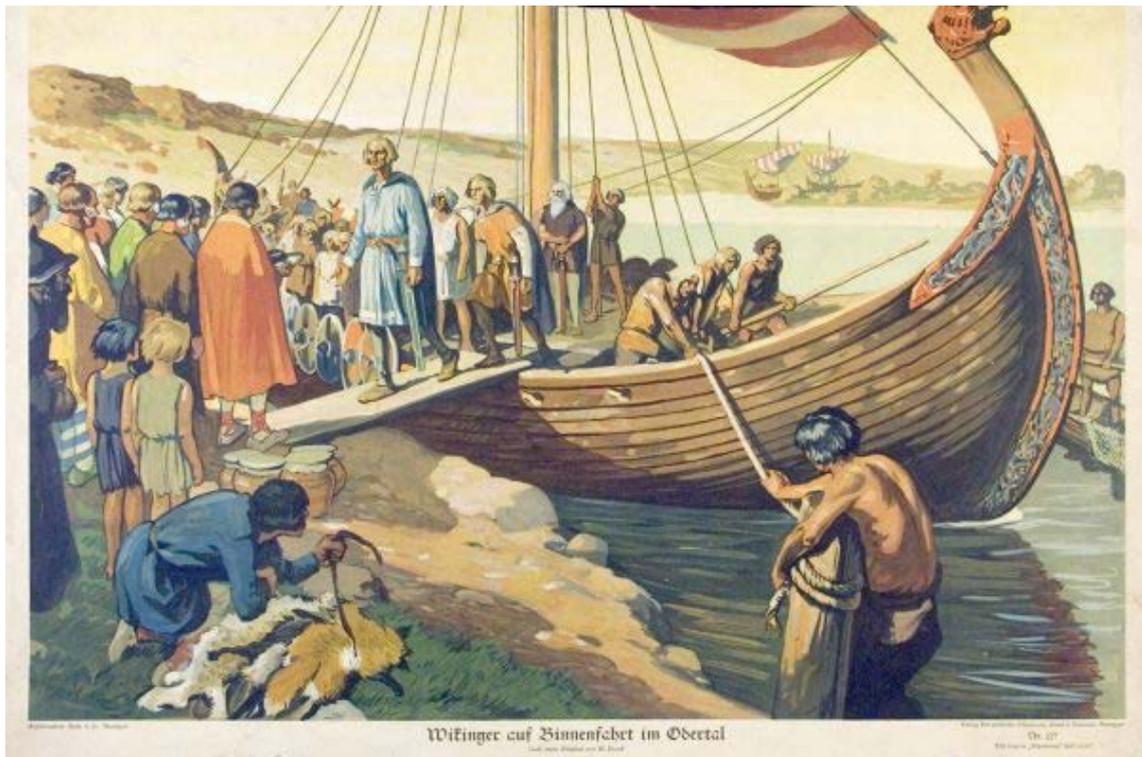


Abb. 1: Schulwandbild *Wikinger auf Binnenschifffahrt im Odertal*

Die Schulwandbilder zum Themenkomplex der nationalen Errungenschaften sind insofern erwähnenswert, als sie nicht etwa den wissenschaftlichen oder künstlerischen, sondern vor allem wirtschaftlichen Erfolg zum Inhalt hatten. Der Arbeit wird dabei eine eigene Ästhetik zugeschrieben, da sie nicht mehr nur dem Erhalt der Lebensgrundlage dient, sondern zum Grundstein der Macht des Volksorganismus verklärt wird. Die Botschaft dieser Tafeln ist demnach, dass sich das Individuum zugunsten seines Volkes der Arbeit hingeben möge, um so die wirtschaftliche Unabhängigkeit Deutschlands zu erreichen.¹

Als ein Beispiel für Schulwandbilder, deren ideologischer Inhalt nicht auf den ersten Blick erkennbar ist, hat das *Niederrheinische Museum* der Stadt Duisburg das Schulwandbild *Wikinger auf Binnenschifffahrt im Odertal* aufgearbeitet: Es stammt aus dem Jahr 1937² und wurde vom Künstler Willy Planck³ geschaffen, der mit Reinerth bekannt war und auch zahlreiche Jugendbücher illustriert hat. Es zeigt die Kontaktaufnahme von Wikingern mit den im Odertal ansässigen Slawen. Das Schiff der Nordmänner ist prächtig verziert und groß, die Darstellung angelehnt an das sogenannte Oseberg-Schiff aus Norwegen, worin bereits die kulturelle Überlegenheit der Nordmänner zum Ausdruck gebracht werden soll. Der Anführer der Wikinger steht im Zentrum der Bildkomposition. Auffällig ist, dass die Personen auf dem Schiff eine andere Körperhaltung aufweisen als die Landbevölkerung: Diese wirkt unterwürfig und hat eine leicht gebeugte Haltung, während die Wikinger mit straffen Schultern und geradem Rücken dargestellt sind. Am linken Rand ist

¹ Vgl. Bienzeisler 1988b, S. 182.

² Vgl. Beck/Timm 2015a, S. 17; vgl. Beck/Timm 2015b, S. 58.

³ 1870 in Stuttgart geboren. Studierte an der *Staatlichen Akademie der Bildenden Künste* in Stuttgart und Karlsruhe. Schuf über 50 Schulwandbilder für den *Praktischen Schulmann* sowie *Germanische Helden-ehre* und *Schwaben stürmen ein Kastell am Limes* im Auftrag des Reichsbundes, vgl. Beck/Timm 2015b, S. 55, S. 58.

eine schattenhafte, nicht vollständig abgebildete und nur in der Seitenansicht zu sehende Gestalt zu erkennen. Sie trägt dunkle Kleidung, eine Kopfbedeckung und hat einen Bart; Kleider, Geldbeutel, Physiognomie und Hautfarbe sollen ihn als Juden ausweisen.¹

Der Handreichungstext wurde in der Zeitschrift *Der Praktische Schulmann* veröffentlicht und stammt von Walter Frenzel.² Er besagt, dass der Jude „böse“ dreinblicken würde, da das Ankommen der „Germanen“ das Ende seiner Tätigkeit bedeute. Damit ist gemeint, dass er den Slawen Nachrichten aus aller Welt gebracht und zudem ihre Kinder geraubt hätte, indem er ihnen anderswo ein besseres Leben versprochen habe, nur um sie in die Sklaverei zu verkaufen.³ Das Bild ist demnach deutlich antisemitisch geprägt. Die bewundernd dreinblickenden Slawen würden in den Wikingern außerdem geeignete Anführer für ihr Volk sehen, die sie vor „räuberische[n] Steppenvölkern aus Fernost“ beschützen und Stammeskonflikte beilegen könnten. Zwar würden unter den vornehmeren Geschlechtern der Slawen ebenfalls noch Personen nordischer Prägung existieren (handelte es sich bei ihnen ursprünglich doch ebenfalls um nordische Menschen), durch die Vermischung mit fremden Stämmen hätten sie jedoch ihre „Rasse“ geschwächt, was sich bereits anhand von Körperbau, Haltung, Haarfarbe und Kleidung zeigen würde; dementsprechend sind die slawischen Personen kräftiger, gedrungener und mit verschiedenen Haarfarben dargestellt. Es war also intendiert, die Slawen als „rassisch minderwertiges“



Abb. 2: Schulwandbild *Germanisches Gehöft um Christi Geburt* (© akg-images)

¹ Vgl. Beck/Timm 2015a, S. 17; vgl. Beck/Timm 2015b, S. 58–60.

² Vgl. Beck/Timm 2015b, S. 58.

³ Vgl. Beck/Timm 2015a, S. 18; vgl. Müller 1983, S. 4. Siehe hierzu auch Beck/Timm 2015b, S. 58.

Volk darzustellen, das nordischer Führung bedürfe, um so den historischen Besitzanspruch der Nationalsozialisten für mehr Raum im Osten zu propagieren.¹

Das Schulwandbild *Germanisches Gehöft um Christi Geburt (Wehrhaftes Bauerntum)* diente als Ersatz für das *Germanische Gehöft* von 1888 und wurde 1934 erstmals aufgelegt. Federführender Künstler war der Kunstprofessor Anton Hoffmann. Das Bild zeigt zwei bewaffnete, bärtige Reiter, die sich in Kleidung und Gesichtern gleichen. Eine Frau reicht ihnen ein Trinkhorn, während der kleine Junge neben ihr die Reiter „bewundernd“ ansieht. Eine andere, ältere Frau spinnt auf der Bank vor dem Haus Wolle. Im Hintergrund ist ein noch recht jung wirkender Mann mit Hakenpflug zu sehen. Alle abgebildeten Personen sind blond. Lediglich eine Figur, die die Ziegen füttert, hat derbere Gesichtszüge und braunes Haar.² Ihre Haltung ist gebeugt. Bei ihr handelt es sich möglicherweise um eine Sklavin, da sie sich in ihrem Aussehen als Einzige von den anderen abgebildeten Personen unterscheidet.

Der dazugehörige Interpretationsleitfaden spricht sich für die Kulturhöhe der Germanen aus und benennt sie als direkte Vorfahren der Deutschen. „Das Holzhaus mit Vorhalle an der Giebelseite“ habe als Vorbild für die Architektur griechischer Tempel gedient, zudem hätten die Germanen kaum Schmuck getragen, anders als die „Südländer“, die sich mit

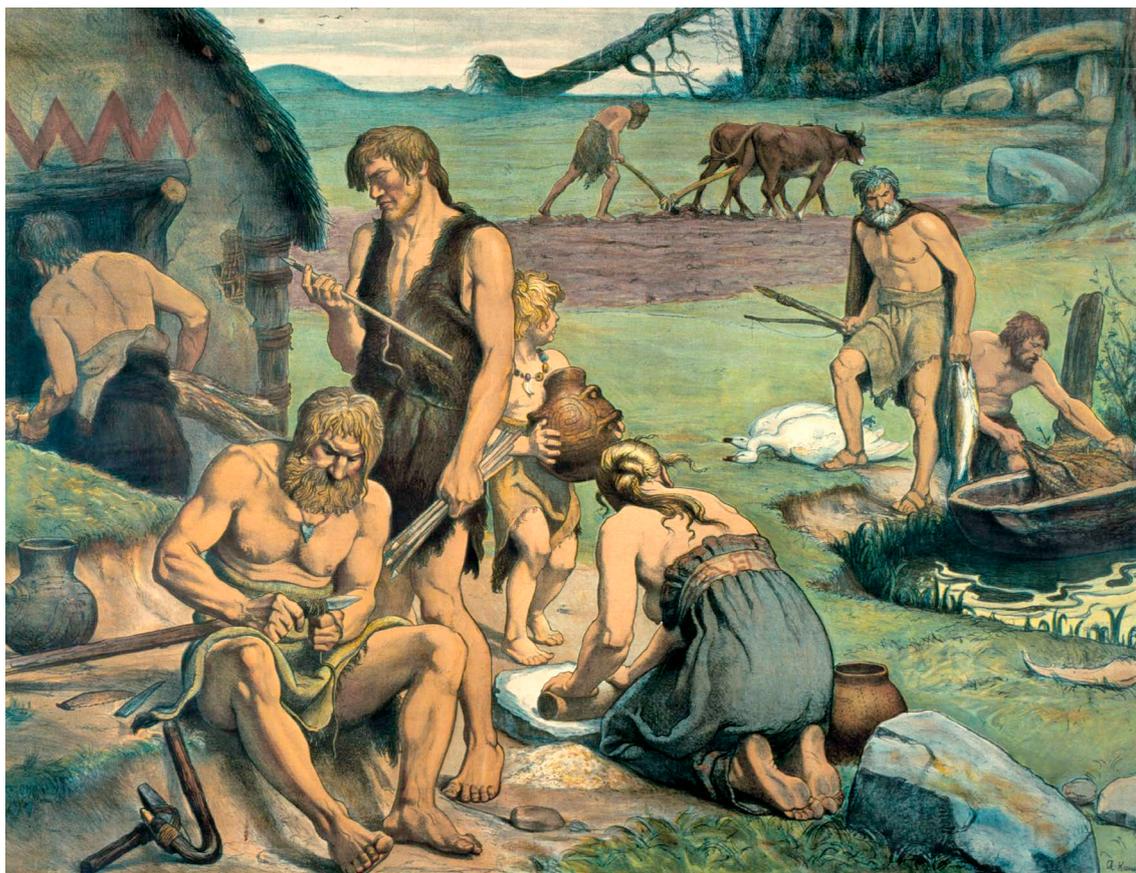


Abb. 3: Schulwandbild *Eine Siedlung zur jüngeren Steinzeit* (© akg-images)

¹ Vgl. Beck/Timm 2015a, S. 18; vgl. Beck/Timm 2015b, S. 59.

² Vgl. Beck/Timm 2015b, S. 56, S. 58.

„billigem“ Blechschmuck behängt hätten. Auf die Abwegigkeit der ersten Behauptung braucht an dieser Stelle nicht näher eingegangen zu werden; der zweiten Aussage wiederum kann in Anbetracht der zahllosen archäologischen Schmuckfunde aus Skandinavien, die ausgeprägtes handwerkliches Können erkennen lassen, nicht zugestimmt werden. Die Kernideologeme des Bildes sind die Verbundenheit des Bauern zu seiner „Scholle“ und der „Rasse“ zu ihrem Boden. Zugleich kommt die Bedeutung des Familiengefüges zum Ausdruck. Ein Individuum, das nicht Teil dieser Gemeinschaften ist, gilt hingegen als „entartet“, es würde ausgestoßen und somit ausgelöscht. Wehrhaft ist die Szenerie dahingehend, dass die dargestellten Bauern keine einfachen Arbeiter sind, die den Konflikt fürchten und sich jedem Herrscher unterwerfen würden. Schülern sollte hierdurch die Wichtigkeit der Verteidigung des eigenen „Lebensraumes“ vermittelt werden.¹

Diesem Blut-und-Boden-Topos sind noch einige weitere Schulwandbilder zuzuordnen, so etwa *Eine Siedlung zur jüngeren Steinzeit* von Arthur Kampf,² aber auch eine Tafel mit dem Titel *Der Hakenpflug. Jüngere Steinzeit* von Franz Jung-Ilsenheim.³ *Eine Siedlung zur jüngeren Steinzeit* zeigt mehrere Personen, die sich scheinbar am Rande eines steinzeitlichen Dorfes befinden und ihrem Tagwerk nachgehen. Zwei Männer sind mit der Herstellung von Waffen beschäftigt, während zwei weitere vom Fischen zurückzukehren scheinen. Eine Frau, die nur von hinten dargestellt und lediglich aufgrund ihres langen Haares sowie der entblößten linken Brust als solche zu erkennen ist, scheint etwas zu kne-



Abb. 4: Schulwandbild *Der Hakenpflug. Jüngere Steinzeit* (© akg-images)

¹ Vgl. Beck/Timm 2015b, S. 56–58. Siehe hierzu auch Halle 2013b, S. 110.

² <https://saarland.digicult-museen.net/objekte/6484> [zuletzt aufgerufen am 1. November 2024].

³ Vgl. Beck/Timm 2015b, S. 54.

ten oder zu rollen – möglicherweise verarbeitet sie Getreide zu Mehl oder bereitet Essen zu. Im Hintergrund bestellt ein Bauer mit einem Hakenpflug ein Feld. Dafür, dass es sich hier um eine steinzeitliche Siedlung handelt, wirkt die Szenerie sehr aufgeräumt und sauber. Die Personen sind allesamt mit heller Haut und muskulös dargestellt. Im Zentrum der Bildkomposition von *Der Hakenpflug. Jüngere Steinzeit* steht ein blonder Bauer, der mit einem Hakenpflug den Ackerboden bestellt. Der Pflug wird von einem Ochsen gespann gezogen. Im Hintergrund ist ein Gehöft zu sehen. Drei Frauen scheinen mit der Aussaat auf den bereits bestellten Feldern beschäftigt zu sein. Bei diesen Schulwandbildern soll ebenso das idealisierte Bild des bodenständigen, arbeitsamen Bauern auf seiner Scholle vermittelt werden.¹

Das Schulwandbild *Germanische Sonnenwendfeier* geht auf den Maler Fritz Koch-Gotha² zurück und entstand in den 1920er Jahren. Ab 1935 wurde es als Schulwandbild herausgegeben. Abgebildet ist ein gemeinschaftliches Fest,³ bei welchem bewaffnete Krieger den Aufgang der Sonne erwarten. Sie befinden sich in einer fjordähnlichen Landschaft und veranstalten ein Sonnenwendfeuer. Es werden sogenannte Luren gespielt, bei denen es sich um skandinavische Musikinstrumente der Bronzezeit handelt. Sie wurden oft herangezogen, um den germanischen Vorfahren eine eigene, hochwertige Musikkultur ange-



Abb. 5: Schulwandbild *Germanische Sonnenwendfeier*

¹ Vgl. Halle 2013b, S. 110.

² 1877 geboren. Karikaturist, Grafiker und Schriftsteller, vgl. Beck/Timm 2015b, S. 63.

³ Vgl. Beck/Timm 2015b, S. 64; vgl. Halle 2013b, S. 111.

deihen zu lassen. Ebenso ist ein mit Laub umgebenes Radkreuz zu sehen,¹ ein sogenannter Questenbaum, welcher an das Questenfest im Harz erinnert, dem man wiederum eine historische Kontinuität seit vorgeschichtlichen Zeiten zuschrieb. Das Radkreuz steht im Zentrum und wurde als Sonnensymbol interpretiert, aus welchem sich das Hakenkreuz einst entwickelt haben soll. Alle Feiernden wirken sauber und ordentlich. Die Frauen tragen züchtige, hochgeschlossene Kleidung und behüten die Kinder, die teils mit Blumenkränzen im Haar dargestellt werden. Die Männer hingegen tragen Waffen bei sich, wodurch ihnen ein kriegerisches Attribut verliehen wird. Die Anwesenden sind allesamt blond, die Krieger und Lurenbläser zudem muskulös.²

Einige Personen heben den gestreckten Arm gen Osten,³ was Bienzeisler als Anlehnung an den Hitlergruß interpretiert. Diese Einschätzung scheint jedoch überspitzt: Zwar benutzen die meisten Personen ihren rechten Arm, die Fingerspitzen zeigen allerdings nicht gerade nach vorne oder die Arme sind leicht gebeugt, sodass hierin eher grüßende oder zeigende Gesten zu sehen sind, nicht jedoch der Hitlergruß, bei dem der rechte Arm vollständig durchgestreckt wurde. Darüber hinaus interpretiert Bienzeisler den abgebildeten Hund, wenn sie die Bezeichnung auch in Anführungszeichen setzt, als Schäferhund und meint, es sei kein Zufall, dass hier ausgerechnet Hitlers liebste Hunderasse dargestellt sei.⁴ Auch diese Interpretation führt etwas zu weit, erinnert das abgebildete Tier doch mehr an einen Wolf oder Wolfshund denn einen deutschen Schäferhund. Zuzustimmen ist allerdings der Aussage, es ginge bei dem Schulwandbild „weniger um die rational-sachliche Darstellung des historischen Geschehens, als vielmehr um die Verherrlichung des Kultes, der einen fast religiösen Charakter ausstrahlt und mit der schwärmerischen Natur- und Symbolverehrung eine neue Offenheit für Heilslehren intendiert“.⁵

Wahrscheinlich sollte die Tafel zudem eine nicht nachweisbare Brauchtumskontinuität propagieren.⁶ Maßgeblich sind hierbei vor allem der abgebildete Baum und das Sonnenwendfeuer, welche beim Betrachter der 1930er- und 1940er-Jahre einen Gegenwartsbezug hergestellt haben werden, wurden in der NS-Zeit und bereits zuvor in der völkischen Bewegung doch Feiern abgehalten, die ähnliche Elemente beinhalteten. Darstellungen wie jene auf dem Schulwandbild sollten die Weltanschauung des NS-Regimes bis in ur- und frühgeschichtliche Epochen zurückprojizieren, um den Nationalsozialismus so für die Gegenwart zu legitimieren. Darüber hinaus sollte der Betrachter das Bild mit Werten assoziieren, die im völkisch-nationalsozialistischen Geistesleben hochgehalten wurden, wie etwa Familiensinn, Geschlossenheit der Volksgemeinschaft, Heimat- und Ahnenverbundenheit. Neben der Verwendung im Schulunterricht diente das Bild auch als Illustration für populärwissenschaftliche Werke – einerseits, weil es den nationalsozialistischen Germanenvorstellungen entsprach, andererseits, weil es entsprechend dem Erläuterungstext auf Grundlage archäologischer Funde geschaffen worden sei. Sowohl chronologisch als auch topographisch liegen die einzelnen, abgebildeten Zeugnisse jedoch weit auseinander.⁷

¹ Vgl. Halle 2013b, S. 111–112; vgl. Sünner 2009, S. 49–49.

² Vgl. Beck/Timm 2015b, S. 64; vgl. Halle 2013b, S. 111–112.

³ Vgl. Beck/Timm 2015b, S. 64.

⁴ Vgl. Bienzeisler 1988b, S. 191–192.

⁵ Bienzeisler 1988b, S. 193.

⁶ Vgl. Halle 2013b, S. 111–112.

⁷ Vgl. Beck/Timm 2015b, S. 64–65.



Abb. 6: Schulwandbild *Bekehrung der Germanen durch das Christentum* (© akg-images)

Das Schulwandbild *Bekehrung der Germanen durch das Christentum* wiederum zeigt christliche Sendboten, die religiöse heidnische Handlungen unterbrechen.¹ Abgebildet sind zahlreiche Männer und Frauen sowie ein Kleinkind, die um einen Ritualplatz versammelt sind. Zwei Personen im Zentrum des Bildes, die vollständig in Weiß gekleidet sind, könnten heidnische Priester oder aber die Anführer des Stammes sein. Ihnen gegenüber stehen drei Personen, die durch ihre Aufmachung als Christen zu erkennen sind. Während zwei von ihnen einfache, braune Mönchsroben tragen, ist der Dritte in auffällige, mit goldenen Ornamenten verzierte Kleider gehüllt. Einer der Mönche hält ein großes, dickes Buch in den Händen, wobei es sich vermutlich um die Bibel handelt. Der ranghöhere Geistliche hingegen führt einen Kreuzstab mit sich. Diesen und beide Hände reckt er gen Himmel. Der heidnische Anführer oder Priester hingegen hält ein Messer in den Händen und wendet sich leicht von dem christlichen Priester ab, behält ihn jedoch im Auge. Die Umstehenden tuscheln miteinander, wenden sich ebenfalls ab oder nehmen eine abwehrende Haltung ein. Manche halten Waffen in den Händen. Eine Frau am linken Bildrand scheint sich hinter einem Mann zu verstecken. Dieses Bild adaptiert somit ein gängiges Motiv im völkischen Milieu, nach welchem die Bekehrung der Heiden zum Christentum unter Zwang stattfand, da sich ihre „Vorfahren“ niemals freiwillig vom ursprünglichen, wahren Glauben der Germanen abgewandt hätten.

¹ Vgl. Sünner 2009, S. 49.



Abb. 7: Schulwandbild des Gottes Þórr (© akg-images)

Ein anderes Schulwandbild zeigt den Donnergott Þórr. Er ist in heldenhafter Pose dargestellt und hält seinen Hammer,¹ der in der nordischen Mythologie Mjöllnir² genannt wird. Zudem ist sein Wagen abgebildet, der nach der altnordischen Überlieferung von zwei Böcken namens Tanngrísniir und Tanngrjóstr gezogen wird. Dies bringt ihm die Beinamen *hafra dróttin* (zu Dt. *Herr der Ziegen*) und *reiðar Týr* (zu Dt. *Wagen-Gott*) ein. Auch der in der Mythologie erwähnte Eisenhandschuh³ und der Kraftgürtel sind dargestellt.⁴ Aus dem Hammer scheint ein Blitz zu zucken. Das Bild ist somit nah an der mythologischen Überlieferung gehalten: Dort werden nicht nur die entsprechenden Gegenstände sowie die beiden Ziegen erwähnt, auch die Darstellung mit rotem Haar ist überlieferungskonform, wird Þórr in der *Óláfs saga Tryggvasonar* doch als *der Rotbärtige* bezeichnet.⁵ Am unteren Bildrand sind außerdem ein Ochsesgespann und eine Person zu erkennen, die auf die Knie zu fallen und die Arme gen Himmel zu strecken scheint. Das Bild ist signiert von Max Koch. Eine Handreichung zu diesem Bild hat sich nicht ermitteln lassen, es kann allerdings davon ausgegangen werden, dass die heroische Darstellung auch hier der positiven Konnotation des Germanischen dienen sollte. Der kniende Bauer am Boden

¹ Vgl. Sünner 2009, S. 48.

² Der Hammer wurde von Zwergen geschmiedet und von Loki zu den Asen gebracht. Er bringt beim Werfen Blitz und Donner hervor und kehrt anschließend zu Þórr zurück. Er wurde im Skandinavien der Wikingerzeit zu einem wichtigen heidnischen Symbol, das im Kontrast zum christlichen Kreuz stand, vgl. Simek 2006, S. 284–285.

³ Der Eisenhandschuh wird von Thor benötigt, um den Hammer halten zu können, vgl. Simek 2006, S. 284.

⁴ Vgl. Simek 2006, S. 415.

⁵ Vgl. Beck 1986, S. 4.



Abb. 8: Schulwandbild
Germanische Tracht zur Eisenzeit

könnte zudem als Symbol der Führertreue interpretiert werden, da er sich beim Anblick der Übermacht eines Gottes (bzw. eines göttlichen, auserwählten Führers) auf die Knie begibt.

So emotionalisiert manche Darstellungen auch sein mögen, einige von ihnen sind doch wissenschaftlich fundiert. Eine Tafel zeigt *Germanische Tracht zur Eisenzeit um 400 n. d. Zr.* Der Künstler ist auch hier Wilhelm Petersen.¹ Ein Mann, eine Frau und ein Junge sind in eisenzeitlicher Bekleidung dargestellt. Der Mann trägt ein Hemd mit gemusterten Ärmeln und eine enge Hose. Darüber hat er einen Umhang an, der aus gröberem Stoff zu bestehen scheint und dessen Kanten Borten zieren. Auch ist eine Fibel auf Brusthöhe zu sehen. Bewaffnet ist er mit einer Holzlanze und einem zweischneidigen Schwert, das an einem Gürtel befestigt ist. Die Frau hingegen trägt ein Kleid, das an den Schultern mit Fibeln festgemacht ist. Die Haare bedeckt ein Netz. Beide Figuren haben blondes Haar. Das Bild beruft sich auf Kleidungsfunde aus dem Thorsberger Moor und gibt diese ziemlich genau wieder.²

Auch das Schulwandbild *Germanische Tracht zur Bronzezeit um 1600 v. d. Zr.* stammt von Wilhelm Petersen³ und verkörpert ebenfalls die Vorstellungen vom nordischen Ideal: Die abgebildeten Personen sind allesamt hochgewachsen, von schlanker Statur, blond, blauäugig und blicken ernst drein. Kleidung, Schmuck und Bewaffnung sind Ausdruck eines gewissen handwerklichen und künstlerischen Könnens. Die Personen wirken sauber und ordentlich, selbst das Schuhwerk ist tadellos⁴ – dieser Aspekt, der sowohl in diesem, als auch in anderen Schulwandbildern auftritt, dürfte doch in einiger Entfernung zur tatsächlichen Lebensrealität der betreffenden Zeitabschnitte stehen.

¹ <https://nat.museum-digital.de/object/16073?navlang=de> [zuletzt aufgerufen am 1. November 2024].

² Vgl. Halle 2013b, S. 111.

³ <https://saarland.digicult-museen.net/objekte/5960> [zuletzt aufgerufen am 1. November 2024].

⁴ Vgl. Bienzeisler 1988b, S. 176.



Abb. 9: Schulwandbild *Germanische Tracht zur Bronzezeit um 1600 v. d. Zr.* auf der Titelseite der Zeitschrift *Germanen-Erbe*

Viele Schulwandbilder mit eindeutig ideologischem Inhalt wurden nach 1945 vernichtet,¹ weshalb die Quellenlage schwierig ist.² Überdauert haben hingegen solche Bilder, deren ideologischer Gehalt nicht auf den ersten Blick erkennbar war³ oder die durch kleine Eingriffe wie Beschneiden oder Überkleben bereinigt werden konnten.⁴ Diese wurden dann auch weiterhin im Schulunterricht eingesetzt, da neue Schulwandbilder erst ab den 1950er-Jahren aufgelegt wurden. Beispielhaft kann hierfür das Geschichtswandfries *Deutsche Geschichte* von Willy Planck genannt werden: Das im Westfälischen Schulmuseum aufbewahrte Exemplar wurde scheinbar nach 1945 beschnitten, sodass nun die dritte Bildzeile fehlt, welche den Zeitabschnitt vom Siebenjährigen Krieg bis zur Machtergreifung abbildete. Dasselbe gilt für das Schulwandbild *Runenschrift und Sinnbilder* von 1940: Hier fehlt in einem Exemplar der Bereich zu den Sinnbildern, wahrscheinlich, weil dort Runenzeichen mit ihrem nationalsozialistischen Deutungsgehalt abgebildet waren. Zu den Neuauflagen wiederum zählt etwa die *Germanische Baumsargbestattung zur Bronzezeit* von Wilhelm Petersen, deren Titel fortan nur noch *Baumsargbestattung* lautete. Die nationalsozialistisch-ideologisierte Germanendarstellung blieb hier erhalten,

¹ Vgl. Beck/Timm 2015b, S. 68; vgl. Bienzeisler 1988a, S. 62; vgl. Müller 1983, S. 6–7.

² Vgl. Müller 1988, S. 109.

³ Vgl. Beck/Timm 2015b, S. 68; vgl. Müller 1983, S. 6–7; vgl. Müller 1988, S. 109.

⁴ Vgl. Müller 1988, S. 109.

wohl, weil sie nicht offensichtlich als solche zu erkennen war. Lediglich das Begleitheft wurde neu aufgesetzt.¹

Auch heute noch bestehen einschlägige Institutionen fort, die Schulwandbilder nachdrucken und vertreiben, so etwa das Versandhaus *Nation & Wissen*, das eine Nähe zur NPD aufweist: hier kann nach wie vor das Bild *Germanische Sonnenwendfeier* erworben werden, dem bescheinigt wird, „wissenschaftlich einwandfrei“ zu sein.²

¹ Vgl. Beck/Timm 2015b, S. 68–69.

² Vgl. Sénécheau 2015, S. 111.

8. Ausblick: Konstruktionen des Germanischen in der heutigen Zeit

Das „Dritte Reich“ mag 1945 mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges untergegangen sein. Symbole, wie etwa die Hakenkreuze auf dem Reichsparteitagsgelände in Nürnberg, ließen sich tilgen. Die Entnazifizierungsverfahren sollten dafür sorgen, dass belastete Personen aus ihren Ämtern entfernt wurden. Die NSDAP wurde verboten. Gesetze, die in der NS-Zeit erlassen wurden und ideologisch geprägt waren, wurden aufgehoben. Was sich allerdings nicht verbieten oder tilgen ließ, war die Vorstellungswelt des Nationalsozialismus. Antisemitisches, antidemokratisches und rassistisches Gedankengut überdauerte, und das nicht nur in den ersten Jahrzehnten danach, sondern bis in die heutige Zeit hinein. Demnach ist es nicht verwunderlich, dass ideologisch geprägte Stränge der Germanenrezeption ebenfalls ihren Weg in die Gegenwart gefunden haben, sodass auch heute noch germanenverklärende Denkmuster im völkischen und rechtsextremen Milieu adaptiert werden: Germanen, Wikinger und Kelten werden weiterhin als „Urahnen der Deutschen“ inszeniert sowie die zugrundeliegende Überlieferung samt der dazugehörigen Mythologie als das eigene Erbe vereinnahmt; im gleichen Zug wird das Ideologem vom „Recht des Stärkeren“ idealisiert sowie das Christentum dämonisiert.¹

Elemente der Germanenrezeption treten so beispielsweise in Namen und Liedtexten rechtsradikaler Bands auf. Der Anteil ist allerdings nicht so hoch, wie man annehmen könnte, da sich die heutige rechte Propaganda in weiten Teilen entweder auf aktuellere Themen oder auf die Rückschau in die jüngere Vergangenheit konzentriert. Nordisch-germanische Anleihen finden sich etwa in den Namen der Musikgruppen Einherjer oder Legion of Thor,² während sich die Rezeption auf Textebene beispielsweise bei der deutschen Band Landser zeigt, die im Lied Lenker der Schlachten den nordischen Gott Óðinn besingt, im Verlauf des Textes dann aber wieder eine Brücke zu aktuellen Thematiken des rechtsextremistischen Milieus schlägt.³ Neben Musikgruppen nehmen sich auch noch andere rechtsgerichtete Organisationen in ihrer Namensgebung Schlagworte der Germanenrezeption zum Vorbild, so etwa die seit 1994 verbotene Wiking-Jugend e.V. Gleiches kann für Veranstaltungen gesagt werden: Eine rechtsextreme Kampfsportveranstaltung wird beispielsweise Kampf der Nibelungen genannt.⁴ Ebenso finden Symbole wie die Odal- oder die Sigrune weiterhin Verwendung, obgleich dies je nach Kontext strafbar sein kann.⁵

Auch im Verlagswesen werden noch immer Inhalte publiziert, die nationalsozialistische Ideologeme aufweisen: Der Verlag Hohe Warte⁶ etwa verbreitet weiterhin Bücher von

¹ Vgl. Pfeiffer 2021, S. 78.

² Vgl. Dornbusch/Raabe 2004, S. 71, S. 74, S. 82, S. 84. Es sei darauf hingewiesen, dass auch eine norwegische Vikingmetal-Band unter dem Namen Einherjer auftritt, die mit der hier gemeinten Formation nicht identisch ist.

³ In besagtem Lied handelt es sich dabei vor allem um die vermeintliche Zuwanderungsproblematik, den Verlust des als ursprünglich empfundenen paganen Glaubens und das „Volk ohne Raum“-Motiv.

⁴ Vgl. Pfeiffer 2021, S. 72.

⁵ Vgl. Mecking 2021, S. 47. Siehe hierzu auch https://www.verfassungsschutz.de/SharedDocs/publikationen/DE/rechtsextremismus/2022-02-rechtsextremismus-symbole-zeichen-organisationen.pdf?__blob=publicationFile&v=19 [zuletzt aufgerufen am 1. November 2024].

⁶ Im Hohe Warte Verlag erschien unter anderem die Zeitschrift Forschungsfragen unserer Zeit, die von Bernhard Kummer herausgegeben wurde. Kummer war bereits zwischen 1933 und 1945 als Spezialist für altnordische Sprachen und germanische Religionsgeschichte aktiv. Zu dieser Zeit schrieb er unter

NS-Größen wie Hans F. K. Günther. Daneben sind außerdem die Verlagshäuser Lesen & Schenken, der Buchdienst Hohenrain sowie der Kopp-Verlag zu nennen,¹ wobei sich letzterer mit seinen Schriften auch im Verschwörungstheoretikermilieu hervorgetan hat. Einen Fokus auf germanophile Inhalte weist zudem der Forsite Verlag auf (wahrscheinlich von altnordisch *at fornum sið* = nach altem [= heidnischem] Brauch bzw. *í fornum sið* = zur Zeit des alten Glaubens²). Gegründet 2004 bietet Forsite Schriften zu Vor- und Frühgeschichte, nordischer Mythologie, Okkultismus und Esoterik an; daneben werden jedoch auch Titel von Herman Wirth oder Guido von List sowie Texte zur „Rassenkunde“ verkauft. Interessanterweise werden neben diesen sehr fragwürdigen Publikationen ebenso Bücher angeboten, die aus der Feder renommierter Fachwissenschaftler stammen, so etwa Sachbücher des Mediävisten Arnulf Krause.³ Dem Verlag stand auch der 2014 aufgelöste Verein Parzifal e.V. nahe, dessen Ziel die Beschäftigung mit „europäischer Geschichte & Kultur“ war, um „aus dem Erbe der Ahnen ein Verständnis für die Gegenwart und Ansätze für die Zukunft [...] erarbeiten“ zu können.⁴ In den letzten Jahren gelangte außerdem der Verlag Antaios wiederholt zu medialer Aufmerksamkeit: Geschäftsführer des Verlages ist Götz Kubitschek, der unter anderem der Identitären Bewegung nahesteht und Mitbegründer des rechtsextremen Instituts für Staatspolitik ist. Während sich der Verlag überwiegend Schriften zu aktuellen Thematiken des Rechtsextremismus widmet, finden sich auch einige Titel im Programm, die dem Bereich der Germanenrezeption zuzuordnen sind, so etwa die Männer-Trilogie von Jack Donovan (Der Weg der Männer, Nur Barbaren können sich verteidigen, Ein ganzerer Mann). Insbesondere sticht aber das Buch *Gab es Germanen? Eine Spurensuche* von Andreas Vonderach heraus, der ebenfalls im rechtsradikalen Milieu aktiv ist. Das Werk nimmt den Standpunkt ein, dass die Forschung zu dem Ergebnis gekommen sei, Germanen habe es nie gegeben und widerspricht diesem Befund. Auffällig ist hierbei der Werbetext des Webshops, wo es heißt „Der Anthropologe [...] hat sich auf Spurensuche begeben. Sein Ergebnis ist eindeutig: Es gab uns doch!“⁵

Obgleich die meisten Versuche, völkisch-neuheidnische Religionsgruppen nach 1945 weiterzuführen oder wiederzubeleben, scheiterten,⁶ bestehen ein paar wenige bis in die Gegenwart fort: So etwa die Germanische Glaubensgemeinschaft, welche nach dem Tod Ludwig Fahrenkrogs zunächst verschwand,⁷ 1991 aber wieder ins Leben gerufen wurde. Auf ihrer offiziellen Internet-Präsenz beschreibt sich die Gemeinschaft als „naturreligiöse altheidnische“ Gemeinde, die den „polytheistischen Glauben“ der „heidnischen Ahnen“ ausübt. Zudem behauptet sie, die älteste heidnische Religionsgemeinschaft in Europa zu

anderem auch für den Völkischen Beobachter. 1942 wurde er von Hitler zum Professor ernannt. Nach der Entlassung aus französischer Kriegshaft lehrte Kummer zudem an der Volkshochschule in Lübeck. Verstarb 1962, vgl. Klee 2021, S. 351–352.

¹ Vgl. Maegerle 2016 [zuletzt aufgerufen am 4. Julia 2024].

² Vgl. Baetke 2006, S. 153.

³ Vgl. Öden 2017, S. 43–44; vgl. https://parzifal-versand.de/advanced_search_result.php?categories_id=&inc_subcat=1&keywords=rassen [zuletzt aufgerufen am 1. November 2024].

⁴ Vgl. Öden 2017, S. 43; vgl. <http://www.forsite-verlag.de/index.php?id=37> [zuletzt aufgerufen am 5. Juni 2022].

⁵ <https://antaios.de/gesamtverzeichnis-antaios/einzeltitel/44805/gab-es-germanen-eine-spurensuche> [zuletzt aufgerufen m 1. November 2024]; Auszeichnung durch Siewert.

⁶ Vgl. Puschner u.a. 2010, S. 525.

⁷ Vgl. Hieronimus 1986, S. 253.

sein. Oberhaupt der Gemeinschaft ist seit 1992 Baron Géza Árpád von Nahodyl Neményi, der angibt, als heidnischer Priester „ausgebildet und geweiht“ zu sein und Skandinavistik studiert zu haben. Seine Familie ließe sich zudem auf den Stamm der Markomanen zurückführen. Als einen seiner Mentoren nennt er den Esoteriker Karl Spiesberger. Neményi ist in der rechtspopulistischen Alternative für Deutschland aktiv und seit 2019 in der Stadtverordnetenversammlung von Bad Belzig als Vertreter für eben jene Partei tätig.¹

Das offizielle Symbol des Vereins ist ein Sonnenrad, das einen Thorshammer umschließt. Die regelmäßig eingezogenen Mitgliedsbeiträge werden als „Thingabgaben“ bezeichnet, die Mitgliederversammlung wiederum als „Thing“². Neményi trägt außerdem den selbstverliehenen Titel „Allsherjargode“³. Zwar erklärt die Germanische Glaubensgemeinschaft auf ihrer Homepage, dass sie in keiner Verbindung zu rechts- oder links-extremistischen Ideologien stünde, ein genauerer Blick in das offen zugängliche Mitgliederforum⁴ lässt zumindest am ersten Teil dieser Aussage jedoch erhebliche Zweifel aufkommen: Neben esoterisch-neuheidnischen Thematiken (z.B. Runenbefragung, Sippenforschung, Sternenkunde), finden sich hier auch Diskussionen zu gesellschaftlichen Themen, die eine rechtspopulistische bis rechtsextreme Ausrichtung der Gemeinschaft sowie ein gewisses Misstrauen gegenüber wissenschaftlichen Ansätzen erahnen lassen. Vorwürfe in Bezug auf Rassismus und Antisemitismus weist Neményi jedoch von sich, da beiden christliches Denken zugrunde läge. Zudem lässt er außer Acht, dass die historischen Wurzeln der Germanischen Glaubensgemeinschaft in der völkischen Bewegung liegen.⁵

Wie Schnurbein schreibt, mögen das Streben nach Reinheit und Reinigung der eigenen Tradition in neuheidnischen Glaubensgemeinschaften heute nicht mehr so gewalttätig geprägt sein wie einst;⁶ Gefahr bergen sie aber gerade deshalb, weil die rassistischen Aspekte dieser Gemeinschaften zumeist nicht offensichtlich sind: Ahnungslose Individuen, die auf der Suche nach spiritueller Selbstverwirklichung und einem für sie geeigneten Glaubenssystem sind, können an diese Gemeinschaften geraten, ohne ihre Nähe zu nationalsozialistischen Ideologemen direkt zu bemerken. Handelt es sich dabei um politisch nicht gefestigte Persönlichkeiten, besteht die Möglichkeit, dass sie hier zu Rechtsextremismus, Antisemitismus und Rassismus erzogen werden, da die Akteure dieser Gemeinschaften als spirituelle Autoritäten begriffen werden. Dies zeigt ein Erfahrungsbericht, den Schnurbein ihrer Publikation *Norse Revival. Transformations of Germanic Neopaganism* voranstellt, eindrücklich – sie war im Zuge einer wissenschaftlichen Arbeit zu dem „Thing“ einer solchen Glaubensgemeinschaft eingeladen worden:

„How could this happen to me?“ – It is 1986 and I am sitting in a hall in an old German castle amongst a small, rather diverse crowd: men and women of all ages in ceremonial robes, long-haired, gentle-eyed esotericists, martial-looking young

¹ <http://rig.stadt-belzig.de/ti-1/> [zuletzt aufgerufen am 1. November 2024].

² Das Thing war im germanischen Altertum die gesetzgebende bzw. richtende Versammlung freier Männer, vgl. Simek 2006, S. 410.

³ Gode war die altnordische Bezeichnung für Priester und Häuptlinge, vgl. Simek 2006, S. 142.

⁴ <http://ggg-forum-fuer-germanisches-altheidentum.xobor.de/> [zuletzt aufgerufen am 1. November 2024].

⁵ Vgl. Schnurbein 2016, S. 126.

⁶ Vgl. Schnurbein 2016, S. 6.

men in paramilitary black, and families in traditional German costumes. Listening to Richard Wagner's "The Ride of the Valkyries" on a hoarse cassette player in front of an altar adorned with runes, Easter eggs, and small bread-ornaments along with a clumsily painted image of the goddess Freya, ostentatiously blue-eyed with wavy blond hair, [...]. A tall woman [...] stands and begins speaking about the true ancient significance of Easter: a seasonal celebration dedicated to fertility. [...] fertility [...] in the service of the Germanic race. [...] She is actually giving us instructions on how to most effectively breed blond-haired and blue-eyed children and to re-awaken the spirit of the Germanic people. [...] I was alarmed by my own naivety, along with the fact that not only the overtly right-wing extremist activists present, but also the more alternative-minded participants seemed convinced that they were in the presence of 'high initiates' and that the racist teachings seemed to be accepted by all as deep esoteric truths.¹

Daneben existieren in der Populärkultur aber auch viele Rezeptionsstränge, bei denen es sich um ideologiefreie Adaptionen des Germanischen handelt. In der Musikbranche etwa gibt es zahlreiche Bands, nicht wenige davon dem Metal-Genre zuzuordnen, die aus der altnordischen Tradition Inspiration für ihre Lieder und Auftritte ziehen. Als Beispiel sei an dieser Stelle die schwedische Melodic-Death-Metal-Gruppe Amon Amarth² genannt: Die Musiker nehmen in zahlreichen Liedern direkten Bezug auf die nordische Mythologie, der sie sich als Schweden eng verbunden fühlen. Das Lied *The Sound Of Eight Hooves* etwa erzählt von einem christlichen Missionar, der aus heidnischer Gefangenschaft zu fliehen versucht und dabei mit seinem Glauben an Christus hadert. Die Flucht glückt nicht, er wird gefangen genommen und gehängt. Mit seinem letzten Atemzug sieht er den einäugigen Gott Óðinn vor sich, begleitet von den Raben Huginn und Muninn, dem achtbeinigen Pferd Sleipnir und den Wölfen Geri und Freki.³ *Runes To My Memory* hingegen besingt eine Fahrt in das Gebiet der Rus, bei welcher der nicht benannte Erzähler des Liedtextes tödlich verwundet wird. Die Zuhörer werden angehalten, ihn samt seinen Waffen in einen Grabhügel zu legen und ihm zur Erinnerung einen Runenstein zu setzen.⁴ Der Text zu *Blood Eagle* wiederum handelt vom sogenannten Blutaar oder Blutadler.⁵ Der Inspirationsgewinn aus der nordischen Mythologie beschränkt sich bei Amon Amarth jedoch nicht nur auf den Inhalt der Liedtexte, sondern spiegelt sich auch in der Bühnendekoration und der Covergestaltung der einzelnen Alben wider.

Auch in Videospiele hat die reiche mythologische Überlieferung Skandinaviens ihre Adaption gefunden, wobei das Rollenspiel *The Elder Scrolls V: Skyrim* als prominentes Beispiel gelten kann: In diesem kommen etwa Wiedergänger bzw. Untote vor, die, wie

¹ Vgl. Schnurbein 2016, S. 1–2.

² Der Bandname ist J. R. R. Tolkiens *Der Herr der Ringe*-Reihe entliehen, die ebenfalls die altnordischen Quellen adaptiert; dort ist Amon Amarth eine andere Bezeichnung für den Schicksalsberg, vgl. Hammond/Scull 2014, S. 233.

³ Lyrik-Transkript: "As his breath leaves his eyes open wide, a bright light comes from above, he greets this light with a smile, and thinks there is a god. The sound of eight hooves reaches his ears, comes from the heavenly light, two wolves' howls fill his heart with fear, and he sees two ravens fly. Down from the sky a warlord rides, like fire his one eye glows, and just before the preacher dies, he knows his god is false."

⁴ Zahlreiche Handelsrouten zwischen Skandinavien und dem Gebiet der Rus im heutigen Osteuropa sind belegt, ebenso wie die Bestattungsbräuche, Tote in einem Grabhügel an der Seite ihres Hab und Gutes beizusetzen und zu ihrem Andenken einen Runenstein aufzustellen.

⁵ Dabei handelt es sich um eine Form der rituellen Tötung, die sich bislang jedoch nicht archäologisch nachweisen lässt.

im Altnordischen auch, als draugr bezeichnet werden. Daneben sind noch zahlreiche weitere Namen und Bezeichnungen nordisch angehaucht, so etwa bei den Orten Haafingar, Folgunthur oder Volskygge. Auch der Drache Alduin, der in der Lage ist, einen Weltuntergang mit darauffolgender Wiedergeburt der Welt einzuleiten, stellt eine Adaption der nordischen Mythologie dar: Konkret wird hier Bezug auf die Ragnarök genommen, die unter anderem mit dem Aufpeitschen der Meere durch die Midgardschlange Jörmungandr eingeläutet wird. Weniger offensichtlich sind hingegen die Anleihen in den Spielen Pokémon X und Pokémon Y: Während die Spielwelt hier nach dem Vorbild des modernen Frankreichs erschaffen wurde, werden die drei sogenannten Legendären Pokémon in der Fangemeinde mit der nordischen Mythologie assoziiert. So soll Xerneas, dargestellt als ein Hirsch mit einem großen, stark verzweigten Geweih, an Dáinn, Dvalinn, Duneyrr und Durathrór angelehnt sein.¹ Der Adler, der in Yggdrasils Krone wohnt, könnte hingegen Vorbild für Yveltal gestanden haben, das an einen Raubvogel erinnert. Das letzte Mitglied dieser Dreierheit, genannt Zygarde, könnte hingegen eine Anspielung auf den Drachen Nidhögr sein.²

Cineastisch wurde die nordische Mythologie beispielsweise in der Marvel-Filmreihe zum Comic-Helden Thor adaptiert. Auch der deutsche Film *Mara* und der *Feuerbringer*, die Kinoadaptation des ersten Romans einer Trilogie von Tommy Krappweis, greift die Thematik auf. Während die Adaption der altnordischen Mythologie in den Thor-Filmen sehr frei und in modernem Gewand erfolgte, war es dem Regisseur von *Mara* und der *Feuerbringer* wichtig, ein möglichst akkurates Bild der nordischen Überlieferung wiederzugeben, weswegen dieser Rudolf Simek als fachkundigen Berater hinzuzog (der so gleich auch noch eine Rolle im Film übernahm). Das jedoch wohl bekannteste Beispiel einer Wikinger-Adaption stellt die Serie *Vikings* dar, die in Fachkreisen nicht undebattiert geblieben ist.³

Im literarischen Bereich lässt sich die Adaption nordischer Mythologie, Kultur und Geschichte kaum überblicken. Neben zahlreichen historischen Romanen, etwa der *Uhtred-Saga* des britischen Schriftstellers Bernard Cornwell, haben nordisch-germanische Motive vor allem Eingang in Fantasy-Romane gefunden, so etwa in J. R. R. Tolkiens *Der Herr der Ringe* oder in die *Eragon-Reihe* des amerikanischen Schriftstellers Christopher Paolini. Auch die Geschichte um Varus und Arminius wurde in zahlreichen Büchern adaptiert. Im Manga-Genre kann beispielhaft die historisch inspirierte, inzwischen 27-bän-

¹ Hierbei handelt es sich um Hirsche, die von den Ästen der Weltenesche Yggdrasil fressen, vgl. Simek 2006, S. 494; vgl. Krause 2006a, S. 94.

² Nidhögr nagt an den Wurzeln Yggdrasils, vgl. Simek 2006, S. 494; vgl. Krause 2006a, S. 94–95.

³ Während historische Ungenauigkeiten in einer dem Unterhaltungsgenre zuzuordnenden Fernsehserie wenig überraschend sind, konzentriert sich die Kritik im vorliegenden Fall vor allem darauf, dass *Vikings*-Schöpfer Michael Hirst zwar einerseits einräumt, dass in seiner Serie nicht alle Darstellungen historisch akkurat sind, andererseits jedoch behauptet, dass er stets versuchen würde, die Begebenheiten so historisch zutreffend wie möglich darzustellen, und dass der Serie ordentliche Nachforschungen zugrunde liegen würden. Zudem führte er an, dass niemand die „absolute Wahrheit“ über diesen Abschnitt der Geschichte kenne – auch dies führte zu Kritik, da es für einige Aspekte, die in der Serie falsch wiedergegeben wurden, durchaus stichhaltige archäologische Belege gibt, vgl. hierzu <https://www.history.co.uk/shows/vikings/articles/interview-with-michael-hirst-creator-of-vikings> [zuletzt aufgerufen am 1. November 2024] sowie <https://www.cinemablend.com/television/2547390/vikings-creator-addresses-historical-accuracy-concerns-on-history-channel-series> [zuletzt aufgerufen am 1. November 2024].

dige Reihe Vinland Saga von Makoto Yukimura genannt werden, die auch als Anime umgesetzt wurde.

Demnach zeichnet sich das Bild ab, dass heute eine überwiegend ideologiefreie Verwendung nordischer Motive in der Populärkultur vorherrscht. Neben Neuer Rechten und unverfänglicher Populärkultur gibt es jedoch auch eine Grauzone, in der einige Rezeptionslinien überdauert haben, die zwar in der NS-Zeit geprägt wurden, heute jedoch nicht als solche wahrgenommen werden. Dies hat Sénécheau anschaulich für den Sektor der Printmedien herausgearbeitet: Ein Grund für diese Tendenz ist darin zu suchen, dass zahlreiche Schulbücher noch lange wissenschaftlich anachronistische Darstellungen enthielten. Sénécheau berücksichtigte für ihre Untersuchung vor allem Schulbücher zwischen 1991 und 2003, also Printwerke aus einem Zeitraum, der überhaupt erst 46 Jahre nach dem Ende des nationalsozialistischen Regimes begann, und konnte dennoch zahlreiche Bücher finden, in welchen Inhalte zu den Germanen noch immer mit Bildmaterial illustriert wurden, das einen Zeitrahmen von ca. 1000 Jahren abdeckt. Sénécheau bemerkt allerdings, dass diese Tendenz rückläufig zu sein scheint, und ebenso, dass – und hier offenbart sich eine Hauptproblematik der besagten Grauzone – viele Inhalte, die Parallelen zur nationalsozialistischen Germanenideologie aufweisen, keineswegs als solche intendiert sind. Vielmehr handelt es sich dabei um „Reminiszenzen von Darstellungstraditionen“, ein Muster, das sich in gleicher Art auch im Kinder- und Jugendbuchsektor nachweisen lässt.¹

Die Formen, in welchen die Germanenrezeption heute noch fortbesteht, sind somit überaus heterogen. Viele dieser Rezeptionslinien sind althergebracht und vorgeprägt; durch die Vermengung von nationalsozialistischem Germanenbild, völkischen Denkmustern und einem nicht näher definierten „Allgemeinwissen“ über die Germanen sind sie zu einem kaum historisch belegbaren Geschichtsbild verschmolzen.² Die Germanenbilder bewegen sich dabei in einem Spektrum zwischen Kontinuität und Diskontinuität. Ihr Absinken in völkische Milieus hat dazu beigetragen, dass sie zunehmend unspezifischer werden, wodurch ihr Gefahrenpotenzial nicht mehr so klar erkennbar ist, wie es einst der Fall war. Daraus gehen wiederum neue Gefahren hervor: Personen, die auf der Suche nach Selbstverortung und einem Sinn in ihrem Leben sind, können unbedarft an diese Rezeptionslinien und die Kreise, in denen sie fort dauern, geraten, sie adaptieren und so ein Teil des völkischen und rechtsradikalen Milieus werden – die unspezifische Form der heutigen Germanenbilder hat nämlich nichts am ideologischen Potenzial der Inhalte geändert. Aus diesem Grund ist es wichtig, diesen Rezeptionssträngen weiterhin auf den Grund zu gehen und ihre ideologischen Anteile durch ihre Aufarbeitung und wissenschaftliche Analyse aufzudecken.

¹ Vgl. Sénécheau 2015, S. 107, S. 109–110.

² Vgl. Sénécheau 2015, S. 112.

Literaturverzeichnis

Primärliteratur

- Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel, 103. Jahrgang, vom 4. März 1936, S. 1009.
- Chamberlain, Houston Stewart 1912. Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts. I. Hälfte. 10. Auflage (Volksausgabe). München.
- Dohm, Batti 1942. Stielauge der Urkrebs. Eine Chronik aus Urzeiten unserer Erde von Batti Dohm. Mit Zeichnungen von Magnus Weidemann. Leipzig.
- Elmayer-Vestenbrugg, Rudolf von 1937. Rätsel des Weltgeschehens (Kampfschriften der obersten SA-Führung, Band 4). Mit 68 Abbildungen. München.
- Fuhrmann, Manfred 2011. P. Cornelius Tacitus. Germania. Lateinisch/Deutsch (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 9391). Übersetzt, erläutert und mit einem Nachwort herausgegeben von Manfred Fuhrmann. Stuttgart.
- Graul, Werner 1939. Zwerg Hüting zeigt Heiner den Weg. Eine Einführung in das nordisch-germanische Weltbild für gottgläubige Kinder. Erfurt.
- Günther, Hans Friedrich Karl 1924. Rassenkunde des deutschen Volkes. Mit 27 Karten und 539 Abbildungen. Sechste, umgearbeitete Auflage. München.
- Günther, Hans Friedrich Karl 1937. Herkunft und Rassengeschichte der Germanen. Mit 177 Abbildungen und sechs Karten. München/Berlin.
- Günther, Hans Friedrich Karl 1951. Gattenwahl zu ehelichem Glück und erblicher Er-tüchtigung. Dritte, umgearbeitete Auflage. München 1951.
- Günther, Hans Friedrich Karl 1989. Frömmigkeit nordischer Artung. Ein Querschnitt durch das Indogermanentum von Benares bis Reykjavik. 7. Auflage. Pähl.
- Herder, Johann Gottfried 1796. Iduna, oder der Apfel der Verjüngung, in: Johann Gottfried Herder. Werke in zehn Bänden (Band 8). Hg. von Hans Dietrich Irmscher u.a. Frankfurt am Main 1998. S. 155–172.
- Kiss, Edmund 1930. Das gläserne Meer. Ein Roman aus Urtagen. 3. Auflage. Leipzig.
- Kiss, Edmund 1931. Die letzte Königin von Atlantis. Ein Roman aus der Zeit um 12.000 vor Christi Geburt. Leipzig.
- Kiss, Edmund 1933. Frühling in Atlantis. Roman aus der Blütezeit des Reiches Atlantis. 2. Auflage. Leipzig.
- Kiss, Edmund 1939. Die Singschwäne aus Thule. Dritte Auflage. Leipzig.
- Krause, Arnulf 2006a. Die Götterlieder der Älteren Edda (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 18426). Übersetzt, kommentiert und herausgegeben von Arnulf Krause. Stuttgart.
- Krause, Arnulf 2016. Die Edda des Snorri Sturluson (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 782). Ausgewählt, übersetzt und kommentiert von Arnulf Krause. Stuttgart.
- List, Guido von [o.J.]. Die Rita der Ario-Germanen. Berlin.

List, Guido von 1910. Die Bilderschrift der Ario-Germanen (Ario-Germanische Hieroglyphik). Mit über tausend Figuren, mehreren Textabbildungen, drei Tafeln und dem Bildnisse des Verfassers. Leipzig.

List, Guido von 1912. Das Geheimnis der Runen. Mit einer Tafel und mehreren Textabbildungen. Zweite Auflage. Leipzig.

Paavolainen, Olavi 2022. Zu Gast im Dritten Reich. Rhapsodie. Aus dem Finnischen von Rudolf Klemmt. Hg. von Anssi Halmesvirta. Hamburg.

Rosenberg, Alfred 1940. Der Mythos des 20. Jahrhunderts. Eine Wertung der seelisch-geistigen Gestaltenkämpfe unserer Zeit. München.

Sekundärliteratur

- Abel, Karl-Dietrich 1968. Presselenkung im NS-Staat. Eine Studie zur Geschichte der Publizistik in der nationalsozialistischen Zeit (Einzelveröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin beim Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin, Band 2). Mit einem Vorwort von Hans Herzfeld. Berlin.
- Ackermann, Zeno 2008. Anglistik und Amerikanistik, in: Kulturwissenschaften und Nationalsozialismus (Historische Mitteilungen im Auftrag der Ranke-Gesellschaft, Band 72). Hg. von Jürgen Elvert und Jürgen Nielsen-Sikora. Stuttgart. S. 647–668.
- Adam, Christian 2010. Lesen unter Hitler. Autoren, Bestseller, Leser im Dritten Reich. Köln.
- Aigner, Dietrich 1971. Die Indizierung „schädlichen und unerwünschten Schrifttums“ im Dritten Reich (Archiv für Geschichte des Buchwesens, Band 11, Lieferung 3–5). Frankfurt am Main.
- Albrecht, Gerd 1969. Nationalsozialistische Filmpolitik. Eine soziologische Untersuchung über die Spielfilme des Dritten Reichs. Stuttgart.
- Almgren, Birgitta 1997. Germanistik und Nationalsozialismus: Affirmation, Konflikt und Protest. Traditionsfelder und zeitgebundene Wertung in Sprach- und Literaturwissenschaft am Beispiel der Germanisch-Romanischen Monatsschrift 1929–1943 (Studia Germanistica Upsaliensia 36). Uppsala.
- Almgren, Birgitta 2008. Germanistik, in: Kulturwissenschaften und Nationalsozialismus (Historische Mitteilungen im Auftrag der Ranke-Gesellschaft, Band 72). Hg. von Jürgen Elvert und Jürgen Nielsen-Sikora. Stuttgart. S. 625–646.
- Altekamp, Stefan 2008. Klassische Archäologie, in: Kulturwissenschaften und Nationalsozialismus (Historische Mitteilungen im Auftrag der Ranke-Gesellschaft, Band 72). Hg. von Jürgen Elvert und Jürgen Nielsen-Sikora. Stuttgart. S. 167–209.
- Amory, Frederic 1993. Kennings, in: Medieval Scandinavia. An Encyclopedia (Garland Encyclopedias of the Middle Ages Vol. 1, Garland Reference Library of the Humanities Vol. 934). Hg. von Phillip Pulsiano u.a. New York/London. S. 351–352.
- Andersson, Thorsten/Lübke, Christian 2006. Waräger, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 33. Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/Boston. S. 252–258.
- Ásdís Egilsdóttir 1993. Biskupa sögur, in: Medieval Scandinavia. An Encyclopedia (Garland Encyclopedias of the Middle Ages Vol. 1, Garland Reference Library of the Humanities Vol. 934). Hg. von Phillip Pulsiano u.a. New York/London. S. 45–46.
- Ash, Mitchell G. 2020. Außeruniversitäre Forschung im Nationalsozialismus – Gedanken zu einer Entwicklungsgeschichte, in: Forschen im „Zeitalter der Extreme“. Akademien und andere Forschungseinrichtungen im Nationalsozialismus und nach 1945. Hg. von Dirk Schumann. Göttingen. S. 17–41.

- Bärsch, Claus-Ekkehard 2002. Die politische Religion des Nationalsozialismus. Die religiösen Dimensionen der NS-Ideologie in den Schriften von Dietrich Eckart, Joseph Goebbels, Alfred Rosenberg und Adolf Hitler. München.
- Ballif Straubhaar, Sandra 1993. Skáldkonur, in: *Medieval Scandinavia. An Encyclopedia* (Garland Encyclopedias of the Middle Ages Vol. 1, Garland Reference Library of the Humanities Vol. 934). Hg. von Phillip Pulsiano u.a. New York/London. S. 594–596.
- Baltrusch, Ernst 2020. Römische Ethnographie. Germani, Iudaei, oder doch lieber Barbari?, in: *Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme* (Begleitband zur Ausstellung „Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme“, Berlin/Bonn, 2020–2021). Hg. von Thorsten Valk und Matthias Wemhoff. Darmstadt. S. 379–399.
- Barbian, Jan-Pieter 1995. Literaturpolitik im „Dritten Reich“. Institutionen, Kompetenzen, Betätigungsfelder. Überarbeitete und aktualisierte Ausgabe. München.
- Barbian, Jan-Pieter 2008. Die vollendete Ohnmacht? Schriftsteller, Verleger und Buchhändler im NS-Staat. Ausgewählte Aufsätze. Essen.
- Barbian, Jan-Pieter 2010. Literaturpolitik im NS-Staat. Von der „Gleichschaltung“ bis zum Ruin. Frankfurt am Main.
- Barnes, Geraldine 1993. Riddarasögur – 2. Translated, in: *Medieval Scandinavia. An Encyclopedia* (Garland Encyclopedias of the Middle Ages Vol. 1, Garland Reference Library of the Humanities Vol. 934). Hg. von Phillip Pulsiano u.a. New York/London. S. 531–533.
- Baumgärtner, Raimund 1977. Weltanschauungskampf im Dritten Reich. Die Auseinandersetzung der Kirche mit Alfred Rosenberg (Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Band 22). Mainz.
- Beck, Erik/Timm, Arne 2015a. Einführung: Die „germanische“ Ur- und Frühgeschichte in Schulunterricht und Alltag während der NS-Zeit, in: *Mythos Germanien. Das nationalsozialistische Germanenbild in Schulunterricht und Alltag der NS-Zeit* (Schriftreihe des Westfälischen Schulmuseums Dortmund, Band 8). Hg. von Erik Beck und Arne Timm. Dortmund. S. 12–23.
- Beck, Erik/Timm, Arne 2015b. Das nationalsozialistische Germanenbild auf Schulwandbildern der NS-Zeit, in: *Mythos Germanien. Das nationalsozialistische Germanenbild in Schulunterricht und Alltag der NS-Zeit* (Schriftreihe des Westfälischen Schulmuseums Dortmund, Band 8). Hg. von Erik Beck und Arne Timm. Dortmund. S. 48–73.
- Beck, Heinrich 1986. Donar-Þórr, in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde*, Band 6. Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/New York. S. 1–7.
- Beck, Heinrich 1998. II. Sprache und Dichtung – C. Dichtung – §17–§19, in: *Germanen, Germania, Germanische Altertumskunde*. Mit einem Vorwort von Heinrich Beck. Studienausgabe. Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/New York. S. 304–308.
- Bemmann, Klaus 2002. Arminius und die Deutschen. Essen.

- Benz, Wolfgang 2009. Himmler, Heinrich, in: Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart (Band 2/1 Personen, A–K). Hg. von Wolfgang Benz. Berlin. S. 361–362.
- Berke, Stephan 2009. „haud procul“. Die Suche nach der Örtlichkeit der Varusschlacht, in: 2000 Jahre Varusschlacht (Band 3 – Mythos). Hg. vom Landesverband Lippe. Stuttgart. S. 133–138.
- Bienzeisler, Renate 1988a. B. Das Rotkäppchen zwischen Jugendstil und Comic, in: Schulwandbilder als Spiegel des Zeitgeistes zwischen 1880 und 1980 (Forschungsberichte des Landes Nordrhein-Westfalen Nr. 3229, Fachgruppe Geisteswissenschaften). Hg. von Reinhard Stach und Walter Müller. Opladen. S. 33–75.
- Bienzeisler, Renate 1988b. D. Anschauung und Ideologie im Geschichtswandbild, in: Schulwandbilder als Spiegel des Zeitgeistes zwischen 1880 und 1980 (Forschungsberichte des Landes Nordrhein-Westfalen Nr. 3229, Fachgruppe Geisteswissenschaften). Hg. von Reinhard Stach und Walter Müller. Opladen. S. 125–239.
- Bleuel, Hans Peter 1972. Das saubere Reich. Theorie und Praxis des sittlichen Lebens im Dritten Reich. Bern/München
- Bödl, Klaus 2005. Eigi einhamr. Beiträge zum Weltbild der Eyrbyggja und anderer Isländersagas (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 48). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin.
- Bohnen, Klaus/Steuer, Heiko 2005. Skandinavismus und Nordischer Gedanke, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (Band 28). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin. S. 614–629.
- Bohse, Jörg 1988. Inszenierte Kriegsbegeisterung und ohnmächtiger Friedenswille. Meinunglenkung und Propaganda im Nationalsozialismus. Stuttgart.
- Bollmus, Reinhard 1970. Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Stuttgart.
- Bollmus, Reinhard 1989. Alfred Rosenberg – „Chefideologe“ des Nationalsozialismus?, in: Die braune Elite. 22 biographische Skizzen. Hg. von Roland Smelser und Rainer Zitelmann. Darmstadt. S. 223–235.
- Bowen, Robert 1993. Universal Ice. Science and ideology in the Nazi state. London.
- Brather, Sebastian 2004. Ethnische Interpretationen in der frühgeschichtlichen Archäologie. Geschichte, Grundlagen und Alternativen (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 42). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin.
- Brather, Sebastian 2020. Germanen als Kategorie der Forschung? Römischer Blickwinkel und kulturelle Praxis, in: Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme (Begleitband zur Ausstellung „Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme“, Berlin/Bonn, 2020–2021). Hg. von Thorsten Valk und Matthias Wemhoff. Darmstadt. S. 401–415.
- Breuer, Dieter 1982. Geschichte der literarischen Zensur in Deutschland. Heidelberg.

- Buchholz, Peter 1993. Religion, Pagan Scandinavia, in: *Medieval Scandinavia. An Encyclopedia* (Garland Encyclopedias of the Middle Ages Vol. 1, Garland Reference Library of the Humanities Vol. 934). Hg. von Phillip Pulsiano u.a. New York/London. S. 521–525.
- Burri, Margrit 1982. *Germanische Mythologie zwischen Verdrängung und Verfälschung*. Zürich.
- Burmeister, Stefan 2020. Germanen? Die Facetten und Probleme eines germanischen Kollektivbegriffs vor dem Hintergrund der bekannten Quellen, in: *Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme* (Begleitband zur Ausstellung „Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme“, Berlin/Bonn, 2020–2021). Hg. von Thorsten Valk und Matthias Wemhoff. Darmstadt. S. 417–431.
- Burrell, Courtney Marie 2023. *Otto Höfler’s Characterisation of the Germanic Peoples: From Sacred Men’s Bands to Social Daemonism* (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 140). Hg. von Sebastian Brather u.a. Berlin/Boston.
- Bussemer, Thymian 2005. *Propaganda. Konzepte und Theorien*. Mit einem Vorwort von Peter Glotz. Wiesbaden.
- Callis, Horst 1973. Arminius – §1. Historisches, in: *Reallexikon der Germanischen Altertumskunde* (Band 1). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/New York. S. 417–420.
- Châtellier, Hildegard 2001. Rasse und Religion bei Houston Stewart Chamberlain, in: *Völkische Religion und Krisen der Moderne. Entwürfe „arteigener“ Glaubenssysteme seit der Jahrhundertwende*. Hg. von Stefanie von Schnurbein und Justus H. Ulbricht. Würzburg. S. 184–207.
- Clunies Ross, Margaret 1992. Quellen zur germanischen Religionsgeschichte. Snorri’s Edda as Medieval Religionsgeschichte, in: *Germanische Religionsgeschichte. Quellen und Quellenprobleme* (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 5). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/New York. S. 633–655.
- Clunies Ross, Margaret 1993. Heiti, in: *Medieval Scandinavia. An Encyclopedia* (Garland Encyclopedias of the Middle Ages Vol. 1, Garland Reference Library of the Humanities Vol. 934). Hg. von Phillip Pulsiano u.a. New York/ London. S. 279–280.
- Clunies Ross, Margaret 2010. *The Cambridge Introduction to the Old Norse-Icelandic saga*. Cambridge.
- Clunies Ross, Margaret 2012. The creation of Old Norse mythology, in: *The Viking World*. Hg. von Stefan Brink und Neil Price. London. S. 231–234.
- Dick, Stephanie 2008. Der Mythos vom „germanischen“ Königtum. Studien zur Herrschaftsorganisation bei den germanischsprachigen Barbaren bis zum Beginn der Völkerwanderungszeit (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 60). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin.
- Dieter, Horst 2010. Caesar, in: *Lexikon der Antike*. Hg. von Johannes Irmscher. Köln. S. 110–111.

- Döhle, Bernhard 2010. Häduer, in: *Lexikon der Antike*. Hg. von Johannes Irmscher. Köln. S. 224.
- Doob, Leonard William 1949. *Public Opinion and Propaganda*. New York.
- Doob, Leonard W. 1995. Goebbels' Principles of Propaganda, in: *Propaganda (Main Trends of the Modern World)*. Hg. von Robert Jackall. New York. S. 190–216.
- Dolezal, Helmut 1972. Himmler, Heinrich, in: *Neue Deutsche Biographie (Band 9, Hess–Hüttig)*. Hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Berlin. S. 352–353.
- Dornbusch, Christian/Raabe, Jan 2004. Rechtsrock fürs Vaterland, in: *Braune Kameradschaften. Die neuen Netzwerke der militanten Neonazis*. Hg. von Andrea Röpke und Andreas Speit. Berlin. S. 67–85.
- Düwel, Klaus 2008. *Runenkunde*. 4., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Stuttgart.
- Dusse, Debora 2009. Eddamythen, Neomythen, Weltanschauungscodes. Zur Transformation eddischer Überlieferung im Kontext völkischer Weltanschauung, in: *Völkisch und national. Zur Aktualität alter Denkmuster im 21. Jahrhundert (Wissenschaftliche Beibände zum Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums, Band 29)*. Hg. von Uwe Puschner und Georg Ulrich Großmann. Darmstadt. S. 233–244.
- Ebnet, Werner 2016. *Sie haben in München gelebt. Biographien aus acht Jahrhunderten*. München.
- Edwards Whaley, Diana 1993. Snorri Sturluson, in: *Medieval Scandinavia. An Encyclopedia (Garland Encyclopedias of the Middle Ages Vol. 1, Garland Reference Library of the Humanities Vol. 934)*. Hg. von Phillip Pulsiano u.a. New York/London. S. 602–603.
- Egeler, Matthias 2020. Kontinuitäten, Brüche und überregionale Verflechtungen, in: *Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme (Begleitband zur Ausstellung „Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme“, Berlin/Bonn, 2020–2021)*. Hg. von Thorsten Valk und Matthias Wemhoff. Darmstadt. S. 195–211.
- Ehlers, Joachim 2001. Erfundene Traditionen? Zum Verhältnis von Nationsbildung und Ethnogenese im deutschen und französischen Mittelalter, in: *Zur Geschichte der Gleichung „germanisch–deutsch“. Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 34)*. Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin. S. 131–162.
- Ehringhaus, Sibylle 1996. *Germanenmythos und deutsche Identität. Die Frühmittelalter-Rezeption in Deutschland 1842–1933*. Weimar.
- Einar G. Pétursson 1993. Codex Regius, in: *Medieval Scandinavia. An Encyclopedia (Garland Encyclopedias of the Middle Ages Vol. 1, Garland Reference Library of the Humanities Vol. 934)*. Hg. von Phillip Pulsiano u.a. New York/London. S. 100–101.
- Ellmers, Detlev 1992. Die archäologischen Quellen zur germanischen Religionsgeschichte, in: *Germanische Religionsgeschichte. Quellen und Quellenprobleme (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 5)*. Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/New York. S. 95–117.

- Escher, Clemens 2009. Chamberlain, Houston Stewart, in: Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart (Band 2/1 Personen, A–K). Hg. von Wolfgang Benz. Berlin. S. 132–134.
- Faulkes, Anthony 1993. Snorra Edda, in: Medieval Scandinavia. An Encyclopedia (Garland Encyclopedias of the Middle Ages Vol. 1, Garland Reference Library of the Humanities Vol. 934). Hg. von Phillip Pulsiano u.a. New York/London. S. 600–602.
- Fehr, Hubert 2010. Germanen und Romanen im Merowingerreich. Frühgeschichtliche Archäologie zwischen Wissenschaft und Zeitgeschehen (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 68). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/New York.
- Findell, Martin 2012. Phonological Evidence from the Continental Runic Inscriptions (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 79). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/Boston.
- Finkenberger, Martin 2009. Wirth, Herman Felix, in: Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart (Band 2/2 Personen, L–Z). Hg. von Wolfgang Benz. Berlin. S. 889–891.
- Flach, Dieter 2003. Der taciteische Zugang zu der Welt der Germanen, in: Arminius und die Varusschlacht. Geschichte – Mythos – Literatur. 3., aktualisierte und erweiterte Auflage. Hg. von Rainer Wiegels und Winfried Woesler. Paderborn. S. 143–166.
- Foote, Peter 1993. Conversion, in: Medieval Scandinavia. An Encyclopedia (Garland Encyclopedias of the Middle Ages Vol. 1, Garland Reference Library of the Humanities Vol. 934). Hg. von Phillip Pulsiano u.a. New York/London. S. 106–108.
- Fritz, Sven 2022. Houston Stewart Chamberlain. Rassenwahn und Welterlösung. Biographie. Paderborn.
- Gísli Sigurðsson 2013. Past awareness in christian environments. Source-critical ideas about memories of the pagan past, in: Scandinavian Studies. Memory and Remembering: Past Awareness in the Medieval North (Fall 2013, Volume 85, Number 3). Hg. von Pernille Hermann und Stephen Mitchell. Champaign. S. 400–410.
- Godwin, Joscelyn 2014. Atlantis. Der Ursprung der Zivilisation. Grafing.
- Gollwitzer, Heinz 1971. Zum politischen Germanismus des 19. Jahrhunderts, in: Festschrift für Hermann Heimpel zum 70. Geburtstag am 19. September 1971 (Band 1/ Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 36/I). Hg. von den Mitarbeitern des Max-Planck-Instituts für Geschichte. Göttingen. S. 282–356.
- Graus, František 1975. Lebendige Vergangenheit. Überlieferung im Mittelalter und in den Vorstellungen vom Mittelalter. Köln.
- Grewe, Christa-Vera 2005. Untersuchung der naturwissenschaftlichen Fragmente des stoischen Philosophen Poseidonios und ihre Bedeutung für seine Naturphilosophie. Hannover.

- Grunwald, Susanne/Hofmann, Kerstin P. 2020. Wer hat Angst vor den Germanen? Zum Germanenbild in Archäologie, Gesellschaft und Politik, in: Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme (Begleitband zur Ausstellung „Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme“, Berlin/Bonn, 2020–2021). Hg. von Thorsten Valk und Matthias Wemhoff. Darmstadt. S. 483–503.
- Gunnell, Terry 2012. The performance of the Poetic Edda, in: The Viking World. Hg. von Stefan Brink und Neil Price. London. S. 299–303.
- Guðrún Nordal 2012. The Sagas of Icelanders, in: The Viking World. Hg. von Stefan Brink und Neil Price. London. S. 315–318.
- Haarmann, Harald 2011. Geschichte der Schrift (Beck'sche Reihe 2198). 4., durchgesehene Auflage. München.
- Haefs, Wilhelm 2023. Der Verlag Franz Eher Nachf., Zentralverlag der NSDAP, in: Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert (Band 3: Drittes Reich, Teil 2, Teilband 1). Hg. von Ernst Fischer und Reinhard Wittmann im Auftrag der Historischen Kommission. Berlin/Boston.
- Hagemann, Jürgen 1970. Die Presselenkung im Dritten Reich. Bonn.
- Hallberg, Peter 1993. Eddic Poetry, in: Medieval Scandinavia. An Encyclopedia (Garland Encyclopedias of the Middle Ages Vol. 1, Garland Reference Library of the Humanities Vol. 934). Hg. von Phillip Pulsiano u.a. New York/London. S. 149–152.
- Halle, Uta 2008. Ur- und Frühgeschichte, in Kulturwissenschaften und Nationalsozialismus (Historische Mitteilungen im Auftrag der Ranke-Gesellschaft, Band 72). Hg. von Jürgen Elvert und Jürgen Nielsen-Sikora. Stuttgart. S. 109–166.
- Halle, Uta 2013a. Germanien zwischen Renaissance und Moderne, in: Graben für Germanien. Archäologie unterm Hakenkreuz. Hg. vom Focke-Museum unter Mitarbeit von Sandra Geringer u.a. Stuttgart. S. 25–30.
- Halle, Uta 2013b. Germanien im NS-Alltag, in: Graben für Germanien. Archäologie unterm Hakenkreuz. Hg. vom Focke-Museum unter Mitarbeit von Sandra Geringer u.a. Stuttgart. S. 109–117.
- Halle, Uta 2013c. Nationalsozialisten und Archäologie, in: Graben für Germanien. Archäologie unterm Hakenkreuz. Hg. vom Focke-Museum unter Mitarbeit von Sandra Geringer u.a. Stuttgart. S. 44–49.
- Hammond, Wayne G./Scull, Christina 2014. The Lord of the Rings. A Reader's Companion. London.
- Hanisch, Ludmila 2008. Arabistik, Semitistik und Islamwissenschaft, in: Kulturwissenschaften und Nationalsozialismus (Historische Mitteilungen im Auftrag der Ranke-Gesellschaft, Band 72). Hg. von Jürgen Elvert und Jürgen Nielsen-Sikora. Stuttgart. S. 503–525.
- Hardt, Matthias 2009. Siegfried der Drachentöter. Otto Höfler und der Hildesheimer Silberschatz, in: 2000 Jahre Varusschlacht (Band 3 – Mythos). Hg. vom Landesverband Lippe. Stuttgart. S. 229–233.

- Hartmann u.a. 2016. Hitler, Mein Kampf. Eine kritische Edition (Band II). Hg. von Christian Hartmann u.a. im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte. München.
- Hartung, Günter 1996. Völkische Ideologie, in: Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871–1918. Hg. von Uwe Puschner u.a. München. S. 22–41.
- Hastrup, Kirsten 1993. Cosmography, in: Medieval Scandinavia. An Encyclopedia (Garland Encyclopedias of the Middle Ages Vol. 1, Garland Reference Library of the Humanities Vol. 934). Hg. von Phillip Pulsiano u.a. New York/London. S. 108–109.
- Hausmann, Frank-Rutger 2007. „Deutsche Geisteswissenschaft“ im Zweiten Weltkrieg. Die „Aktion Ritterbusch“ (1940–1945). Dritte, erweiterte Ausgabe (Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte, Band 12). Heidelberg.
- Hausmann, Frank-Rutger 2011. Die Geisteswissenschaften im „Dritten Reich“. Frankfurt am Main.
- Hausmann, Frank-Rutger 2017. Kriegseinsatz der Deutschen Geisteswissenschaften, in: Handbuch der völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramme (Teilband 2). 2., grundlegend erweiterte und überarbeitete Auflage. Hg. von Michael Fahlbusch u.a. Berlin/Boston. S. 1055–1062.
- Haustein, Jens 2005. Sigfrid, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (Band 28). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/New York. S. 380–382.
- Heinzle, Joachim 2014. Traditionelles Erzählen. Beiträge zum Verständnis von Nibelungensage und Nibelungenlied. Stuttgart.
- Helck, Wolfgang/Otto, Eberhard 1999. Kleines Lexikon der Ägyptologie. Vierte, überarbeitete Auflage. Bearbeitet von Rosemarie Drenkhahn. Wiesbaden.
- Heller, Friedrich Paul/Maegerle, Anton 1995. Thule. Vom völkischen Okkultismus bis zur Neuen Rechten. Stuttgart.
- Herman, Jost 1994. Geschichte der Germanistik. Hamburg.
- Herman, Jost 2012. Verlorene Illusionen. Eine Geschichte des deutschen Nationalismus. Köln u.a.
- Herman, Jost 2021. Der alte Traum vom neuen Reich. Völkische Utopien und Nationalsozialismus. 3. Auflage. Hamburg.
- Hesemann, Michael 2012. Hitlers Religion. Die fatale Heilslehre des Nationalsozialismus. Augsburg.
- Hieronimus, Ekkehard 1986. Von der Germanen-Forschung zum Germanen-Glauben. Zur Religionsgeschichte des Präfaschismus, in: Die Restauration der Götter. Antike Religion und Neo-Paganismus. Hg. von Richard Faber und Renate Schlesier. Würzburg. S. 241–257.
- Hieronimus, Ekkehard 1996. Jörg Lanz von Liebenfels, in: Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871–1918. Hg. von Uwe Puschner u.a. München. S. 131–146.

- Hoßfeld, Uwe 2017. Hans F. K. Günther, in: Handbuch der völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramme (Teilband 1). 2., grundlegend erweiterte und überarbeitete Auflage. Hg. von Michael Fahlbusch u.a. Berlin/Boston. S. 248–253.
- Hunger, Ulrich 2009. Wissenschaft und Ideologie: Die Runenkunde im Nationalsozialismus, in: Völkisch und national. Zur Aktualität alter Denkmuster im 21. Jahrhundert (Wissenschaftliche Beibände zum Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums, Band 9). Hg. von Uwe Puschner und G. Ulrich Großmann. Darmstadt. S. 312–328.
- Hunger, Ulrich 2017. Runenkunde, in: Handbuch der völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramme (Teilband 2). 2., grundlegend erweiterte und überarbeitete Auflage. Hg. von Michael Fahlbusch u.a. Berlin/Boston. S. 1127–1139.
- Iber, Harald 1987. Christlicher Glaube und rassischer Mythos. Die Auseinandersetzung der Bekennenden Kirche mit Alfred Rosenbergs: „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“ (Europäische Hochschulschriften, Reihe 23, Band 286). Frankfurt am Main.
- Jacobeit, Wolfgang/Scholze-Irrnitz, Leonore 2008. „Volkskundliche Kulturwissenschaft“, in: Kulturwissenschaften und Nationalsozialismus (Historische Mitteilungen im Auftrag der Ranke-Gesellschaft, Band 72). Hg. von Jürgen Elvert und Jürgen Nielsen-Sikora. Stuttgart. S. 337–358.
- Jacobsen, Hans-Adolf 1968. Nationalsozialistische Außenpolitik 1933–1938. Berlin.
- Jansen, Christian 2017a. Johann Gottlieb Fichte, in: Handbuch der völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramme (Teilband 1). 2., grundlegend erweiterte und überarbeitete Auflage. Hg. von Michael Fahlbusch u.a. Berlin/Boston. S. 156–162.
- Jansen, Christian 2017b. Johann Gottfried Herder, in: Handbuch der völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramme (Teilband 1). 2., grundlegend erweiterte und überarbeitete Auflage. Hg. von Michael Fahlbusch u.a. Berlin/Boston. S. 294–298.
- Jarnut, Jörg 2012. Zum „Germanen“-Begriff der Historiker, in: Altertumskunde – Altertumswissenschaft – Kulturwissenschaft: Erträge und Perspektiven nach 40 Jahren Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 77). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/Boston. S. 391–400.
- Jesch, Judith 2012. Poetry in the Viking Age, in: The Viking World. Hg. von Stefan Brink und Neil Price. London. S. 231–234.
- Johne, Klaus-Peter 2010. Marbod, in: Lexikon der Antike. Hg. von Johannes Irmscher. Köln. S. 354.
- Jorgensen, Peter A. 1993. Rímur, in: Medieval Scandinavia. An Encyclopedia (Garland Encyclopedias of the Middle Ages Vol. 1, Garland Reference Library of the Humanities Vol. 934). Hg. von Phillip Pulsiano u.a. New York/London. S. 536–537.

- Kalinke, Marianne E. 1993. Riddarasögur – 1. Indigenous, in: *Medieval Scandinavia. An Encyclopedia* (Garland Encyclopedias of the Middle Ages Vol. 1, Garland Reference Library of the Humanities Vol. 934). Hg. von Phillip Pulsiano u.a. London/New York. S. 528–531.
- Kater, Michael Hans 1997. Das „Ahnenerbe“ der SS 1935–1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches (Studien zur Zeitgeschichte, Band 6). 2., um ein ausführliches Nachwort ergänzte Auflage. München.
- Kehne, Peter 2009. Der historische Arminius ... und die Varusschlacht aus cheruskischer Perspektive, in: *2000 Jahre Varusschlacht* (Band 3 – Mythos). Hg. vom Landesverband Lippe. Stuttgart. S. 104–113.
- Kimmel, Elke 2009. Günther, Hans Friedrich Karl, in: *Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart* (Band 2/1 Personen, A–K). Hg. von Wolfgang Benz. Berlin. S. 317–318.
- Klee, Ernst 2021. *Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945*. 5. Auflage. Frankfurt am Main.
- Kleineberg, Andreas u.a. 2010. *Germania und die Insel Thule. Die Entschlüsselung von Ptolemaios' „Atlas der Oikumene“*. Darmstadt.
- Knirk, James E. 1993a. Konungasögur, in: *Medieval Scandinavia. An Encyclopedia* (Garland Encyclopedias of the Middle Ages Vol. 1, Garland Reference Library of the Humanities Vol. 934). Hg. von Phillip Pulsiano u.a. New York/London. S. 362–366.
- Knirk, James E. 1993b. Runes and Runic Inscriptions – 1. Introduction, in: *Medieval Scandinavia. An Encyclopedia* (Garland Encyclopedias of the Middle Ages Vol. 1, Garland Reference Library of the Humanities Vol. 934). Hg. von Phillip Pulsiano u.a. New York/London. S. 545–552.
- Koelsch, William A. 2004. Squinting back at Strabo, in: *Geographical Review* (Volume 94, Nr. 4 October 2004). S. 502–518. [www.jstor.org/stable/30034293; zuletzt aufgerufen am 4. Juli 2024]
- Köstlin, Konrad 2017. Volkskunde, in: *Handbuch der völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramme* (Teilband 2). 2., grundlegend erweiterte und überarbeitete Auflage. Hg. von Michael Fahlbusch u.a. Berlin/Boston. S. 1278–1287.
- Korte, Hermann 2016. Versuche über eine Poesie der Wahrheit: Aurora, Adrastea, Iduna, oder der Apfel der Verjüngung, in: *Herder Handbuch*. Hg. von Stefan Greif u.a. Paderborn. S. 583–593.
- Kramer, Johannes 2008. Romanistik, in: *Kulturwissenschaften und Nationalsozialismus* (Historische Mitteilungen im Auftrag der Ranke-Gesellschaft, Band 72). Hg. von Jürgen Elvert und Jürgen Nielsen-Sikora. Stuttgart. S. 669–690.
- Krause, Arnulf 2006b. *Die Welt der Wikinger*. Frankfurt am Main.
- Krause, Arnulf 2010. *Von Göttern und Helden. Die mythische Welt der Kelten, Germanen und Wikinger*. Stuttgart.

- Krause, Wolfgang 2014. Schriften zur Runologie und Sprachwissenschaft (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 84). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/Boston.
- Krause, Arnulf 2017. Runen. Geschichte – Gebrauch – Bedeutung. Wiesbaden.
- Kretschmer, Bernd 1982. Höfische und altwestnordische Erzähltradition in den Riddarasögur. Studien zur Rezeption der altfranzösischen Artusepik am Beispiel der Erex saga, Ívens saga und Parcevals saga. Hattingen.
- Kreuz, Angela 2020. Frühgermanische Landwirtschaft und Ernährung, in: Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme (Begleitband zur Ausstellung „Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme“, Berlin/Bonn, 2020–2021). Hg. von Thorsten Valk und Matthias Wemhoff. Darmstadt. S. 119–145.
- Kroll, Frank-Lothar 1998. Utopie als Ideologie. Geschichtsdenken und politisches Handeln im Dritten Reich. Paderborn.
- Lächele, Rainer 2001. Germanisierung des Christentums – Heroisierung: Christi Arthur Bonus, Max Beyer, Julius Bode, in: Völkische Religion und Krisen der Moderne. Entwürfe „arteigener“ Glaubenssysteme seit der Jahrhundertwende. Hg. von Stefanie von Schnurbein und Justus H. Ulbricht. Würzburg. S. 165–183.
- Lang, Serge/Schenck, Ernst von 1947. Portrait eines Menschheitsverbrechers. Nach den hinterlassenen Memoiren des ehemaligen Reichsministers Alfred Rosenberg. St. Gallen.
- Lenzin, Yves 2021. Isländersagas. Verschriftlichung und Politisierung. Basel.
- Lindow, John 1993. Mythology, in: Medieval Scandinavia. An Encyclopedia (Garland Encyclopedias of the Middle Ages Vol. 1, Garland Reference Library of the Humanities Vol. 934). Hg. von Phillip Pulsiano u.a. New York/London. S. 423–426.
- Linthout, Ine van 2008. „Dichter, schreibt Unterhaltungsromane!“ Der Stellenwert der Unterhaltungsliteratur im „Dritten Reich“, in: Im Pausenraum des „Dritten Reiches“. Zur Populärkultur im nationalsozialistischen Deutschland. Hg. von Carsten Würmann und Ansgar Warner. Bern. S. 111–124.
- Linthout, Ine van 2012. Das Buch in der nationalsozialistischen Propagandapolitik (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Band 131). Berlin/Boston.
- Lobenstein-Reichmann, Anja 2017. Houston Stewart Chamberlain, in: Handbuch der völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramme (Teilband 1). 2., grundlegend erweiterte und überarbeitete Auflage. Hg. von Michael Fahlbusch u.a. Berlin/Boston. S. 114–119.
- Lönnroth, Lars 2012. The Icelandic Sagas, in: The Viking World. Hg. von Stefan Brink und Neil Price. London. S. 304–310.
- Löwenthal, Leo 1987. Calibans Erbe. Bücherverbrennungen und kulturelle Verdrängungsmechanismen, in: Kanon und Zensur (Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation II). Hg. von Aleida Assmann und Jan Assmann. München. S. 227–236.

- Longerich, Peter 1992. Nationalsozialistische Propaganda, in: Deutschland 1933–1945. Neue Studien zur nationalsozialistischen Herrschaft (Bonner Schriften zur Politik und Zeitgeschichte, Band 23). Hg. von Karl Dietrich Bracher u.a. Düsseldorf. S. 291–314.
- Losemann, Volker 1995. Nationalistische Interpretation der römisch-germanischen Auseinandersetzung, in: Arminius und die Varusschlacht. Geschichte – Mythos – Literatur. 3., aktualisierte und erweiterte Auflage. Hg. von Rainer Wiegels und Winfried Woesler. Paderborn. S. 419–432.
- Lund, Allan Antoni 1995. Germanenideologie im Nationalsozialismus. Zur Rezeption der „Germania“ des Tacitus im „Dritten Reich“. Heidelberg.
- Lund, Allan Antoni 1999. Zum Germanenbegriff bei Tacitus, in: Germanenprobleme in heutiger Sicht (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 1). Hg. von Heinrich Beck. Berlin. S. 53–87.
- Lund, Allan Antoni 2001. Die Erfindung Germaniens und die Entdeckung Skandinaviens in Antike und Mittelalter, in: Ultima Thule. Bilder des Nordens von der Antike bis zur Gegenwart (Imaginatio Borealis. Bilder des Nordens, Band 1). Hg. von Annelore Engel-Braunschmidt u.a. Frankfurt am Main. S. 29–45.
- Lund, Allan Antoni 2009. Wie die Indianer und die Germanen zu ihrem Namen kamen. Ein Vergleich, in: *Analecta Septentrionalia*. Beiträge zur nordgermanischen Kultur- und Literaturgeschichte (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 65). Hg. von Wilhelm Heizmann u.a. Berlin/New York. S. 730–744.
- Maier, Bernhard 1998. IV. Gesittung – B. Religion – §42–§45, in: Germanen, Germania, Germanische Altertumskunde. Mit einem Vorwort von Heinrich Beck. Studienausgabe. Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/New York. S. 199–208.
- Massimi, Tanja 2007. Gut und schön? Siegfried in der Germanenideologie und in der literarischen Vorstellung, in: Krieg, Helden und Antihelden in der Literatur des Mittelalters. Beiträge der II. Internationalen Giornata di Studio sul Medioevo in Urbino (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, Nr. 739). Hg. von Michael Dallapiazza u.a. Göttingen. S. 94–102.
- Mathieu, Thomas 1997. Kunstauffassungen und Kulturpolitik im Nationalsozialismus. Studien zu Adolf Hitler, Joseph Goebbels, Alfred Rosenberg, Baldur von Schirach, Heinrich Himmler, Albert Speer, Wilhelm Frick. Saarbrücken.
- Mees, Bernard 2006. Germanische Sturmflut: From the Old Norse Twilight to the Fascist New Dawn, in: *Studia Neophilologica* (Volume 78, Issue 2). London. S. 184–198.
- Mendlewitsch, Doris 1988. Volk und Heil. Vordenker des Nationalsozialismus im 19. Jahrhundert. Rheda-Wiedenbrück.
- Mitchell, Stephen A. 1993. Fornaldarsögur, in: *Medieval Scandinavia. An Encyclopedia* (Garland Encyclopedias of the Middle Ages Vol. 1, Garland Reference Library of the Humanities Vol. 934). Hg. von Phillip Pulsiano u.a. New York/London. S. 206–208.
- Molau, Andreas 1993. Alfred Rosenberg. Der Ideologe des Nationalsozialismus. Eine politische Biographie. Koblenz.

- Moosbauer, Günther 2009. Die Varusschlacht (Beck'sche Reihe 2457). 2. Auflage. München.
- Mosse, George L. 1991. Die völkische Revolution. Über die geistigen Wurzeln des Nationalsozialismus. Frankfurt am Main.
- Müller, Dorit 2008. Populärwissenschaftliche Zeitschriften im „Dritten Reich“, in: Im Pausenraum des „Dritten Reiches“. Zur Populärkultur im nationalsozialistischen Deutschland. Hg. von Carsten Würmann und Ansgar Warner. Bern. S. 23–44.
- Müller, Walter 1983. Schulwandbilder der NS-Zeit – Einführung, in: Anschauung und Ideologie – Schulwandbilder der NS-Zeit aus Duisburg. Begleitheft einer Ausstellung des Archivs „Schulisches Wandbild“ der Universität Duisburg im Niederrheinischen Museum der Stadt Duisburg, 4. Mai bis 14. August 1983 (7. Duisburger Akzente. „Das Erbe 1933/1983 – Fünfzig Jahre danach“). Hg. vom Niederrheinischen Museum der Stadt Duisburg, Dezernat für Kultur und Bildung. Duisburg. S. 2–9.
- Müller, Walter 1988. Schulwandbilder im Deutschunterricht zwischen 1933 und 1945, in: Erster Weltkrieg und nationalsozialistische „Bewegung“ im deutschen Lesebuch (Beiträge zur Geschichte des Deutschunterrichts, Band 1). Hg. von Joachim S. Hohmann. Frankfurt am Main. S. 105–160.
- Nagel, Brigitte 1991. Die Welteislehre. Ihre Geschichte und ihre Rolle im „Dritten Reich“. Stuttgart.
- Neumann, Günter 1998. II. Sprache und Dichtung – A. Name und Namen – §10. Die Deutung des Ethnonyms „Germani“ (Ungekürzte Wiedergabe des Artikels aus Band 11 des Reallexikons der Germanischen Altertumskunde), in: Germanen, Germania, Germanische Altertumskunde. Mit einem Vorwort von Heinrich Beck. Studienausgabe. Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/New York. S. 79–85.
- Niemitz, Carsten 2003. Rassenlehre, Rassenideologie, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (Band 24). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/New York. S. 153–156.
- Noller, Sonja 1959. Eckart, Johann Dietrich, in: Neue Deutsche Biographie (Band 4, Dittel–Falck). Hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Berlin. S. 284.
- Öden, Emmelie 2017. Rechtsextreme Verlage in Deutschland. Eine aktuelle Bestandsaufnahme. Mainz.
- Otto, Ulla 1968. Die literarische Zensur als Problem der Soziologie der Politik (Bonner Beiträge zur Soziologie, Band 3). Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Gottfried Eisermann. Stuttgart.
- Paul, Ina Ulrike 1996. Paul de Lagarde, in: Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871–1918. Hg. von Uwe Puschner u.a. München. S. 45–93.
- Pfeiffer, Thomas 2021. Rechtsextremismus als Erlebniswelt. Musik, Symbolik, Sprache, in: Rechtsextremismus – Musik und Medien (Schriften zur Politischen Musikgeschichte, Band 2). Hg. von Sabine Mecking u.a. Göttingen. S. 65–84.
- Piper, Ernst 2005. Alfred Rosenberg. Hitlers Chefideologe. München.

- Piper, Ernst 2012. „Der Nationalsozialismus steht über allen Bekenntnissen.“ Alfred Rosenberg und die völkisch-religiösen Erneuerungsbestrebungen, in: Die völkisch-religiöse Bewegung im Nationalsozialismus. Eine Beziehungs- und Konfliktgeschichte (Schriften des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung, Band 47). Hg. von Uwe Puschner und Clemens Vollnhals. Göttingen. S. 337–353.
- Plachta, Bodo 2006. Zensur (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 17660). Stuttgart.
- Poole, Russell 2005. Skaldische Dichtung, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (Band 28). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/New York. S. 562–567.
- Pringle, Heather 2006. The Master Plan. Himmler's scholars and the Holocaust. London.
- Puschner, Uwe/Ulbricht, Justus H. 1996. Guido von List, in: Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871–1918. Hg. von Uwe Puschner u.a. München. S. 916–917.
- Puschner, Uwe 2001. Die völkische Bewegung im wilhelminischen Kaiserreich. Sprache – Rasse – Religion. Darmstadt.
- Puschner, Uwe 2004. Germanenideologie und völkische Weltanschauung, in: Zur Geschichte der Gleichung „germanisch–deutsch“. Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 34). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin. S. 103–129.
- Quak, Arend 2006. Vries, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (Band 32). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/New York. S. 651–654.
- Quenstedt, Werner/Schröter, Manfred 1957. Dacqué, Edgar, in: Neue Deutsche Biographie (Band 3, Bürklein–Ditmar). Hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Berlin. S. 465–467.
- Rafetseder, Hermann 1988. Buchhinrichtungen. Öffentliche Schriftenverbrennung durch Henkershand als Extremfälle der Zensur in: „Unmoralisch an sich ...“. Zensur im 18. und 19. Jahrhundert (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, Band 13). Hg. von Herbert G. Göpfert und Erdmann Weyrauch. Wiesbaden. S. 89–103.
- Ranke, Winfried 1997. Propaganda in: Enzyklopädie des Nationalsozialismus. Mit zahlreichen Abbildungen, Karten und Grafiken. Hg. von Wolfgang Benz u.a. Stuttgart. S. 34–49.
- Reichert, Hermann 1999. Häduer, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (Band 13). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/New York. S. 275–276.
- Reichert, Hermann 2008. Zum Namen des Drachentöters. Siegfried – Sigurd – Sigmund – Ragnar. Beiträge zur Namenkunde, in: Nomen et Fraternitas. Festschrift für Dieter Geuenich zum 65. Geburtstag (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 62). Hg. von Uwe Ludwig und Thomas Schilp. Berlin/New York. S. 131–167.
- Reimann, Bruno W. 1986. Die „Selbst-Gleichschaltung“ der Universitäten 1933, in: Hochschule und Wissenschaft im Dritten Reich. Hg. von Jörg Tröger. Frankfurt am Main. S. 38–52.

- Römer, Ruth 1989. Sprachwissenschaft und Rassenideologie in Deutschland. 2. verbesserte Auflage. München.
- Rother, Rainer 2010. Nationalsozialismus und Film, in: Medien im Nationalsozialismus. Hg. von Bernd Heidenreich und Sönke Neitzel. Paderborn. S. 125–144.
- Russ, Anja 2003. Vries, Jan de, in: Internationales Germanistenlexikon 1800–1950 (Band 3, R–Z). Hg. von Christoph König. Berlin/New York. S. 1961–1962.
- Sarkowicz, Hans 2010. „Nur nicht langweilig werden ...“. Das Radio im Dienst der nationalsozialistischen Propaganda in: Medien im Nationalsozialismus. Hg. von Bernd Heidenreich und Sönke Neitzel. Paderborn. S. 205–234.
- Schach, Paul 1993. Saga, in: Medieval Scandinavia. An Encyclopedia (Garland Encyclopedias of the Middle Ages Vol. 1, Garland Reference Library of the Humanities Vol. 934). Hg. von Phillip Pulsiano u.a. New York/London. S. 561.
- Schaeffgen, Annette 2009. Gobineau, Joseph Arthur Comte de, in: Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart (Band 2/1 Personen, A–K). Hg. von Wolfgang Benz. Berlin. S. 289.
- Schaller, Helmut 2002. Der Nationalsozialismus und die slawische Welt. Regensburg.
- Scheffler, Wolfgang 1972. Himmler, Heinrich, in: Neue Deutsche Biographie (Band 9, Hess–Hüttig). Hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Berlin. S. 172–175.
- Schier, Kurt 1975. Balder, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (Band 2). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/New York. S. 2–7.
- Schier, Kurt 1986. Edda, Ältere, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (Band 6). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/New York. S. 355–387.
- Schlögl, Hermann Alexander 2008. Das Alte Ägypten (Beck'sche Reihe 2305). 3., durchgesehene Auflage. München.
- Schmauder, Michael 2020. Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme, in: Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme (Begleitband zur Ausstellung „Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme“, Berlin/Bonn, 2020–2021). Hg. von Thorsten Valk und Matthias Wemhoff. Darmstadt. S. 19–39.
- Schmidt, Philipp 2018. Germanenbilder. „Germanische“ Stoffe und Motive in der skandinavisch-, deutsch- und niederländischsprachigen Literatur von der Vorromantik bis 2013. Würzburg.
- Schnurbein, Stefanie von 1992. Religion als Kulturkritik. Neugermanisches Heidentum im 20. Jahrhundert. Heidelberg.
- Schnurbein, Stefanie von 1993. Göttertröst in Wendezeiten. Neugermanisches Heidentum zwischen New Age und Rechtsradikalismus (Claudius Kontur). München.
- Schnurbein, Stefanie von 1996a. Die Suche nach einer „arteigenen“ Religion in „germanisch-“ und „deutschgläubigen“ Gruppen, in: Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871–1918. Hg. von Uwe Puschner u.a. München. S. 172–185.

- Schnurbein, Stefanie von 1996b. Ludwig Fahrenkrog, in: Handbuch zur „Völkischen Bewegung“ 1871–1918. Hg. von Uwe Puschner u.a. München. S. 904.
- Schnurbein, Stefanie von 2005. Nordisten und Nordglaube. Wechselwirkungen zwischen akademischen und religiösen Konzepten von germanischer Religion, in: Germanentum im Fin de Siècle. Wissenschaftsgeschichtliche Studien zum Werk Andreas Heuslers (Studien zur Geschichte der Wissenschaften in Basel, Neue Folge 3). Hg. von Jürg Glauser und Julia Zernack. Basel. S. 309–325.
- Schnurbein, Stefanie von 2016. Norse Revival. Transformations of Germanic Neopaganism (Studies in Critical Research on Religion, Band 5). Leiden/Boston.
- Schriewer, Jürgen 1982. Lagarde, Paul de, in: Neue Deutsche Biographie (Band 13, Krell–Laven). Hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Berlin. S. 409–412.
- Schütz, Erhard 2015. Seher, Sinnende, Sachliche und Seichte. Aspekte der Literatur im NS-Staat, in: Kunst im NS-Staat. Ideologie, Ästhetik, Protagonisten. Hg. von Wolfgang Benz u.a. Berlin. S. 91–116.
- Scultetus, Hans Robert 1961. Fauth, Philipp, in: Neue Deutsche Biographie (Band 5, Falck–Fyner). Hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Berlin. S. 35–36.
- See, Klaus von 1970. Deutsche Germanen-Ideologie. Vom Humanismus bis zur Gegenwart. Frankfurt am Main.
- See, Klaus von 1994. Barbar, Germane, Arier. Die Suche nach der Identität der Deutschen. Heidelberg.
- See, Klaus von 2001. Freiheit und Gemeinschaft. Völkisch-nationales Denken in Deutschland zwischen Französischer Revolution und Erstem Weltkrieg. Heidelberg.
- See, Klaus von 2006. Ultima Thule, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (Band 31). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/Boston. S. 416–420.
- Seeba, Hinrich C. 2003. Hermanns Kampf für Deutschlands Not. Zur Topographie der nationalen Identität, in: Arminius und die Varusschlacht. Geschichte – Mythos – Literatur. 3., aktualisierte und erweiterte Auflage. Hg. von Rainer Wiegels und Winfried Woesler. Paderborn. S. 355–365.
- Seebold, Elmar 2012. Die frühen Germanen und ihre Nachbarn, in: Altertumskunde – Altertumswissenschaft – Kulturwissenschaft: Erträge und Perspektiven nach 40 Jahren Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 77). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/Boston. S. 245–262.
- Selig, Wolfram 2009. Sebottendorff, Rudolf von, in: Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart (Band 2/2 Personen, L–Z). Hg. von Wolfgang Benz. Berlin. S. 757–758.

- Sénécheau, Miriam 2015. Was bleibt – Spuren der NS-Germanenideologie in der Gegenwart, in: Mythos Germanien. Das nationalsozialistische Germanenbild in Schulunterricht und Alltag der NS-Zeit (Schriftreihe des Westfälischen Schulmuseums Dortmund, Band 8). Hg. von Erik Beck und Arne Timm. Dortmund. S. 106–115.
- Simek, Rudolf 2000. Gloria – Memoria – Historia. Zur Berühmtheit und Erinnerung als Kern von Geschichtsdenken und Sagaschreibung, in: Studien zur Isländersaga. Festschrift für Rolf Heller (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 24). Hg. von Heinrich Beck und Else Ebel. Berlin/New York. S. 255–267.
- Simek, Rudolf 2006. Lexikon der germanischen Mythologie. Dritte, völlig überarbeitete Auflage. Stuttgart.
- Simek, Rudolf/Hermann Pálsson 2007. Lexikon der altnordischen Literatur. Die mittelalterliche Literatur Norwegens und Islands. Zweite, wesentlich vermehrte und überarbeitete Auflage von Rudolf Simek. Stuttgart.
- Simek, Rudolf 2009. Die Wikinger (Beck'sche Reihe 2081). 5. Auflage. München.
- Smith, Stuart Tyson 2010. Ethnicity and culture, in: The Egyptian World. Hg. von Toby Wilkinson. London. S. 218–241.
- Sprenger, Ulrike 2002. Nibelungensagen, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (Band 21). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/New York. S. 135–139.
- Steuer, Heiko 1998. III. Archäologie – B. Ursprung und Ausbreitung der Germanen – §21. Die Germanen und der Norden, in: Germanen, Germania, Germanische Altertumskunde. Mit einem Vorwort von Heinrich Beck. Studienausgabe. Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/New York. S. 138–147.
- Steuer, Heiko 2001. Herbert Jankuhn und seine Darstellungen zur Germanen- und Wikingerzeit, in: Eine hervorragend nationale Wissenschaft. Deutsche Prähistoriker zwischen 1900 und 1945 (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 29). Hg. von Heiko Steuer. Berlin. S. 417–473.
- Steuer, Heiko 2004. Das „völkisch“ Germanische in der deutsche Ur- und Frühgeschichtsforschung. Zeitgeist und Kontinuitäten, in: Zur Geschichte der Gleichung „germanisch-deutsch“. Sprache und Namen, Geschichte und Institutionen (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 34). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin. S. 357–502.
- Steuer, Heiko 2020. Zehn Vorurteile antiker und moderner Historiker. Über die Verhältnisse in „Germanien“ in den ersten Jahrhunderten um und nach Christi Geburt, in: Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme (Begleitband zur Ausstellung „Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme“, Berlin/Bonn, 2020–2021). Hg. von Thorsten Valk und Matthias Wemhoff. Darmstadt. S. 43–65.
- Stöber, Rudolf 2010. Presse im Nationalsozialismus in: Medien im Nationalsozialismus. Hg. von Bernd Heidenreich und Sönke Neitzel. Paderborn. S. 275–294.

- Sünner, Rüdiger 2009. Schwarze Sonne. Entfesselung und Mißbrauch der Mythen in Nationalsozialismus und rechter Esoterik. Erweiterte Neuausgabe. Klein Jasedow.
- Thomas, Werner 1980. Krause, Wolfgang, in: Neue Deutsche Biographie (Band 12, Kleinhans–Kreling). Hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Berlin. S. 709–710.
- Timpe, Dieter 1998. I. Geschichte – A. Germanen, historisch, in: Germanen, Germania, Germanische Altertumskunde. Mit einem Vorwort von Heinrich Beck. Studienausgabe. Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/New York. S. 2–65.
- Timpe, Dieter 2006. Römisch-germanische Begegnung in der späten Republik und frühen Kaiserzeit. Voraussetzungen – Konfrontationen – Wirkungen. Gesammelte Studien (Beiträge zur Altertumskunde, Band 233). München/Leipzig.
- Uecker, Heiko 2004. Geschichte der altnordischen Literatur (Reclams Universal-Bibliothek Nr. 17647). Stuttgart.
- Ulbricht, Justus H. 1997. „Veni Creator Spiritus“ oder: „Wann kehrt Baldr heim?“. Deutsche Wiedergeburt als völkisch-religiöses Projekt, in: Politische Religion, religiöse Politik. Hg. von Richard Faber. Würzburg. S. 161–172.
- Vésteinn Ólason 1993. Íslendingasögur, in: Medieval Scandinavia. An Encyclopedia (Garland Encyclopedias of the Middle Ages Vol. 1, Garland Reference Library of the Humanities Vol. 934). Hg. von Phillip Pulsiano u.a. New York/London. S. 333–336.
- Vorein, Christian 2008. Nationalsozialistische Schulbücher des Gaus Mecklenburg. Eine lexikologische Untersuchung zur sprachlichen Vermittlung der NS-Ideologie (Deutsche Sprache und Literatur, Reihe I, Band 1965). Frankfurt am Main.
- Walter, Ernst 2000. Zum Problem des Christlichen in den Isländersagas, in: Studien zur Isländersaga. Festschrift für Rolf Heller (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 24). Hg. von Heinrich Beck und Else Ebel. Berlin/New York. S. 275–282.
- Weber, Gerd W. 1986. Edda, Jüngere, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (Band 6). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/New York. S. 394–411.
- Welch, David 1993. The Third Reich. Politics and propaganda. London/New York.
- Wenskus, Reinhard 1999. Über die Möglichkeit eines allgemeinen interdisziplinären Germanenbegriffs, in: Germanenprobleme in heutiger Sicht (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 1). Hg. von Heinrich Beck. Berlin. S. 1–21.
- Werner, Otmar 1994. Färöer, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (Band 8). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/New York. S. 118–135.
- Wienfort, Monika 2009. List, Guido von [d. i. Karl Aton List], in: Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart (Band 2/2 Personen, L–Z). Hg. von Wolfgang Benz. Berlin. S. 483–485.

- Wilke, Jürgen 2003. Kommunikations- und Mediengeschichte, in: Öffentliche Kommunikation. Handbuch Kommunikations- und Medienwissenschaft. Hg. von Günter Bentele u.a. Wiesbaden. S. 151–168.
- Wilke, Jürgen 2007. Presseanweisungen im zwanzigsten Jahrhundert. Erster Weltkrieg – Drittes Reich – DDR (Medien in Geschichte und Gegenwart, Band 24). Köln u.a.
- Winkler, Martin M. 2015. Arminius the liberator: Myth and Ideology. Oxford.
- Wiwjorra, Ingo 2009. Zwischen Spurensuche und Fiktion – Was wissen wir über die Religion „unserer Ahnen“?, in: Völkisch und national. Zur Aktualität alter Denkmuster im 21. Jahrhundert (Wissenschaftliche Beibände zum Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums, Band 29). Hg. von Uwe Puschner und G. Ulrich Großmann. Darmstadt. S. 291–311.
- Wolf, Alois 2000. Die Skaldendichtung – Wegbereiterin der Sagaprosa?, in: Studien zur Isländersaga. Festschrift für Rolf Heller (Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde, Band 24). Hg. von Heinrich Beck und Else Ebel. Berlin/New York. S. 283–300.
- Wolters, Reinhard 2008. Die Schlacht im Teutoburger Wald. Arminius, Varus und das römische Germanien. München.
- Wolters, Reinhard 2020. Germanenname und Germanenbegriff in der Antike, in: Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme (Begleitband zur Ausstellung „Germanen. Eine archäologische Bestandsaufnahme“, Berlin/Bonn, 2020–2021). Hg. von Thorsten Valk und Matthias Wemhoff. Darmstadt. S. 451–463.
- Würth, Stefanie 2000. Isländersagas, in: Reallexikon der Germanischen Altertumskunde (Band 15). Hg. von Heinrich Beck u.a. Berlin/New York. S. 511–516.
- Zernack, Julia 1997. Germanische Restauration und Edda-Frömmigkeit, in: Politische Religion, religiöse Politik. Hg. von Richard Faber. Würzburg. S. 143–160.
- Zernack, Julia 1999. Neckel, Gustav, in: Neue Deutsche Biographie (Band 19, Nauwach–Pagel). Hg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Berlin. S. 20–21.

Onlineliteratur

- [o. A.]. Dohm, Johann Josef Baptist, in: deutsche-biographie.de. <https://www.deutsche-biographie.de/pnd1051207681.html> [zuletzt aufgerufen am 4. Juli 2024]
- [o. A.]. Kiss, Edmund, in: deutsche-biographie.de. <https://www.deutsche-biographie.de/pnd130452416.html> [zuletzt aufgerufen am 11. Juli 2024]
- Baetke, Walter 2006. Wörterbuch zur altnordischen Prosaliteratur digital. Bearbeitet von Hans Fix u.a. Greifswald. https://epub.ub.uni-greifswald.de/frontdoor/deliver/index/docId/7761/file/baetke_digital.pdf [zuletzt aufgerufen am 4. Juli 2024]
- Gradwohl-Schlacher, Karin 2014. Elmayer von Vestenbrugg (Elmayer-Vestenbrugg), Rudolf von, in: Österreichisches Biographisches Lexikon ab 1815. Hg. vom Austrian Centre for Digital Humanities and Cultural Heritage. 2., überarbeitete Auflage. https://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_E/Elmayer-Vestenbrugg_Rudolf_1881_1970.xml;internal&action=hilite.action&Parameter=elmayer* [zuletzt aufgerufen am 4. Juli 2024]
- Maegerle, Anton 2016. Was liest der rechte Rand? Der Bücherschrank. <https://www.bpb.de/themen/rechtsextremismus/dossier-rechtsextremismus/239438/was-liest-der-rechte-rand-der-buecherschrank/> [zuletzt aufgerufen am 4. Juli 2024]
- Partsch, Susanna 2009. Graul, Werner, in: Allgemeines Künstlerlexikon Online. Hg. von Wolf Tegethoff u.a. Berlin/New York. https://www-degruyter-com.emedien.ub.uni-muenchen.de/database/AKL/entry/_00646350/html [zuletzt aufgerufen am 4. Juli 2024]
- Rothstein, Sigurd [o. J.]. Svenska pressen står fri. Die schwedische Presse ist frei. Die Pressefehde zwischen Deutschland und Schweden 1934. Kristianstad. <https://www.diva-portal.org/smash/get/diva2:280289/FULLTEXT01.pdf>. [zuletzt aufgerufen am 4. Juli 2024]

Sonstige Onlinequellen

- Webseite der Thule-Gesellschaft: <http://www.thule-gesellschaft.org/> [zuletzt aufgerufen am 11. Juli 2024]
- Facebook-Seite der Thule-Gesellschaft:
<https://www.facebook.com/profile.php?id=100067125877635> [zuletzt aufgerufen am 11. Juli 2024]
- Webseite des Thule-Seminars: <http://www.thule-seminar.org/> [zuletzt aufgerufen am 11. Juli 2024]
- Digitalisat der Entnazifizierungsakte Ludwig Fahrenkrogs: https://www2.landesarchiv-bw.de/ofs21/bild_zoom/thumbnails.php?bestand=593&id=2946080&sys suche=&logik= [zuletzt aufgerufen am 4. Juli 2024]
- Eintrag des Saarländischen Schulmuseums zum Schulwandbild Eine Siedlung zur jüngeren Steinzeit: <https://saarland.digicult-museen.net/objekte/6484> [zuletzt aufgerufen am 1. November 2024]

Eintrag des Lippischen Landesmuseums zum Schulwandbild Germanische Tracht zur Eisenzeit: <https://nat.museum-digital.de/object/16073?navlang=de> [zuletzt aufgerufen am 1. November 2024]

Eintrag des Saarländischen Schulmuseum zum Schulwandbild Germanische Tracht zur Bronzezeit: <https://saarland.digicult-museen.net/objekte/5960> [zuletzt aufgerufen am 1. November 2024]

Webseite des Verfassungsschutzes: https://www.verfassungsschutz.de/SharedDocs/publikationen/DE/rechtsextremismus/2022-02-rechtsextremismus-symbole-zeichen-organisationen.pdf?__blob=publicationFile&v=19 [zuletzt aufgerufen am 1. November 2024]

Webseite des Forsite Verlag-Shops: https://parzifal-versand.de/advanced_search_result.php?categories_id=&inc_subcat=1&keywords=rassen [zuletzt aufgerufen am 1. November 2024]

Webseite des Forsite Verlags: <http://www.forsite-verlag.de/index.php?id=37> [zuletzt aufgerufen am 1. November 2024]

Webseite des Verlags Antaios: <https://antaios.de/gesamtverzeichnis-antaios/einzeltitel/44805/gab-es-germanen-eine-spurensuche> [zuletzt aufgerufen am 1. November 2024]

Webseite der Stadt Bad Belzig: <http://rig.stadt-belzig.de/ti-1/> [zuletzt aufgerufen am 1. November 2024]

Mitgliederforum der Germanischen Glaubensgemeinschaft: <http://ggg-forum-fuer-germanisches-altheidentum.xobor.de/> [zuletzt aufgerufen am 1. November 2024]

Artikel zur Serie Vikings: <https://www.history.co.uk/articles/interview-with-michael-hirst-creator-of-vikings> [zuletzt aufgerufen am 1. November 2024]

<https://www.cinemablend.com/television/2547390/vikings-creator-addresses-historical-accuracy-concerns-on-history-channel-series> [zuletzt aufgerufen am 1. November 2024]

Gesetzesblätter

(Die Sortierung erfolgt chronologisch)

RGBl. 1933 I S. 175 (Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums)

RGBl. 1933 I S. 661 (Reichskulturkammergesetz).

RGBl. 1933 I S. 713 (Schriftleitergesetz).

Bildquellenverzeichnis

Bildquellenangaben

Abb. 1: Schulwandbild *Wikinger auf Binnenfahrt im Odertal*

<http://saarland.digicult-museen.net/objekte/2416> [zuletzt aufgerufen am 4. Juli 2024]

Abb. 2: Schulwandbild *Germanisches Gehöft um Christi Geburt* (© akg-images)

Abb. 3: Schulwandbild *Eine Siedlung zur jüngeren Steinzeit* (© akg-images)

Abb. 4: Schulwandbild *Der Hakenpflug. Jüngere Steinzeit* (© akg-images)

Abb. 5: Schulwandbild *Germanische Sonnenwendfeier*

<http://saarland.digicult-museen.net/objekte/5624> [zuletzt aufgerufen am 4. Juli 2024]

Abb. 6: Schulwandbild *Bekehrung der Germanen durch das Christentum* (© akg-images)

Abb. 7: Schulwandbild des Gottes Þórr (© akg-images)

Abb. 8: Schulwandbild *Germanische Tracht zur Eisenzeit*

<https://nat.museum-digital.de/object/16073> [zuletzt aufgerufen am 4. Juli 2024] [Lippisches Landesmuseum, CC BY-NC-SA]

Abb. 9: Schulwandbild *Germanische Tracht zur Bronzezeit um 1600 v. d. Zr.* auf der Titelseite der Zeitschrift *Germanen-Erbe*, in: *Germanen-Erbe. Monatsschrift für Deutsche Vorgeschichte*. 1. Jahrgang, Heft 1, Mai 1936. Leipzig.

Urheberangaben

CC BY-NC-SA 3.0: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/legalcode> [zuletzt aufgerufen am 4. Juli 2024]

